meine sommerliche galerie - la foire aux

Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/moderngermanpros00nichuoft

LaG.Gr
N6164m

MODERN GERMAN PROSE

A READER
FOR ADVANCED CLASSES

COMPILED AND ANNOTATED

BY

A. B. NICHOLS
PROFESSOR OF GERMAN IN SIMMONS COLLEGE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

413722
8.7.43

NEW YORK
HENRY HOLT AND COMPANY
1909

Copyright, 1908,

by

HENRY HOLT AND COMPANY

PREFACE.

GERMAN is a difficult tongue. Teachers of modern languages would, I conceive, agree that the command of vocabulary and idiom which can be acquired in French in three years demands four years in German. In the first two years little more can be accomplished — I am speaking now of reading — than the mastery of narrative prose and of the easier plays of the classic period. To the third year are usually allotted the major works of Lessing, Goethe and Schiller. I would not for a moment underrate the value of these as training in literature. They are stimulating and profitable in the highest degree. But if a student's formal study of German ends here, he is left quite unprepared for the very different task of coping with contemporary literature of a serious sort. When he attempts to read modern biography, history, literary criticism, political and scientific discussions, — topics that will chiefly engage his attention if he aims to appropriate the results of German thought and research, — he will find himself face to face with a new and difficult task.

It is to bridge the gap between the German of Goethe and Schiller and that of the essay, review and editorial of to-day that this selection aims. Where a place can be found for it in the present crowded curriculum is a question for the individual teacher to solve. In many cases, in my opinion, it might wisely supplant the traditional third-year work, in others it might supplement it. In any case I feel sure that there are many teachers who will be glad to avail themselves of the opportunity to introduce their students to contemporary German prose in its various aspects.

In making my selection I have been governed by the wish to present a large variety of topics and of styles, even at the cost of making the table of contents a somewhat miscellaneous one. I have therefore not attempted to classify the material beyond arranging it approximately in order of difficulty. The first half of the Reader is made up of comparatively easy selections, some of them very easy, to encourage sight-reading in class and out. The second half contains matter distinctly more difficult. I have also tried to make the selections such as will appeal to the student's interest and not make too large demands on his general information. The notes do not attempt to develop all the lines of comment that the text suggests, but simply to supply the most essential information on the topics discussed. I have used a free hand in bringing the extracts within the requisite compass and in eliminating matter which would present unprofitable difficulty, but the writer's argument is in every case left intact.

A. B. N.

Simmons College,
September, 1908.

CONTENTS.

I.

		PAGE
1.	Hebbel: Der Vesuv	3
2.	Grillparzer: Erinnerungen an Beethoven	9
3.	Rosegger: Der Ameisler: ein Bildchen aus dem Walde	16
4.	Mogk: Mythen und Sagen von dämonischen Wesen	22
5.	Gregorovius: Aus Italien	28
6.	Lobe: Einfluß des Christentums bei der Entwickelung des Rechts	36
7.	Wilmanns: Walther von der Vogelweide	41
8.	Biedermann: Goethes und Schillers Jugend	47
9.	Ratzel: Am Vorabend des deutsch-französischen Kriegs	54
10.	E. Wolff: Die Kriegspoesie von 1870–71	60
11.	Bismarck: Nach der Sedanschlacht	66
12.	Kirchhoff: Die oberrheinische Tiefebene und ihre Bewohner	71
13.	Helmholtz: Die Sonne	78
14.	ten Brink: Shakespeare als Dramatiker	85
15.	Freytag: Die Erhebung Preußens gegen Napoleon I.	92
16.	G. Curtius: Jakob Grimm	98
17.	J. Grimm: Wilhelm Grimm	106
18.	Paulsen: Die deutsche Universität	114
19.	Behaghel: Die Einwirkung fremder Sprachen auf das Deutsche	120
20.	Ranke: Die Anfänge Luthers	127

II.

21.	Bulthaupt: Minna von Barnhelm	137
22.	Treitschke: Der Turnvater Jahn	144
23.	Freytag: Die dramatische Charakterbildung bei den Romanen und bei den Germanen	150

PAGE

24. K. Fischer: Die Idee der Rettung in Goethes „Faust" . . 155
25. Nietzsche: Moralische Vorurteile 162
26. Schmoller: Henry George 170
27. Helmholtz: Wissen ist Macht 177
28. Hettner: Die religiöse und politische Denkweise Friedrichs des Großen 183
29. Eberhard-Lyon: Aus dem deutschen Sprachschatze . . . 189
30. Neurath: Der wirtschaftliche Kampf ums Dasein . . . 195
31. Bartels: Konrad Ferdinand Meyer 203
32. Wundt: Die psychischen Eigenschaften der Tiere . . . 208
33. Credner: Die Gestaltung der Erdoberfläche 213
34. Harnack: Das moderne Bildungsstreben 221
35. A. Stern: Der Naturalismus: eine abfällige Kritik . . 228
36. Anzengruber: Der Naturalismus: zur Verteidigung . . 233
37. Hebbel: Shakespeare und seine Vorgänger 238
38. R. Wagner: Die Programmmusik 243
39. Eucken: Religion und Geschichte 247
40. E. Du Bois-Reymond: Der Ursprung der neueren Naturwissenschaften 253

NOTES 263

Erſter Teil

Depuis un siècle l'Allemagne a produit un des plus beaux développements intellectuels qu'il y ait jamais eu, un développement qui a, si j'ose le dire, ajouté un degré de plus à l'esprit humain en profondeur et en étendue, si bien que ceux qui n'ont pas participé à cette culture nouvelle sont à ceux qui l'ont traversée comme celui qui ne connaît que les mathématiques élémentaires est à celui qui connaît le calcul différentiel.

RENAN: *Lettre à M. Strauss.*

I.

Der Vesuv.

Friedrich Hebbel*

Rom verließ ich den 16. Juli 1845 des Morgens in der Früh. Der Abschied war mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren würde. Er wird mir aber auch nicht schwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beschauer macht, kommt nur durch Reflexion; es ist ja nicht mehr die Stadt der Cäsaren, man muß die Bruchstücke des großen antiken Daseins kümmerlich aus dem modernen Ameisenhaufen heraussuchen und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen soll.

Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontinischen Sümpfe. Über diese mußte ich erstaunen, da sie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern strotzend, am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlingsfeld, das aussah, als ob es der Teufel bebaute. Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menschenhand in eine Kornkammer zu verwandeln, jedoch müssen sie ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, denn den Römern waren sie schrecklich, und die unternahmen noch mehr als jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde sich ausruhen mußten. In Terracina erblickten wir schon den Vesuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die senkrecht von ihm aufstieg. Nun kamen wir ins Neapolitanische, wo sich

* Sämtliche Werke. Hamburg, 1891. Bd. 9. S. 221.

gleich eine ganz andere Agrikultur zeigte als im römischen Gebiet. Einen äußerst wohltuenden Anblick gewährt die Campagna felice. Der Segen quillt aus dem Boden hervor, es ist wie ein Goldregen von unten herauf: Feigen, Öl, Wein, Korn, alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Molo di Gaeta hatten wir aus unserem Zimmer bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wissenschaftliches Fest dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen sie in Augenschein, aber für mich haben solche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem frischen Dufte der Orangen, die das Leben, wie eben so viele Standarten seines ewigen Triumphs über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüsten Trümmerhaufen selbst. Am dritten Tage hatten wir schon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Kaktus fing an, wild zu wachsen, und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir an die Tore von Neapel; während die Douane unseren Wagen visitierte, betrachteten wir den Vesuv, den wir gerade vor uns sahen.

Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geschweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es ist ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantasie freilich sieht mehr als das Auge; ihr schweben Herkulanum und Pompeji vor, die sich vertraulich an seine Brust gelegt hatten und es so teuer büßen mußten, und da sich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, so däucht er ihr ein Riese, der sich schlafend stellt, um desto sicherer zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umstände, und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalt in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier rekommandiert; der Vetturin machte unterwegs noch allerlei ab, es war Nacht, als wir die Straße erreichten. Sie liegt in der allerschönsten Gegend, unmittelbar am Golf, wir

erhielten ein Zimmer und hatten nun von unserem Balkon aus einen Anblick, der allerdings zu dem stolzen Wort: Vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unseren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer steigende Klarheit verbreitend, langsam der eben voll gewordene Mond aufstieg, und am andern Ufer uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob sich der Vesuv mit seiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, sondern er spie, was keineswegs immer der Fall ist und zuweilen im ganzen Jahr nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerstrom vom Krater niederfloß. Der Ausdruck „speien" ist außerordentlich bezeichnend, denn dies gewaltige Schauspiel macht weniger den Eindruck einer Erderuption, als eines bewußten Vernichtungsaktes einer ungeheuren dämonischen Macht, die sich, Verderben brütend, in die Schöpfung hinein gestellt hat. Die zwischen die verschiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pausen sind wie ein Sammeln des Atems, und das Ausstoßen und Heraufblasen des Elements ist wie ein Entleeren von Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spazierfahrende, Fischerbarken mit flackernden Feuerbündeln ruderten hinaus, das Mondlicht badete sich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Austern- und Eßmarkt etabliert ist, trieb alles sein Wesen, was den Tag scheut und die Nacht liebt; die Fremden genossen die kühlen und kräftigenden Seetiere, die Italiener ihre Maccaroni, und dazwischen wurde gejubelt und gesungen.

Sonnabend, den 19., bestieg ich den Vesuv, von zwei jungen Männern, die mich hier besucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeschoben, weil ich gleich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und später den Vollmond abwarten wollte. Wir fuhren nachmittags um 3 Uhr mit der Eisenbahn nach Portici oder vielmehr Resina, welches die Fortsetzung von Portici bildet und über dem eben aus diesem Grunde nicht völlig aufgegrabenen Herkulanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Esel

und machten uns auf den Weg. Wir ritten, obgleich es beständig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im rasendsten Galopp; die Führer hingen sich mit der einen Hand an den Schwanz des Esels und peitschten ihn mit der andern. Bald holten wir ein Paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun also eine Kavalkade von fünf Personen aus. Es geht lange zwischen Weinbergen fort, denn der Vesuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt sich nur sehr allmählich; dann kommt man in die Region der ältesten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des ersten Ausbruchs von 79, bei dem Herkulanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerksam gemacht. Hier ist es mit der Vegetation vorbei, eine schwarze Wüste, frischgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellenlinien, dehnt sich vor dem Auge aus, und der eigentliche Bergkegel, von dem Hintergrund des Horizonts abgelöst, tritt schauerlich und nackt in öder Selbständigkeit hervor. Es war kein heller Tag, Wolken standen am Himmel, der Schatten, den eine derselben warf, kroch unheimlich auf seinem Nacken herum. Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meeres, dessen köstliche Bläue seltsam mit unserer Umgebung kontrastierte. Bei der sogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheuren Preise, die von diesen frommen Vätern für die schlechteste Bewirtung gefordert werden, selbst die Engländer abschreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Esel weiter, dann befanden wir uns am Fuße des Kegels und mußten unsere eigenen Kräfte versuchen. Er ist stufenweise mit Steinen, die, von der Größe abgesehen, den Schmiedeschlacken gleichen, und mit Asche, die jedoch sehr grobkörnig ist, überdeckt, und zwar so, daß man, je nachdem man will, völlig in der Asche hinaufwaten oder auf den Steinen hinaufklettern kann. Wir zogen das letztere vor, fünf Lazzaroni sprangen voraus und schleppten uns an Stricken, die sie über die Schultern schlugen, nach, was

die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren sehr bald, etwa in einer guten halben Stunde, oben; die Beschwerlichkeiten waren nicht so groß, als sie uns geschildert worden waren.

Nun galt es zunächst einen Kampf mit den Lazzaroni. Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohnes vergessen, und nun verlangten sie nach echt neapolitanischer Weise das Zehnfache dessen, womit sie sonst zufrieden gewesen wären. Natürlich erreichten sie nicht ihren Zweck, aber man mußte sich doch erst mit ihnen abzanken. Doch war das Bild, das uns oben entgegentrat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte gestört oder auch nur verringert werden können. Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammengeflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnisvollen Schoß des Berges hervorgebrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon von unten bemerkt, in regelmäßigen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauffahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Gezisch zusammengesetzt und zum Teil ein unterirdisches ist, und ein roter Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, diesmal nicht breiter als ein mäßiger Fußsteig, bei einer Eruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend und alles Lebendige vor sich herjagend.

Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten, und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken, dies ist nur zu einer Zeit möglich, wo der Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der jetzt ruhte, sehr scharf von einer bestimmten Seite her weht und den Auswurf nebst der alles einhüllenden Rauchwolke abtreibt. Ich konnte mich anfangs, so lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens

nicht überzeugen und bestand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, sondern der mit uns gekommene Schutzsoldat schien sich mir sogar widersetzen zu wollen, und als später die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regellosigkeit, womit der Berg sie verstreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken gewesen, und wenn ein dreißig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menschlicher Schädel zusammenstoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davonzutragen als der Schädel.

Einen grauenhaften Anblick gewähren die erstarrten Lavaströme, die den Kegel, sich durcheinander windend, umringen; sie sehen aus wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe, und nicht etwa bloß für die Phantasie, sondern für das Auge; es ist, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kindertraum der Menschheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich sagte schon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deshalb die Aussicht beschränkt war, aber ich konnte das nicht bedauern, das schreckliche Bild ging um so besser zur Totalität zusammen, Wolken und Nebel legten sich als Rahmen herum und schnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerspeienden Berg, die Hölle muß sich selbst beleuchten; erst nach ihrem Untergang schloß sich der Eindruck in seiner ganzen Eigentümlichkeit ab. Man kann jedoch für andere so wenig sehen als Wein trinken, oder was weiß der Leser mehr, als er jetzt schon weiß, wenn ich sage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen schien, daß die Steine, die er um sich herum säete, röter glühten, daß das donnerähnliche Gekoller unter der Erde und das zischende Geheul sich verstärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch sein mildes, unschuldiges Licht einige Versöhnung in die düstre Szene, die ein ergreifendes Vorspiel jenes letzten Zeitmoments abgab, wo die Erde sein wird, wie dieser

Berg, kahl und öde und den Elementen zur völligen Zerstörung überantwortet. Wir weilten noch eine Viertelstunde, um auch die neue Beleuchtung noch zu genießen, dann stiegen wir wieder herunter. Dies war in wenigen Minuten vollbracht, es geht an der Aschenseite unglaublich rasch und ohne die geringste Beschwerde; nun wieder zu Esel nach Resina und dann zu Wagen nach Neapel, wo wir um zwölf Uhr nachts ankamen.

2.

Erinnerungen an Beethoven.

Franz Grillparzer.*

Das erste Mal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 1805 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abt Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz und zwar gegen seine spätere Gewohnheit höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich nur darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abt Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein

* Sämtliche Werke. Cotta, Stuttgart. Bd. 20. S. 205.

gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paar Mal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Tür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden. Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahegelegenen Döbling eine Landwohnung innehatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das

baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauers, Flehberger hieß er. Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehbergers Hoftore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren, in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftore stehen zu bleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde, Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Ratsherren so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Öffentlichkeit betreten. „Die Ahnfrau," „Sappho," „Medea," „Ottokar" waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn ein Opernbuch zu schreiben. Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigentümlich-

keiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Kompositeur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später Einzelnes geändert werden konnte, und endlich ihm ja freistand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Türe, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte, und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich mitten im eifrigen Gespräche nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. „Ihr Werk lebt hier," sagte er, indem er auf die Brust zeigte, „in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte; wo soll das hinführen?" Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet

des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Änderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden, u.s.w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte. Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er dort eingerichtet sein würde.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen heraus brachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb

Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen ſtieg, ſah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er geſeſſen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergeſſen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber ſchüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterliſt, lief er nur um ſo ſchneller in der entgegengeſetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutſcher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn ſeine Lebensweiſe allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen anderen Umſtänden in einem ſolchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie ſie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutſcher mit dem geſchenkten Gelde.

Später ſah ich ihn — ich weiß nicht mehr, wo — nur noch einmal wieder. Er ſagte mir damals: „Ihre Oper iſt fertig.“ Ob er damit meinte, fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verſtändlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchſtückweiſe enthielten, kann ich nicht ſagen. Gewiß iſt, daß nach ſeinem Tode ſich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinſchaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorſatze getreu, ihn auch nicht aufs leiſeſte daran zu erinnern, und kam nicht mehr in ſeine Nähe, bis ich in ſchwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand hinter ſeinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege, und ſeine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauſpieler Anſchütz an ſeinem Grabe halten ſollte. Ich war um ſo mehr erſchüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, ſuchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die

Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Äußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der Tat leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zu gute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Teil des „Faust“; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von Einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schiller sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers „Euryanthe,“ die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt im stande gewesen wäre,

seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Es geht ein Mann mit raschem Schritt,
Nun freilich geht sein Schatten mit;
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt;
Ein Sprung — und sicher, unverletzt,
Hat er den Abgrund übersetzt.
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

3.

Der Ameisler: ein Bildchen aus dem Walde.

P. K. Rosegger*

Wer in den Wald geht, der kommt selten leer zurück. Zerrt er schon keinen Baumstamm hinter sich her, so hat er doch ein frisches Stöcklein in der Hand; schleppt er schon kein Reisigbündel, so trägt er doch ein grünes Zweiglein am Hute; hat er schon keinen Korb mit Wildobst bei sich, so doch ein Sträußlein duftiger Beere; und trägt er schon kein erlegtes Wildpret, so krabbeln doch an seinem Leib Käfer und Ameisen auf und nieder.

* Das Geschichtenbuch des Wanderers. Wien. 1885. Bd. 1. S. 300.

Da kannst du im Walde einem sonderbaren Mann begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann sein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken; aber über diesem und an all seinen Gliedern, von der beflickten Beschuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Hast zahllose Ameisen auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angst, und wissen sich keinen Rat in der fremden, wandelnden Gegend, in die sie geraten.

Der Mann ist ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameisen, die Ameiseneier, zu sammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er sammelt auch die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, um solche als den in der Bauernschaft beliebten Waldrauch, der in den Häusern besonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu den bekannten kirchlichen Zwecken zu verwerten.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildschützen erschrickt er nicht, aber dem Förster weicht er aus. Endlich findet er einen Ameisenhaufen, er ist meistens an einen halbvermoderten Baumstock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeschichtet aus dürren Zweiglein und Splitterchen, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er ist über und über lebendig, und die unzähligen schwarzen oder braunen Tierlein rieseln beständig durcheinander hin und her, zu den tausend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Last auf sich oder eine solche suchend; andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emsigkeit herrsche und nirgends gestört werde. Die einen tragen ihre Puppen ins Freie, daß sie von der Sonne erwärmt werden; die anderen fangen Blattläuse ein, oder Goldkäfer, die sie als ihre Melkkühe zu verwerten wissen. Die Puppen jedoch nähren sie mit eigenem Safte. Der Verrichtungen sind tausenderlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangensten Straßen die dürren Baumnadeln und Holz-

stücken klein beißen. Trotzdem sind die Wege und Stege just nicht die glattesten und bequemsten; eines der Tiere steigt über das andere und wird dann selber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen sie zu Tausenden und kehren mit Baumaterialie, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll aber guten Mutes zurück. Die innere Ordnung und die mustergiltige Haushaltung der Ameisen können wir zufällig Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunstvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag, und nur wenn der Abend naht oder bei Regen oder Gewitterschwüle, ziehen sie sich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo sie sorgfältig die Puppen bergen. Bloß einzelne steigen langsam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Über diese Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum kommt der Mann in die Nähe — sie riechen ihn, bevor sie ihn sehen — so geraten die Ameisen in eine größere Hast, sie laufen wirr durcheinander, überstürzen sich, purzeln eine über die andere hin, ergreifen Nadeln, Körner, um sie wieder fallen zu lassen. Anstatt sich in die Löcher zu verkriechen, eilt alles aus denselben hervor, so daß die Oberfläche des Haufens ganz schwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entsteht, wobei die wenigen Besonnenen die große Masse nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt seine Hände noch mit Terpentin oder einem anderen Öl ein, damit sie gegen die Ameisensäure gefeit sind; dann erfaßt er seine Schaufel und reißt den seit Jahren mit unsäglichem Fleiße kunstvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Tierchen spritzen noch wehrhaft ihre scharfen Säfte gegen den Feind; aber nun in dem Greuel und Schreck der Zerstörung, wo diese unter den Trümmern begraben sind, andere dem grellen Tage bloßgelegt, andere verstümmelt, erdrückt, denken sie an nichts mehr als an ihre Kinder, die Puppen. Jede stürzt

sich auf eine Puppe, um sie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wissen sie, sind sie nicht sicher, also fort, hinaus ins Freie, in den Wald. Aber der Ameisler sputet sich, denn auch er will die Puppen, und bevor diese verschleppt sind, tut er seinen Leinwandsack auf und stopft und kraut und schaufelt den ganzen Ameisenhaufen in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert gewesen, wohl an fünfundzwanzigtausend Puppen mag er in sich geborgen haben, — ein hoffnungsvolles Geschlecht, und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieser bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achsel, und indem er über und über voll von Ameisen ist, eilt er mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu tun. Und findet er wieder einen Haufen, so macht er's wie mit dem ersten, und die Ameisen, große und kleine, schwarze und braune, samt ihren Puppen, samt dem Nadelfilze ihres Baus, samt ihren Harzkörnern und Vorratskammern kommen zusammen in den Sack, bis er voll ist.

Der Ameisler sucht nun einen geschützten, sonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Rasen ein großes weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er den Sack und schüttet den ganzen Inhalt desselben mitten auf das Tuch. Einstweilen hat hernach der Ameisler nichts zu tun, er kann sich in den Schatten des nahen Waldsaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Knappsack holen, mag sich hernach eine Pfeife anzünden und guten Mutes sein; die Ameisen sind von ihrer ärgsten Qual erlöst. Diese nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die sie noch immer bedroht; sie eilen, laufen, rennen, um sich zu orientieren; sie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk ist, das heimelt sie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken sie, rasch kehren sie zurück, jede zu einer Puppe, um sie aus dem Trümmerhaufen ins Grüne zu tragen. Da sucht nicht erst jede lang nach dem eigenen Kinde,

jede nimmt das nächste; die große Ameise die Puppe der kleinen, während die kleine schwer an jener der großen schleppt.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie unermüdlich aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk ist, so daß die Tiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und in Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den aufgehäuften, gelblichweißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu tun.

Viele Ameisler, die das Geschäft im Großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann zusammen auf das Tuch und gewinnen an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameisen im Wirrsal des zerstörten Haufens keine Puppe mehr, so laufen sie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Rasen und fort. Von all ihrer Arbeit und Habe besitzen sie jetzt nichts mehr. Arm bis aufs Blut, tun sie sich zusammen und gründen wieder kleine Familien, und diese tun sich zusammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen allsogleich den Bau eines neuen Haufens. Gottlob, wenn der Winter noch fern ist, so können sie noch einmal fertig werden. Und gottlob, wenn er nahe ist, dann haben sie Feierabend und vergessen im Winterschlafe die Drangsal, die sie heimgesucht hatte, bis nach leid- und freudloser Ruhe in der Maiensonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, so macht er sich an den toten Wust, der auf dem Tuche zurückgeblieben ist; aus

diesem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt sonach mit doppelter Beute in sein Dorf zurück.

Wohl ist in vielen Gegenden unseres Lands das Ameiseln verboten. Man hat den Nutzen, den diese Tierchen für die Waldkultur haben, schätzen gelernt. Wenn der Forstmann sonst besorgt gewesen war um seine Bäume, da die Ameisen den Stamm auf- und niederrieselten, so freut er sich jetzt darüber, denn er weiß, daß die Ameisen nach den Larven anderer Insekten Jagd machen, die dem Baume gefährlicher sind, als sie. Die Ameisen sind Fleischfresser, während dem Walde nur die pflanzenfressenden Tiere gefährlich werden, und um so gefährlicher, je kleiner sie sind, je weniger sie von den Menschen verfolgt und ausgerottet werden können.

Doch was nützt das Verbot! Wie die Gemsen und Hirschen ihre Wilderer haben, so haben auch die Ameisen. Es sind Jahre, da man stundenlang in unseren Fichtenwäldern wandern kann, ohne einen Ameisenhaufen zu finden, umsomehr Raupennester anderer Insekten, Mücken und Käfer aller Art.

Der Ameisler betreibt nebst dem Sammeln von Ameiseneier und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge; er sammelt auch Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken absetzt, versteht sich auf das Bereiten von Branntwein aus Wachholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwertet, pflückt von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an leckerlüsterne Sommerfrischler verkauft, und weiß überall zu ernten, ohne gesäet zu haben, ja ohne Grund und Boden zu besitzen.

Waldbesitzer haben mitunter der lieben Ordnung wegen all ihre Waldfrüchte schon im voraus an meistens fremde städtische Unternehmer verpachtet und die Ameisen, das Harz und die Pilze, die Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren. Die Pächter haben ihre Polizei aufgestellt, und das arme Weib mit ihren Kindern darf in solchen Gegenden nicht mehr in den Wald gehen, um Beeren und Schwämme zu sammeln. Wir meinen,

man müsse dem Ameisler strenge auf die Finger sehen, aber im Walde das Eigentumsrecht allzuscharf auszunützen, gefällt uns nicht. Einen ganz kleinen Vorbehalt hat sich Gott doch gemacht, als er diese Güter verteilte: „Daß ich im Waldschatten den Kindern und Armen ein Tischlein decke, das bleibt mein eigener Wille."

4.

Mythen und Sagen von dämonischen Wesen.

Eugen Mogk*

Wer sich jemals mit deutschen Sagen beschäftigt hat, kennt die Menge Spuk- und Geistergeschichten. Es gibt keine deutsche Gegend, die nicht von der einen oder anderen Person weiß, daß sie umgehe, von der einen oder anderen Stätte, daß es hier spuke. Die ganze Natur, seine nächste Umgebung ist für den Deutschen belebt, erfüllt mit Lebewesen, denen er eine im allgemeinen von ihm nicht viel verschiedene, aber bald größere, bald kleinere Gestalt gibt. So sind die Riesen, Zwerge und elfischen Geister des deutschen Volksglaubens entstanden. Jene, die Riesen, sind dem Menschen feindliche Mächte, sie hat das Element erzeugt; diese, die elfischen Geister, sind dem Menschen meist freundlich gesinnt. Die letzteren haben ihre Wurzel im Glauben an das Fortleben der Seele, wenn sich auch bald die Dichtung von diesem frei gemacht und die subjektive Phantasie neue Gestalten geschaffen hat. Weiß doch noch heute die Volksmythe von den verschiedensten elfischen Geistern zu erzählen, daß in ihnen Menschenseelen fortleben. So erzählt man im Vogtlande, daß der Kobold der Geist eines ungetauften Kindes sei; eine Rügener Sage berichtet, wie der Klabautermann eine Kindesseele ist, die in einen Baum fährt und dann mit dem Stamme des Baumes auf das Schiff kommt, wo sie nun ihr Wesen treibt.

* In Hans Meyers: „Das deutsche Volkstum." S. 330.

Auch die Nixen im Wasser, die Wald- und Feldgeister sind nach weitverbreiteten Glauben Seelen Verstorbener.

In beiden Fällen fühlt der Germane mit seinem stark ausgebildeten Natursinn das geheimnisvolle Walten in den Elementen oder an gewissen Orten, und er fühlt sich ihm gegenüber verpflichtet, von ihm abhängig. Hieraus erklären sich die Spenden, die seit grauer Vorzeit bis auf den heutigen Tag jenen Elementen gebracht werden. Römische und griechische Schriftsteller berichten, wie die Allemannen, die Franken, die Langobarden und andere germanische Stämme den Flüssen oder Quellen ihre Opfer gebracht haben. Die christlichen Gesetze des frühen Mittelalters richten sich gegen diese altheidnische Sitte. Und doch hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn sie sich auch meist in symbolische Handlungen geflüchtet hat. In welcher Gegend Deutschlands ist nicht die Sage verbreitet, daß ein See, ein Fluß, ein Teich alljährlich sein Opfer fordere? Besonders ist es der Walpurgis- und Johannistag, an dem das Wasser ein Menschenleben verlangt. Das ist die unfreiwillige Spende, die noch heute die Geister des feuchten Elements sich holen. Im Heidentum brachten die Menschen freiwillig die Gabe dar. Als die Franken z. B. den Po überschritten, opferten sie dem Wasser dieses Flusses die Weiber und Kinder der Kriegsgefangenen, und Allemannen brachten an den Strudeln der Flüsse Pferdeopfer. In der Schweiz und andernorts ist es Sitte, daß man Seen, Brunnen oder Quellen und andere Gewässer segnet, daß man verbietet, sie zu beunruhigen, daß man ihnen an bestimmten Tagen Brot, Früchte, Blumen und dergleichen darbringt. Weit und breit sind auch die Brunnenfeste noch auf der Tagesordnung, an denen in der Regel eine Puppe, zuweilen auch ein Mensch, in das Wasser geworfen, aber natürlich alsbald wieder herausgezogen wird. Zu diesem im Grunde ernsten Spiele gesellt sich vielenorts das sinnige Symbol. Wenn in Hessen die jungen Leute am zweiten Ostertage aus der Quelle Wasser schöpfen, so

tun sie es nie, ohne Blumen mitzubringen. In Schwaben schmücken die Mädchen am Maitage die Brunnen, aus denen sie ihr Vieh zu tränken pflegen, mit frischen Maien, die mit bunten Bändern geziert sind. Sie bitten die Geister des Elements, auch ferner das Vieh gedeihen zu lassen. Einen weiteren Zug deutscher Sinnigkeit, der sich an den Glauben an die Wassergeister knüpft, finden wir im Erzgebirge; hat sich hier das junge Mädchen zum ersten Male in der Kunst des Spitzenklöppelns versucht, so bringt es die ersten Spitzen dem Wasser und bittet um Segen für seine fernere Arbeit. Nach altheidnischer Weise werden dann auch an den Brunnen zu bestimmten heiligen Zeiten, namentlich im Frühjahre, Schmäuse abgehalten oder Belustigungen anderer Art, wie Tanz, getrieben.

Ganz ähnlich und aus demselben Grunde wie das Wasser und seine Geister wurden die Windgeister von unseren Vorfahren verehrt. Ist doch der Wind diejenige Naturerscheinung, die von jeher einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Deutschen gemacht hat und es noch heute tut. Im Heulen des Sturms glaubt man Männerstimmen und Tierlärm zu vernehmen, in dem sanften Wehen der bewegten Luft das Wandern ruhiger Geister zu spüren. Aus dieser poesievollen Umdeutung der Naturerscheinungen sind jene zahlreichen Mythen entstanden, die heute noch der gemeine Mann zu erzählen weiß, jene Mythen vom wütenden Heere und vom wilden Jäger oder der Frau Holle. Namentlich in der Zeit der zwölf Nächte halten diese Geisterscharen ihre Umzüge; das ist die Zeit, zu der in dem alten Deutschland die Winde am meisten tobten und den Geistern der Sonne ihr Licht und ihre Kraft genommen zu haben schienen. Die Menschen bringen dem Heere dann ihre Spenden. Namentlich an Kreuzwegen pflegen sie sie niederzulegen. Dieses alte Windopfer, durch das man ein fruchtbares Jahr zu erlangen hoffte, hat sich bei dem gemeinen Mann noch bis in unsere Zeit erhalten. Prätorius weiß im 17. Jahrhundert von

einer Frau in Bamberg zu erzählen, die einst bei heftigem Winde einen Sack Mehl zum Fenster hinausgeschüttet und dabei die Worte gesprochen habe: „Leg' dich, lieber Wind, bringe dies deinem Kind." In Niederösterreich wird am St. Blasiustage der Wind gefüttert, und zwar mit Mehl oder Salz, damit er in der Heuernte nicht wehe, und im Mölltale in Kärnten wird das erste Heu in die Luft geworfen mit den Worten: „Da hat der Wind sein Teil." Wohl denkt man hier so wenig wie dort noch an die Geister, die im Winde daherfahren, allein man fühlt sich wie in alter Zeit von dem Elemente abhängig und sucht dieses daher wohlwollend zu stimmen.

Dachte man sich im Winde eine Schar Geister, so mußten diese auch ihren Ruheort haben, wo sie sich aufhielten, wenn draußen in der Natur sich die Luft nicht bewegte. In erster Linie galten als solche Zufluchtsstätten die Berge. Hieraus erklärt sich die Verehrung, die in heidnischer Zeit die Berge genossen. Immer und immer wieder eifern die mittelalterlichen Konzilien gegen die Opfer, die man auf Bergen und Hügeln brachte, und die Bußbücher setzen auf solchen Bergkult harte Strafe. Dieser Glaube, daß die Berge der Aufenthaltsort der Seelen seien, hat sich gleichwohl durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Von vielen Bergen Deutschlands weiß man zu erzählen, daß in ihnen Geister ihr Wesen treiben, die von Zeit zu Zeit das Gestein verlassen. Häufig findet sich der Mythus, daß diese Geister Seelen von Kriegern seien, die nach dem Tode in der Luft ihr Handwerk fortsetzen. Zu diesem Kreis von Mythen gehört auch die Barbarossasage, die so recht zeigt, wie es der deutsche Volksgeist verstanden hat, einem fremden Stoffe deutschen Glauben und deutschen Geist einzuhauchen. Die Barbarossasage ist der Glaube und die lebendige Hoffnung auf die Weltbestimmung des deutschen Volkes in einer Zeit, in der es ohnmächtig im Rate der Völker saß. Aus dem romanischen Süden war die Sage gekommen, daß einst ein

mächtiger Fürst erscheinen und die Völker vor dem Auftreten des Antichrists durch Kampf zum Sieg führen werde. Zur Zeit der Hohenstaufen hatte man diese Sage mit Kaiser Friedrich II. zusammengebracht; man wollte nicht glauben, daß er gestorben sei, man hoffte, er werde einst wiederkommen und Deutschland von dem fremden Joch befreien. Und an diesem Glauben hielt das Volk in den Zeiten der Not mit staunenswerter Beharrlichkeit. Es hatte dem Kaiser — und hierbei greift alter heimischer Glaube ein — einen Ort gegeben, wo er weilte. In den Kyffhäuser sollte er sich mit seinem Gefolge zurückgezogen haben, und von hier aus sollte er aufbrechen, um sich an die Spitze der Seinen zu stellen.

Während aber in den Bergen hauptsächlich der Führer der Geisterscharen wohnt, hausen diese selbst auf den Bergen, in den Wäldern, die diese krönen. Jeder Baum, der hier grünt, hat seine Seele, wie diese überhaupt allen Bäumen zugeschrieben wird. So lebendig hat sich der Glaube vom Geist im Baume bis heute erhalten, daß man an verschiedenen Orten Deutschlands den Bäumen den Tod des Hausherrn anzukündigen pflegt, wie andernorts dem Hausvieh oder den Bienen. In der Oberpfalz hängt man an dem Orte, wo jemand gewaltsamen Todes gestorben ist, eine Tafel mit einer Gedächtnisschrift an einen Baum. Bei Tage soll dann die arme Seele des Getöteten im Baume hausen, nachts aber entbunden sein und in gewissem Umkreise frei schalten dürfen. Weitverbreitet sind ferner die Sagen von den Blutbäumen, in denen die Seelen schuldlos Hingerichteter wohnen sollen. Noch heute bittet der Oberpfälzer, wenn er einen gesunden Waldbaum fällen muß, diesen um Verzeihung. In den Bäumen wohnen auch die Schutzgeister der Einzelnen, des Hauses, des Dorfs. Mit den bearbeiteten Baumstämmen ziehen diese Geister als Schutzgeist in das Haus, wenn der Stamm zum Dachbalken, auf das Schiff, wenn er zum Mast verwendet wird. So fühlt sich der Deutsche

aufs engste mit dem Baume verwachsen, und daher darf dieser auch nie fehlen, wenn Freude über die Natur seine Brust schwellen läßt. Kein Frühlings- oder Maifest vergeht, wo nicht die Maie in die menschlichen Wohnungen gebracht wird, kein Erntefest wird ohne den Erntebaum gefeiert, und seit den letzten Jahrhunderten darf nirgends der Christbaum fehlen.

Aber neben diesen seelischen Gestalten läßt der Natursinn im Volksglauben auch noch dämonische in denselben Elementen, an denselben Orten hausen. Das sind mythische Gestalten, die nicht selten Märchenmotive belebt haben. Im Wasser lebt der Nix mit seinem grünen Haar und seinen behaarten Zähnen, der bald in Zwerg-, bald aber auch in Roß- oder Stiergestalt erscheint. Daneben haust hier die weibliche Nixe, die in der Sonne ihr goldenes Haar kämmt, wie die Lorelei auf dem nach ihr benannten Felsen, die Freundin des Tanzes, des Gesanges und der Musik. Beiden darf man nicht nahe kommen, denn sie lieben es, den Menschen in ihr feuchtes Reich zu ziehen. Kindern, die nicht gehorchen wollen, droht man, daß sie der Nix holen werde. Auch die Berge hat die Volksphantasie mit einer Reihe dämonischer Gestalten bevölkert. In ihrem Inneren wohnt neben den Seelen das Völkchen der kunstreichen Zwerge, die namentlich in Gegenden zu Hause sind, wo man sich mit Bergbau beschäftigt. Ferner leben auf den Bergen die Riesen. Unter ihnen ist besonders Rübezahl, der Dämon des Riesengebirges, eine auch andernorts berühmte volkstümliche Gestalt geworden, ein Geist, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Auch in den Wäldern schalten und walten Dämonen. Weibliche Wesen sind es zumeist, Holzweiblein, Waldfräulein, Moosleute genannt. Ihren Leib denkt sich die Volksphantasie ihrer Heimat entsprechend; sie haben einen behaarten Körper, ein altes runzeliges Gesicht und sind fast ganz in Moos gehüllt. In Oberdeutschland erscheinen sie mehr als Dämonen in übermenschlicher Gestalt, die dem Menschen zu schaden suchen, in

Mittel- und Norddeutschland dagegen sind es mehr zwerghafte Wesen, die dem Menschen freundlich gesinnt sind und ihn bei seinen Arbeiten im Walde unterstützen. Es ist eigentümlich, wie gerade auf diese mythischen Wesen die Natur der Gegend in den einzelnen deutschen Gauen verschieden eingewirkt hat; die mächtigen Berge des Südens mit ihren uralten Stämmen haben riesige Gebilde erzeugt, während in der Ebene und besonders in der Hügellandschaft dasselbe Wesen fast rein menschliche Form angenommen hat.

Mag man dem Glauben an diese dämonischen Gestalten auch keinen tieferen, ethischen Hintergrund zuschreiben dürfen, so spricht er doch für den Drang unseres Volkes nach Poesie, der sich in allen jenen mythischen Gebilden offenbart. Sie sind nicht zum geringen Teile der Jungbrunn des gemeinen Mannes gewesen, durch den sein oft kärgliches Dasein erfrischt worden ist, und der ihm immer neuen Lebensmut gegeben hat. Sucht man sie ihm zu nehmen, so unterbindet man ihm die eigentliche Lebensader. Der Deutsche verlangt nach solchen poetischen Gestalten; mit ihnen zerstört man zugleich sein individuelles Leben. Mögen diese Erscheinungen auch im Kerne im Heidentum und in heidnischer Anschauungsweise wurzeln; sie schaden heute, soweit sie nicht ausarten, dem Staat ebensowenig als dem Christentum.

5.

Aus Italien.

Ferdinand Gregorovius.*

I.

Als wir Astura verließen, beschlossen wir, nicht wieder den Weg am Meer entlang zurück zu nehmen, sondern durch den

*Wanderjahre in Italien. Leipzig, 1864. Bd. I. S. 174, 335.

wilden Urwald zu gehen, von dessen Pracht wir so viel gehört hatten. Der wegewirren Wildnis nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Turm, einen schönen, athletisch gebauten jungen Mann, der uns einige Miglien begleiten und zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wohl aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Denn alles Küstenland bis Terracina ist mit zahllosen Herden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochsen, Kühen und Stieren von derselben klassischen Gestalt, wie man sie lebend auf der Campagna von Rom sieht und in den Opferszenen am Fries der Parthenon dargestellt findet. Ihre Hörner sind fast drei Fuß lang, weit auseinander stehend, in den kühnsten Linien geschweift, dick, klar und schön gefärbt. Man sieht solche Hörner fast in jedem Hause im Süden als Amulette gegen den bösen Blick, und ihre Abbilder im kleinen trägt der Fürst an der Uhrkette, das Fischerkind an der Halskette. Die Ochsen sind scheu und wild und höchst gefährlich, nur der Hirt auf seinem Pferde weiß sie mit der Lanze zu schrecken. Aber noch weit gefährlicher sind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder laufen wild umher; gern wälzen sie sich in Moräften wie das Schwein. Wenn man die pontinischen Sümpfe oder die Niederung von Pästum durchreist, so kann man diese schwarzen Ungeheuer rudelweise im Moor liegen sehen, woraus sie oft nur die plumpen Köpfe wildäugig, schnaufend und dämonisch hervorstrecken. Der Büffel hält den Kopf stets zur Erde und blickt tückisch von unten auf. Er gebraucht sein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt ist. Aber mit der ehernen Stirn stößt er den Menschen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann senkt er seine plumpen Kniee auf seinen Leib und zerstampft ihm die Brust, so lange er noch einen Atemzug darin verspürt. Das fürchterliche Tier bändigt der Hirt mit dem Speere. Er zieht ihm den Ring durch die Nase, und so wird es vor den Karren gespannt, die schwersten Lasten, Steinblöcke und Stämme fortzuschleppen.

Wir schlugen uns rechts hin, eine Weile am Strand entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere wählen dürfte, als er die schöne Europa durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf lieblichen Waldpfaden und ergötzten uns an der heiligen Sonnendämmerung, welche golden überall durch die Wipfel wehte und ihre Lichter weit und breit spielen ließ. Der Wald von Astura ist sehr schön. Ich dachte an den heimatlichen Küstenwald und an seine hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit versetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzen und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze diabolische Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte Stirn eines wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad. Die Pflanzenvegetation ist von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die Riesenstämme der Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Erscheinung still. Denn die Epheuranke hat hier selbst einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die majestätische Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, gleich der Schlange des Laokoon, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herkulischer Umarmung ersticken, und tausend grüne Äste, Zweige und tanzende Ranken läßt sie bacchantisch niederhängen und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, den der Flügelschlag wilder Waldvögel umwittert.

Wir waren so in immer angespannter, froher Betrachtung einige Miglien hingegangen. Der Gefährte von Astura hatte

uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küste hinabführte, und verließ uns da, wo der Wald lichter wurde. Bald, so sagte er, würden wir in niedriges Gebüsch kommen und das Meer sehen. Wir gingen nun allein fort zwischen Myrten und Ölgesträuch in der heitersten Stimmung. Plötzlich sahen wir vor uns eine Herde, wohl mehr als hundert Stück beisammen. Wir blieben stehen. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Herde ab und kam gegen uns. In diesem Augenblick machte der Maler den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das getan, als der Stier wild wurde und einen Sprung tat; sogleich setzte sich die ganze Herde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonsprangen, in großer Angst immer umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daherstürmen zu sehen. Wir nun sprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke und die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büsche.

Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still, wir waren im dichten Wald und nichts mehr war zu sehen. Die wilde Herde war meerwärts fortgestürzt. Wir holten ein wenig Atem und schlugen uns nun in die Wildnis, eingeängstigt und immer nach den Stieren umschauend, bis wir endlich gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen. So mußte ich denn in Astura, auf den Spuren Konradins selbst erfahren, was atemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte irgend ein ironischer Geist, der Dämon dieses Orts, weil er mich von Erinnerung so tief bewegt gesehen, mir von des armen Kon-

1 olive bushes
2 stopped short
3 painter's screen (umbrella)
4 sand & dust

radins Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildnis barmherziger, als es einst die Menschen gewesen.

So wanderten wir weiter und ruhten wieder an dem alten Römerpalast eine Stunde vor Astura, dessen melancholisches Schloß nun schön und schöner die sinkende Sonne überfunkelte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Herden erfüllt sahen. Einige lagerten noch am Meer, andere zogen sich schon aufwärts, denn es kam die Abendkühle, wo sie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts schritten, war es wie ein Spießrutenlaufen an hundert und aber hundert spitzen Hörner vorbei; aber die herrlichen Geschöpfe taten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei stattliche Hirten, die ersten, die wir sahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang gesprengt und flößten uns guten Mut ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten nun von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte Straße und das Schloß Astura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu schwimmen schien.

II.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als lieblich und graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau; die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Anacapri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches Antlitz, die Haare verwirrt, die Augenbrauen

schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webestuhl in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Peruginos und Pinturicchios ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie das Kopftuch wie einen Feß auf und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lasttier der Insel, und man sieht also die lieblichsten Kinder von vierzehn bis zwanzig Jahren, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfen tragen. Es kam vor vierzehn Tagen ein neapolitanisches Schiff an die Insel und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unbeschwert zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten die Mädchen, etwa dreißig an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich

von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein. Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehnmal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notierte, und oben am Kloster stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch. Ihr Lohn war zehn Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Kontrakt gemacht, sondern wenn man fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würde, so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich oder Brot von Castellamare für ebensoviel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herkulanum von schöner stillgrauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Kopftuch, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Ägyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich ich konnte sie nie ohne Bewunderung und Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter als immer; mich dunkte, ich hätte nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen manchmal in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Mahlzeit haltend; sie

bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Türe ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasieen aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat, noch zu nennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen kicherten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Konzert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Kaktusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends das Brummeisen, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Öl. Sie lachte einst laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

—

6.

Einfluß des Christentums bei der Entwickelung des Rechts.

Adolf Lobe.*

Das Christentum fand bei den von Natur religiösen Germanen einen fruchtbaren Empfang, und die germanische Anschauung von der Verbindung und Wesenseinheit von Religion und Recht erhielt durch das Christentum nur noch eine größere und innerlichere Vertiefung. Dem Wesen der christlichen Religion, die sich vornehmlich an den inneren Menschen wendet und sein Gefühl zu erregen bestrebt ist, entsprach wie bei keinem anderen Volk das Wesen des Germanen, bei dem das Gefühl vorherrscht. Die ganze christlich germanische Weltanschauung des Mittelalters kommt daher, wie in der Kunst und der Litteratur, so vornehmlich auch im Recht zum deutlichen Ausdruck. Gott ist die Quelle alles Rechts, wie der „Sachsenspiegel" beginnt: „Gott ist selbst gerecht, drum ist ihm lieb das Recht." Diese Auffassung durchdrang das ganze Recht des Mittelalters, am vornehmlichsten aber kommt sie im Staatsrecht und öffentlichen Rechte zur Geltung, denn hier begegnet sie sich mit den hierarchischen Ansprüchen der katholischen Kirche. Das Ideal jener Zeit war ja die Aufrichtung eines gemeinsamen Gottesreiches auf Erden, ein Ideal, dem übrigens schon Karl der Große, wenn auch wesentlich unter Betonung des Vorranges der weltlichen Herrschaft, nachstrebte. Jedenfalls aber waren weltliche und kirchliche Herrschaft nach der Ansicht des Mittelalters nur zwei Seiten des einen christlichen Weltreiches, und das Christentum wurde so zur Voraussetzung der Rechtsfähigkeit überhaupt. Der Ketzer und Heide war zugleich rechtlos. „Heiden sollen nicht erben." „Ist das Kind nicht getauft, so erbt es nicht." Und wer im Kirchenbann verharrte, unterlag notwendig auch

* In Hans Meyers Das deutsche Volkstum. Leipzig, 1898. S. 429.

der Reichsacht. Nur die Juden nahmen eine besondere Stellung ein. So wurde das Recht, wenn es sich auch allmählich von der Religion zu lösen begann, doch das ganze Mittelalter hindurch noch nicht als etwas Andersartiges, neben ihr Stehendes, sondern gleichsam nur als eine Unterart, aber noch innerhalb ihrer Sphäre Liegendes angesehen.

Der Einfluß des Christentums auf die Westgermanen ist später erfolgt als auf die Ostgermanen. Er datiert von der Zeit an, da Chlodwig in Reims zum Christentum übertrat, und zwar aus staatskluger Berechnung als erster aller Germanenfürsten zum Christentum des römischen Bekenntnisses. Dadurch erschien er den zahlreichen in Gallien wohnenden Römern nicht nur als ihr rechtmäßiger Herrscher, sondern verpflichtete sich zugleich auch den römischen Bischof und gewann zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Ausbreitung seiner Macht die Unterstützung des ganzen römischen Klerus, was alles nicht erfolgt wäre, wenn er, wie die Ostgermanen, das arianische Glaubensbekenntnis angenommen hätte. So reichten sich von da ab staatliche und geistliche Macht die Hände und unterstützen sich gegenseitig. Eine Steigerung aber erhielt der theokratische Charakter des fränkischen Königtums dadurch, daß Karl der Große den Kaisertitel annahm und hiermit nach jüdischem Ritus die Salbung durch den Papst verbunden war. Denn wenn auch noch nicht unter Karl selbst, so wurde diese Salbung doch unter seinen Nachfolgern als wesentlich zum Erlangen der Kaiserwürde angesehen. Nunmehr wurde es als die ideale Aufgabe des Kaisertums betrachtet, den katholischen römischen Glauben überall zu schützen und für seine Ausbreitung zu sorgen, entgegenstehende Sitten und Gebräuche zu unterdrücken. Denn es gibt nur „einen Gott und ein Gebot.“ Hiermit aber war nicht nur kraft seines inneren Wesens, sondern auch kraft der staatlichen Gewalt dem Christentum und der römischen Kirche der Einfluß auf die Entwickelung des Rechtes gesichert.

Zuerst zeigt sich der Einfluß auf die peinlichen Strafen, denn die Kirche verabscheute damals noch jedes Blutvergießen, idealer als in späteren Zeiten, man denke nur an die Hexenverfolgungen. Ein besonderer Grund hierfür freilich lag noch darin, daß der Todesstrafe, wie sie die Germanen vollzogen, immer noch der Gedanke des Opfers, also etwas Heidnisches innewohnte, das Vorgehen der Kirche gegen die Todesstrafe daher zugleich ein Kampf gegen das Heidentum war. Das Hauptmittel, mit dem sie in den Strafvollzug eingriff, war ihr ausgedehntes Asylrecht, das sie unter Aufgreifung des germanischen Sonderfriedens für Orte, die der Gottheit geweiht waren, ausbildete. Ferner tritt eine Verquickung kirchlichen Interesses an weltlicher Rechtspflege dadurch ein, daß der fränkische König rein kirchliche Übertretungen, wie z. B. Verschmähung der Taufe, Leichenverbrennung, Übertretung des Fastengebotes, seinerseits mit dem Tode ahndete, daß anderseits auch die Kirche ihre Machtmittel, wie Exkommunikation, gegen weltliche Vergehungen zur Verfügung stellte.

Aber von wesentlichster Bedeutung war die innere Umwandlung, die das Christentum brachte, und die vornehmlich in der Betätigung eines geläuterten sittlichen Gefühls zur Erscheinung kam. So wurden ganz neue Verbrechensbegriffe gebildet, z. B. der Verwandtenmord, Kindesabtreibung und Kindesaussetzung. Auf biblische Vorschriften gestützt, forderte die Kirche auch besonderen Schutz für Fremde, Pilger und Wallfahrer vom König. Im Strafrecht ging, neben ihrer Bekämpfung der Todesstrafe schlechthin, ihre Bestrebung hauptsächlich auf Berücksichtigung des Willens und der Schuld, sowie auf Geltendmachung einer milderen Auffassung. Durch ausgedehnte Anerkennung des Bußsystems führte sie außerdem den Strafzweck der Besserung des Schuldigen ein. Dies sprechen schon alte Volksgesetze deutlich aus, z. B. die lex Baiuvariorum: „Keine Schuld ist so schwer, daß das Leben nicht aus Furcht vor Gott und Verehrung der

Heiligen dem Schuldigen geschenkt werden könnte; weil der Herr spricht: Wer vergeben hat, dem wird vergeben werden." Aber auch das harte Talionsprinzip, das ursprünglich dem deutschen Strafrecht fremd war, ist durch die Kirche eingeführt worden. Es ist jüdischen Ursprungs: „Auge um Auge, Zahn um Zahn."

Ebenso übte die Kirche einen großen Einfluß auf das Eherecht aus, wenn sie auch viel später erst hierfür geradezu kirchliche Gerichtsbarkeit in Anspruch nahm und an das Erfordernis einer kirchlichen Eheschließung zunächst noch nicht dachte. Insbesondere ging sie gegen die Verwandtenehen vor, die bei den Deutschen beliebt waren, und führte das Ehehindernis der Schwägerschaft ein. Durch die Beseitigung dieser Verwandtenehen, die von der Kirche verboten wurden, um sich für ihre Nachsichtserteilungen bezahlen zu lassen, hat sie aber unbeabsichtigt die Erhaltung eines kräftigen Volksstammes gefördert. Auch in rein wirtschaftliche Verhältnisse greift sie ein, z. B. durch das Verbot des Zinsnehmens, das sie nur den Juden gestattet. Freilich ist die Durchführung dieses Verbotes immer mangelhaft geblieben.

Doch auch verderblich hat der alles beherrschende Einfluß der Religion auf das Recht eingewirkt, insofern Verirrungen der Volksseele dort notwendig Verirrungen hier nach sich zogen. Hierher gehören vor allem die traurigsten Erscheinungen des 15. bis 17. Jahrhunderts, die Hexenprozesse. Wenn diese aber ehemals oft als eine germanische Eigentümlichkeit bezeichnet worden sind, so ist dies nicht richtig. Früher als in Deutschland begegnen wir ihnen in Frankreich und in rein romanischen Ländern, wie Italien und Spanien. Aber freilich treten sie in Deutschland in größerem Umfange auf, was eben darauf beruht, daß bei den Deutschen wegen ihres tiefen religiösen Gefühls der Einfluß von Religion und Kirche am größten war, daher auch die Verirrungen in dieser Hinsicht am stärksten wirkten. Und hierzu trat dann allerdings noch verstärkend die altgermanische Auffassung von geheimnisvollen Kräften, die dem weiblichen

Geschlecht innewohnen. So erklärt es sich, daß weitaus die meisten Verfolgungen gegen Frauen, nicht gegen Männer stattfanden. Die Grundlage der Hexenverfolgungen aber bildete der Teufelsglaube.

In heidnischer Zeit war die Zauberei als solche nichts Strafbares, sondern nur die schädigende Zauberei, wie z. B. Vergiftung. Unter solche schädliche Zauberei gehörte auch das Wettermachen, das Schädigen des Viehes und des Feldes durch Zaubersprüche, und hiervon haben derartige Zauberinnen geradezu ihren Namen „Hexe" erhalten (althochd. hagazussa, die das Feld Schädigende, engl. hag). Mit Einführung des Christentums wurde aber jedes Zaubern als heidnisch verpönt und von amtswegen verfolgt. Neue Nahrung erhielt dann der Hexenglaube durch den im 13. Jahrhundert zu hoher Blüte gelangenden Teufelsglauben und den Glauben, daß die Hexen Verbündete des Teufels seien und mit dessen Hilfe ihr Zauberwesen trieben. Diese durch die Kirche verbreitete Anschauung war aber wieder ihrerseits beeinflußt durch die jüdisch-rabbinische Auslegung des 1. Buches Mosis, Kap. 6, Vers 1–4. Als dann im 15. Jahrhundert die Ketzerverfolgungen mehr und mehr aufkamen, ergab sich ganz von selbst auch die Verfolgung der Hexen, da ja deren Bund mit dem Teufel eng mit der Ketzerei zusammenhing.

Von nun an suchte man in unseliger religiöser Verirrung die Hexen. Daß man sie aber fand, hängt mit einer damals unglücklicherweise zugleich eintretenden Veränderung des Strafprozeßverfahrens zusammen. Niemals wäre es zu dieser erschreckend großen Anzahl von Verurteilungen gekommen, wenn noch das alte germanische Strafverfahren und namentlich das alte deutsche Beweisverfahren mit Reinigungseid und Zweikampf gegolten hätte. Mit dem Verfall des Rechtes im allgemeinen am Ausgang des Mittelalters war aber auch dieses in Verfall geraten, der Anklageprozeß war der Verfolgung von amtswegen gewichen, und nach dem Vorgange der geistlichen und italienischen

Gerichte hatte die Folter zur Erzwingung des Geständnisses ihren Einzug gehalten.

Die Einführung der Folter in den deutschen Strafprozeß ist eine schwere Schädigung für das gesamte Rechtsleben gewesen und hat das Mißtrauen des Volkes in die Rechtspflege gepflanzt. Und doch — war es auch hier im letzten Ende wieder der religiöse Glaube und Aberglaube, der das Aufkommen der Tortur begünstigte, gleichsam eine Erinnerung an die früheren Gottesurteile des alten deutschen Prozesses. Denn unverkennbar herrschte der Glaube, daß Gott oder der Teufel — je nachdem man nun wollte — die Kraft lieh, die Tortur auszuhalten. Man sah also auch hier ein Eingreifen überirdischer Mächte in den Prozeß. „Hexen weinen nicht." Im übrigen spricht es für das Undeutsche der Folter, daß, wenigstens soviel wir wissen, sich kein deutsches Rechtssprichwort auf sie bezieht. Im 16. und 17. Jahrhundert wütete die Hexenverfolgung am ärgsten. Erst der Jesuitenpater Friedrich von Spee in Würzburg trat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, aber noch ohne sich zu nennen, dagegen auf. Ebenso später Thomasius. Als letzte Hexe wurde die Bauerndirne Maria Schwägelin am 11. April 1775 im Stifte Kempten hingerichtet.

7.

Walther von der Vogelweide.

W. Wilmanns.*

Her Walther von der Vogelweide,
swer des vergæz, der tæt mir leide.

Dieser schlichte Reim des Bamberger Schulmeisters ist in unserem Jahrhundert oft wiederholt, zum Zeichen, wie teuer der alte Sänger uns wieder geworden ist. Lange Zeit hatte das deutsche Volk um seine eigene Vergangenheit sich wenig bekün-

* Walther von der Vogelweide. Einleitung. Halle, 1886.

mert; erst seit dem letzen Drittel des achtzehnten Jahrhunderts haben der erwachende historische Sinn und zugleich mit ihm das erstärkende Vaterlandsgefühl das Auge in die Jünglingszeit unseres Volkes zurück gelenkt. Allmählich lernte man in dem Dunkel der barbarischen Zeiten sehen, die graue Vergangenheit gewann wieder Farbe und Leben und von neuem griffen die Schöpfungen der Vorfahren labend und befrüchtend in unser geistiges Leben ein. Die Lieder Walthers sind jetzt kaum weniger gekannt und geschätzt als zu der Zeit, da Hugo von Trimberg die angeführten Worte in seinen „Renner" schrieb, sie haben Tausende von Lesern gewonnen, die ein historisch-antiquarisches Interesse nicht führte. Ein persönliches Verhältnis ist hergestellt zwischen den Geschlechtern, die Jahrhunderte trennen; der Zug der Verwandtschaft verbindet, und der späte Enkel glaubt in den Worten des Ahnen das ausgesprochen, was sein eignes Herz erfüllt.

Aber wenn auch der Genius die Schranken von Zeit und Raum durchbricht, so ist doch keines Menschen Werk unabhängig von ihnen, und auch die Lieder Walthers gewinnen an Bedeutung und Interesse in demselben Maße, als es gelingt, sie in dem Lichte ihrer Zeit zu sehen.

Walthers Dichtung bezeichnet den Höhepunkt der ritterlich-höfischen Lyrik, die mit der glänzenden Entfaltung des Ritterwesens in der Zeit Friedrichs I. überraschend schnell erblüht. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatten, so weit nicht die Vorträge der Fahrenden dem Bedürfnis genügten, Geistliche für die litterarische Unterhaltung der ritterlichen Gesellschaft Sorge tragen müssen; ihnen verdankte man die Kaiserchronik, das Rolands- und Alexanderlied, die Hauptwerke, die wir aus dieser Zeit kennen. Um 1170, als die Teilnahme an der Litteratur allgemeiner geworden war, übernahmen ritterbürtige Männer selbst die Pflege der Kunst. Die französische Ritterschaft ging voran und gab Beispiel und Muster; in ihrer Nähe,

im Rheinlande, finden wir die ersten namhaften deutschen Dichter. Aber noch vor Ablauf des Jahrhunderts finden wir die neue Kunst in Thüringen und in ganz Oberdeutschland zu Hause.

Wer unter den älteren Sängern den Preis verdient, kann zweifelhaft sein. Gottfried von Straßburg bezeichnet Reinmar als die Führerin der Nachtigallenschar, und wir dürfen seinem Urteil um so weniger widersprechen, als wir ja nur halbe Kenntnis dieser Kunst haben; nur die Worte sind erhalten, die Weisen hat die Zeit uns nicht gegönnt. Reinmar war vermutlich ein Landsmann Gottfrieds, ein Elsässer; aber er blieb nicht in der Heimat, wir finden ihn im fernen Osten, am Hofe der österreichischen Herzöge, wo auch Walther seine Jugend verlebte, von dem älteren Meister manches lernte und mit ihm um den Kranz stritt.

Über den Bildungsgang Walthers, wie er sich für seinen Beruf vorbereitete, wissen wir nichts; aber das ist sicher, daß wir seine Kunst nicht als sogenannte Naturpoesie, als den unwillkürlichen, gleichsam sich selbst unbewußten Ausdruck angeborener Kraft ansehen dürfen. Walther lernte singen und sagen, seine Kunst ist wirkliche Kunst, das Erzeugnis sorgfältig erzogener und ausgebildeter Anlage. Der Gedankenkreis, in dem er sich zunächst bewegt, ist der der gleichzeitigen Dichter; besonders aber ist hervorzuheben, daß gar viele Stellen an die Bücher der Bibel erinnern; in den religiösen Schriften wurzelte noch vorzugsweise die höhere geistige Bildung.

Das erste und eigentliche Thema der höfischen Lyrik war die Minne. Wie weit der Gesang Ausdruck des Selbsterlebten war und wirklichen Liebesverhältnissen diente, können wir nicht bestimmen. Erhalten sind uns die Lieder, insofern sie der Unterhaltung der Gesellschaft dienten, und dieser Zweck hat ihnen Form und Richtung gegeben. Offenkundig im Liede einer Dame zu huldigen, durfte dem Sänger nicht in den Sinn kommen. Was eine

bestimmte Beziehung gestattete oder eine Deutung auch nur herausgefordert hätte, wurde fern gehalten; jede Berührung mit der Wirklichkeit vermied das furchtsame Lied; die Frau bleibt ein Schemen, Umstände und Umgebung werden nur in den allgemeinsten Linien angedeutet; frische Farbe und warmes Leben waren dieser Poesie versagt, wenn sie der Dichter nicht aus seinem Verhältnis zu den Zuhörern zu gewinnen verstand. Der Sänger dient der Gesellschaft, unter dem Bilde des Dienstes faßt er auch sein Verhältnis zum Weibe; nicht Geliebte, Herrin ist sie in erster Linie; das Lied ist die Leistung des Mannes, die erhoffte Gunst sein Lohn. Schönheit und Hoheit preist Walther als die Hauptvorzüge seiner Dame, Zurückhaltung und Treue, die wir lieber als weibliche Tugenden bezeichnet sähen, nimmt er für sich in Anspruch. Das natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern verschiebt sich und erscheint bald mehr, bald weniger verzerrt. Die Gesellschaft, vor der der Sänger auftritt, ist die höfische Gesellschaft, die auch den Damen Platz in ihrer Mitte gönnte und einen feineren Verkehrston auszubilden bemüht war. Für Krautjunker und Haudegen, für Männer die an Jagd und Gelage ihr Hauptvergnügen fanden, war die zarte Kunst nicht; sie dient der galanten Welt. Nach den gesellschaftlichen Tugenden wird der Mensch geschätzt; heiterer Anstand und freundliches Entgegenkommen adelt die Damen, Artigkeit und Beherrschung der Leidenschaften die Männer.

Es war ein eng umzäunter, dürftiger Boden, auf den die Kunst gestellt war. Auch Walther fügt sich im allgemeinen dem Herkommen, und wir müssen die Gewandtheit bewundern, die uns über die Armseligkeit täuscht und die Schranken der Unnatur verhüllt. Walther trägt die Fesseln leicht, wie es scheint; aber er zeigt uns doch auch, daß er sie fühlte, und daß er, wenn er wollte, im stande war, sie abzustreifen. Mit Bewußtsein und ausgesprochener Absicht stellt er den glänzenden Liedern der hohen Minne den schlichten Ausdruck wahrer Liebe gegenüber;

er wagt es, trotz der vornehmen Gesellschaft, einem Mädchen ohne Geburt die Huldigung der Kunst zu bieten. Die Standespoesie ist zu rein menschlicher Dichtung erweitert, das konventionelle Gepräge aufgegeben und die Form gewonnen, die man als volksmäßig zu bezeichnen pflegt. Unvorbereitet und voraussetzungslos war dieser Schritt Walthers wohl nicht; gerade in der Landschaft, in der er seine Laufbahn begann, finden wir die Spuren einer älteren Lyrik, die durch den ungekünstelten Ausdruck natürlicher Empfindung wesentlich von den Liedern der berühmtesten Sänger absticht. In den Strophen des Kürenbergers stellt sich dieser Typus am reinsten dar, und unbedenklich dürfen wir, ohne es gerade nachweisen zu können, annehmen, daß diese und ähnliche Klänge auf Walther eingewirkt haben.

Minne und Liebe bilden das Thema für die meisten Lieder Walthers. Neben ihnen aber liegen in breiter Masse die sogenannten Sprüche, Gedichte, die moralische, politische und persönliche Angelegenheiten aller Art behandeln, übrigens gesungen wurden wie die Lieder. Durch diese Gattung unterscheidet sich Walther am augenfälligsten von seinen älteren Kunst- und Standesgenossen. Die ritterlichen Sänger hatten sich zunächst auf die Behandlung der Minne beschränkt, andere Stoffe, wie sie schon früher die Fahrenden in kunstloser Eintönigkeit gepflegt hatten, blieben diesen überlassen. Die Standesgrenze sollte auch im Kunstbetrieb gewahrt werden; der Ritter wollte nicht mit dem Spielmann konkurrieren, der Spielmann durfte dem Sänger das Feld nicht streitig machen, das Lob der Damen wollte man aus seinem Munde nicht hören. Walther durchbrach das Vorurteil; er ließ sich herbei, den verachteten Pflegling der armen Fahrenden an sich zu nehmen und mit seinem freien, hohen Geiste zu erfüllen. Von den Sprüchen der älteren Zeit ist uns nur wenig erhalten, nicht viel mehr als die kleine Sammlung des alten Herger, die in die Zeit des beginnenden Minnesanges hineinreicht. In jeder Beziehung läßt Walther ihn weit hinter

sich. Als Minnesänger räumte ihm das Urteil seiner Zeitgenossen den ersten Platz ein, nachdem Reinmar gestorben war, als Spruchdichter behauptete er ihn von Anfang an und für alle Zeit. Die Themata sind im ganzen herkömmlich; aber neu, jedenfalls für uns neu, ist die Behandlung politischer Tagesfragen. In Walthers Liedern vernehmen wir zum erstenmal die Stimme einer öffentlichen Meinung, und die leidenschaftliche Wärme, mit der er für sein deutsches Vaterland, für Kaiser und Reich gegen die drohende Macht der Kirche eintritt, hat ihn unserer Zeit besonders wert gemacht.

Aber um diese Sprüche und die Poesie Walthers überhaupt richtig zu beurteilen, muß man vor allem im Auge behalten, daß Walther seine Dichtungen verfaßte, um sie persönlich vorzutragen, und zwar einer Gesellschaft, in der er nach seiner Lebenslage nur einen untergeordneten Platz einnahm. Obwohl sein Talent und sein Ruhm ihm eine gewisse Freiheit des Handelns gestattete, mußte er sich im ganzen doch bescheiden unterordnen und fügen. Die heitere Stimmung geselliger Zirkel zu beleben, der wallenden Erregung politischer Versammlungen Ausdruck zu geben, war sein Amt; als Lohn empfing er den Beifall der Damen und die Geschenke der Männer. So stolz sich Walther an verschiedenen Stellen von dem gemeinen Troß der Fahrenden unterscheidet, ihrer Sitte, die Herren an die Pflicht der Freigebigkeit zu mahnen, folgt er unbedenklich. Dahin gehören auch die oft wiederholten Klagen über die Geringschätzung der Kunst und geistiger Begabung, über die Gleichgültigkeit gegen ein feines, gesittetes Benehmen, den Verfall guter Zucht, die Unbill und Undankbarkeit der Welt. Selbst den Vortrag der Minnelieder verbindet Walther mit solchen Bitten und Vorwürfen; die Gesellschaft ist die eigentliche Herrin des fahrenden Ritters.

8.

Goethes und Schillers Kindheit.

Karl Biedermann.*

I.

Bisher waren die Koryphäen unserer Litteratur, den einzigen Wieland ausgenommen, immer aus Norddeutschland gekommen, dem Lande teils des kalten, klaren Verstandes, teils eines tiefen, aber schwermütigen Gefühls. Nun aber trat ein Sohn des lebenfrohen, phantasiereichen Frankens auf den Schauplatz, ein Typus jenes Stammes, der rasch ergreift, lebhaft empfindet und frisch vom Herzen weg spricht. Alle diese Eigenschaften waren dem Knaben Goethe in ungewöhnlichem Maße schon in die Wiege gelegt, und sie wurden durch die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, zu schöner Harmonie entfaltet. Die noch sehr jugendliche, mit einem feurigen Geiste und einem starken Naturgefühl ausgestattete Mutter weckte und nährte seine von Haus aus regsame und empfängliche Phantasie durch Märchen- und Geschichtenerzählen und durch zwanglos trauliche Plauderei. Der ernste Vater hielt ihn zu vielseitiger Übung des Verstandes an, lehrte ihn fremde Sprachen und nötigte ihn bei dem Unterrichte, den er ihm erteilte, zu einer Methodik des Lernens und Wiedergebens, die dem jungen Wolfgang sein ganzes Leben hindurch zu eigen blieb. Die einzige Schwester, Cornelia, nur um ein Jahr jünger als er und gleichfalls geistig bedeutend angelegt, teilte des Bruders frühzeitige Neigung für das Lesen von Dichtern, die sie in des Vaters Bibliothek fanden und von denen namentlich Klopstock mit seinem Pathos die beiden entzückten. Goethe erzählt, wie sie, noch halbe Kinder, auf einem Bänkchen hinter dem Ofen sitzend, sich wechselweise das Zwiegespräch der beiden Teufel Satan und Adramelech vorgelesen, — flüsternd

*Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig, 1880. Bd. 4. S. 441, 581.

nur, denn der Vater, der sich eben im Zimmer rasieren ließ, war der Klopstock'schen Muse abhold wegen des neumodischen reimlosen Verses, — wie aber bei einer der kräftigsten Stellen die Schwester plötzlich in laute Deklamation ausgebrochen sei und dadurch den Barbier dermaßen erschreckt habe, daß dieser das Seifenwasser dem Vater in die Brust geschüttet.

Die nächsten lokalen Umgebungen wirken auf die kindliche Phantasie am ersten und stärksten ein. Das altertümliche, großenteils düstere Haus, in welchem Goethes Eltern wohnten, erregte in dem Knaben eine Neigung zum Schauerlichen, während der weite Blick aus einem höher gelegenen Zimmer, worin er besonders gern verweilte, über Stadtmauern und Wälle hin, bis nach den blauen Höhen des Taunus, zugleich auf die nahegelegenen Gärten, die von den Familien der Nachbarn belebt waren, ihm ein Gefühl der Einsamkeit und der Sehnsucht erweckte, das dem von der Natur in ihn gelegten Hang nach dem Ahnungsvollen Nahrung gab.

Des Vaters vielseitige Liebhabereien für Kunstgegenstände aller Art, seine Sammlungen von einer Reise nach Italien, seine Bauten im Hause, die er selbst leitete, alles dies bot dem jungen Wolfgang mannigfachen Stoff und Anreiz zu früher Übung seines Blickes und Geschmackes. Die alte Reichsstadt mit ihren ehrwürdigen Erinnerungen an eine große vaterländische Vergangenheit und ihrem bunten modernen Geschäftsverkehr dicht daneben regte zu Betrachtungen und Vergleichungen an, die den Geist des Knaben lebhaft beschäftigten. Die Lage Frankfurts an der großen Rhein- und Mainstraße führte manchen interessanten Fremden dorthin, und der junge Goethe lernte Männer der verschiedensten Begabung sowohl im elterlichen als im großelterlichen Hause kennen. Bei feierlichen Gelegenheiten sah er den Großvater von mütterlicher Seite, den Schultheiß Textor, in seiner Amtswürde in der Mitte des Schöffenrates, eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaisers

thronen und ließ dabei wohl so manche eigentümliche Zeremonie des altreichstädtischen Wesens an Blick und Geist vorübergehen.

Den so frühreifen Knaben ließ dann auch der Krieg des großen Preußenkönigs mit Österreich und dessen Verbündeten nicht unberührt. Um so weniger, als innerhalb der Familie selbst lebhafte Sympathieen und Antipathieen hart aufeinander stießen. Der Vater war „fritzisch" gesinnt, der Großvater, als Würdentrager der gut kaiserlichen Krönungsstadt, habsburgisch. Der Einzug der Franzosen, welche eine Zeitlang Frankfurt besetzt hielten, brachte Unruhe auch in das Goethesche Haus. Der Vater, verstimmt und in seinem Behagen gestört, war zu dem gewohnten Unterrichte des Sohnes unlustig. Der letztere machte von dieser Freiheit reichlichen Gebrauch, indem er bald mit den Malern, die der im Hause einquartierte Königsleutnant Graf Thorane beschäftigte, und mit den Kunstwerken, die dieser um sich anhäufte, sich befreundete, bald das französische Theater besuchte, das im Gefolge der französischen Truppen, wie üblich, herbeigekommen war, auch mit einigen jüngeren Mitgliedern der fremden Schauspielergesellschaft gesellig verkehrte. Dabei übte er sich im Französichen, lernte das Drama der Franzosen kennen, ja versuchte sich selbst in der Fertigung eines französischen Stücks.

Nach einer solchen Jugend im Elternhause, die ihm alles bot, was einen dichterischen Genius zu wecken und zu nähren vermag, — heitres Sichausleben in behäbigen Verhältnissen, anregende Umgebungen, vielseitigen Stoff der Beobachtung eines bunten Wechsels von, wenn nicht großartigen, doch immerhin bedeutenden Erscheinungen aus der Wirklichkeit, endlich eine mannigfaltige Bildung des Verstandes wie der Phantasie, — ging der junge Goethe 1765, nach kaum vollendetem sechzehntem Altersjahre, auf die Universität Leipzig.

II.

Dem Sohne des heiteren, leichtblütigen Frankens, Goethe, war seine Lebensbahn von früh an geebnet. Er kannte den Kampf mit den Mächten des Daseins nicht. Alles ward ihm leicht; alles kam ihm auf halbem Wege entgegen. Durch nichts gehemmt, durch alles gefördert, entwickelte sich sein Genius wie unter einer milderen Sonne, unter einem ewig blauen Himmel; lustig schwamm er dahin auf sanft bewegten, ihn melodisch schaukelnden Wogen. Daher die olympische Heiterkeit seines Wesens; daher der frische, lautere Erguß seiner Gefühle; daher sein kecker Mut, der sich bisweilen fast zum Übermut steigerte, in seinem Dichten wie in seinem Leben.

Ganz anders Schiller, ein Abkömmling jenes schwäbischen Stammes, der, langsam und gleichsam schwerflüssig in seinen Empfindungen, seinen Entschließungen, selbst seiner Ausdrucksweise, nur wie gewaltsam und durch eine kraftvolle Anstrengung Mut und Gedanken aus sich herausgebiert; einem Volke angehörig, welches seit lange gewohnt war, gegen Druck und Knechtschaft mit allen seinen Kräften anzukämpfen; endlich aufgewachsen erst in knappen häuslichen Verhältnissen, dann in der fast klösterlichen Abgeschlossenheit und der straffmilitärischen Disziplin der Karlsschule.

Kein Wunder, wenn die Eigenart dieser beiden großen Dichter vom Grund aus verschieden war; ein Wunder beinahe, daß sie, die ebendeshalb, als sie sich zuerst kennen lernten, einander abstießen, dennoch später in dem gemeinsamen Äther des gleichen höheren Strebens sich fanden, sich befreundeten, ja ihre Eigentümlichkeiten, so weit dies möglich, gegenseitig austauschten.

Schillers Elternhaus und die Umgebungen, unter denen er aufwuchs, erscheinen fast in aller Beziehung als das gerade Gegenteil der Goetheschen. Statt der wohlhäbigen Verhältnisse, inmitten deren der Knabe Goethe sich fand, ein, wenn nicht dürf-

tiges, doch sehr eng bemessenes Hauswesen. Der Vater, erst Barbier und Wundarzt, später Soldat, als welcher er es allmählich bis zum Offizier brachte, zuletzt Vorsteher der herzoglichen Baumschule auf der Solitüde, war ein Mann aus dem Volke, strebsam, energisch, an Entbehrungen und Anstrengungen von früh auf gewöhnt, eine praktische Natur, aber bei aller Einfachheit nicht ohne einen gewissen Zug nach Höherem; die Mutter, eines Gastwirts Tochter, eine tüchtige Hausfrau und sorgsame Pflegerin ihrer Kinder, von sanftem Gemüt, mit einem sinnigen Gefühl für alles Gute und Edle, frommen Herzens, wie auch der Vater, eine Freundin der heiteren Lieder von Uz und der erbaulichen von Gellert, in welche sie ihre Kinder einführte, während der Vater ihnen neben den erhabenen Dichtungen der Propheten aus dem Alten Testamente bisweilen wohl auch selbstverfertigte gereimte Gebete vorlas.

So hat in Schillers Knabenzeit alles einen mehr demokratischen Anstrich, wie in Goethes einen mehr aristokratischen. Hier alles aus dem vollen, alles gleichsam von selbst sich darbietend zu heiterem Genusse und frischem Erfassen; dort in engstem Kreise ein rüstiges Aufstreben, ein Hingewiesensein auf die eigene Kraft.

An Anregungen fur die Phantasie des Knaben fehlte es auch bei Schiller nicht; nur waren sie anderer Art als bei Goethe. Wenn Goethes Vater dem Sohne schon als Knaben von seinen Reisen in fremden Ländern, von seiner Anschauung bedeutender Denkmäler der Kunst und des Altertums in dem Zauberlande Italien erzählen mochte, so Schillers Vater dem seinigen von den Feldzügen in Holland und in Böhmen, die er bei verschiedenen Armeeen mitgemacht, von dem abenteuerlichen Lagerleben, wo er abwechselnd als Soldat, als Wundarzt, im Notfalle auch als Geistlicher tätig gewesen. Wenn Goethes Mutter den Knaben mit Märchen bald aus der heiteren Fabelwelt des Orients, bald aus der düsteren Romantik des deutschen Mittelalters unterhielt

und so seine kindliche Phantasie mit mannigfaltigen Bildern anfüllte, so rührte den jungen Schiller die seinige aufs tiefste durch die schlichte Erzählung von der Begegnung Jesu und seiner Jünger auf dem Wege nach Emmaus, die sie an einem schönen Ostermontag bei einer Wanderung zu den Großeltern auf der Höhe des Bergs zwischen Marbach und Ludwigsburg den Kindern mit frommer Rührung vortrug.

Das Verhältnis Schillers zu seiner Schwester hat noch am meisten Ähnlichkeit mit dem Goethes zu der seinigen. Christophine Schiller war nahezu um ebenso viel älter als ihr Bruder, wie Goethes Schwester Cornelia jünger als der ihrige. Wie die Geschwister Goethe waren die Geschwister Schiller unzertrennlich, treue Genossen in Scherz und Ernst, besonders eng verbunden durch die gleiche Freude an der Natur und den gleichen romantischen Sinn; daher sie denn wohl an schönen Tagen ihre Schritte gemeinsam statt in die beengenden Räume der Schule in die anheimelnde Waldes- und Bergeseinsamkeit der malerischen Umgegend, oder in das geheimnisvolle Dunkel der alten Kapelle lenkten, die sich auf der Höhe eines Kalvarienberges am Ende eine Reihe von Leidensstationen erhob und viele Gräber des erlauchten Hohenstaufengeschlechts umschloß.

Das württembergische Städtchen Lorch, wo Schillers Vater eine Zeit lang als Werbeoffizier sich aufhielt, bot mit seiner mild-romantischen Naturszenerie und den heroischen Denkmälern vaterländischer Geschichte für ein empfängliches jugendliches Gemüt mannigfache Anregung. Zu Lorch empfing der Knabe auch den ersten geregelten Unterricht bei einem wackeren Prediger Moser; durch ihn ward er in die Sprache Latiums und Griechenlands eingeführt. Mit Mosers Sohn, der auch Prediger werden wollte, schloß er eine innige Freundschaft. Er selbst faßte Neigung für den geistlichen Stand und übte sich mit kindlichem Ernst im Predigen.

Aus dieser idyllischen Abgeschlossenheit fand sich der etwa

achtjährige Knabe, als 1766 sein Vater nach Ludwigsburg versetzt ward, in Umgebungen von ganz entgegengesetztem Charakter verpflanzt. Ludwigsburg war eben damals von dem prachtliebenden Herzog Karl Eugen zur Residenz erhoben und zum Schauplatz ungewöhnlichen Glanzes, rauschender Zerstreuungen, aber auch künstlerischer Darbietungen aller Art gemacht worden. Da gab es französisches Schauspiel und italienische Oper, Ballet, Karneval und venetianische Messen. Des jungen Schillers Phantasie entzündete sich an diesem bunten, wechselvollen Treiben; ein theatralischer Zug erwachte in ihm; mit seiner Schwester vereint führte er dramatische Szenen auf, wozu diese nicht bloß die Dekorationen, sondern auch die figurierenden Papierpuppen malte. Von seiner theologischen Neigung blieb ihm ein ernster Hang zum sittlich Lehrhaften zurück. Einzelne lyrische Gedichte verfertigte er schon in dieser Zeit; auch in lateinischen Versen übte er sich mit ziemlicher Gewandtheit. Neben angestrengtem Fleiß in der Schule und frischem, bisweilen fast keckem Sichausleben in heiterer Lust mit gleichgearteten Altersgenossen, wobei er durch Züge entschlossenen Mutes eine gewisse Überlegenheit über seine Gefährten gewann, zeigten sich bei dem Knaben hier und da auch Anwandlungen tiefsinnigen, selbst schwermütigen Nachdenkens über Lebensfragen, die diesem Alter eigentlich noch fern liegen.

Von der geistlichen Laufbahn, welche noch immer sowohl er selbst wie die Eltern als seinen künftigen Lebensberuf ansahen, ward er gewaltsam abgelenkt, da im Jahre 1773 Herzog Karl Eugen, welcher für die von ihm begründete Karlsschule auf der Solitüde nach talentvollen Zöglingen spähte, auch auf den jungen Schiller sein Auge warf. Vergebens suchte der Vater die fürstliche Gunst von sich abzuwenden, weil auf dieser Schule für das Studium der Theologie keine Gelegenheit war; dem wiederholt ausgesprochenen Verlangen des Herzogs mußte er nachgeben, ja sogar nach der schmeichlerischen Sitte der Zeit und im Gefühle

seiner Abhängigkeit vom Herzog in einem devoten Dankschreiben an letzteren die Aufnahme seines Sohnes in die Militärschule als eine unverdiente Gnade preisen.

9.

Am Vorabend des deutsch-französischen Kriegs.

Friedrich Ratzel.*

Die Schwüle vor dem weltgeschichtlichen Gewitter des Sommers 1870 ist keine Stilblüte der Geschichtsschreiber; sie lag wirklich in der Luft und drückte auf die Gemüter, die allmählich des Hangens und Bangens der deutschen Einheitsbestrebungen, die nicht zum Ziele kamen, der französischen Drohungen, denen keine Taten folgten, und des österreichischen Rachegefühls, das dumpf brütete, müde wurden. „Heil dem Krieg, der kommen muß," rief es in jungen Gemütern, die sich des Krieges von 1866 erinnerten, wie er als ein die Luft reinigendes Gewitter schrecklich hereingebrochen und heilsam vorübergezogen war, heilsam auch für den Feind, der unterlegen war.

Der Sommer von 1870 war einer der trockensten des Jahrhunderts gewesen. Vom Ende Mai bis zu dem mächtigen Gewitter des 28. Juli, unter dessen Schlägen die Vortruppen der deutschen Heersäulen den Rhein passierten, waren keine starken Regen gefallen. In manchen Gegenden waren die vertrockneten Wiesen kaum des Mähens wert, der Weizen stand dünn, der in dem Gebirge des östlichen Frankreichs da und dort gebaute Roggen stand kaum fußhoch, die Kartoffeln fingen erst nach den Gewittern im August an, sich zu entwickeln. Aber allgemein erwartete man einen trefflichen Wein, und da der Mai ohne schädlichen Frost verlaufen war, hingen die Obstbäume voll Früchte. Das war auch in Frankreich so, wo die Menschen von Trauben

* Glücksinseln und Träume. Leipzig, 1905. S. 117.

und Obst aller Art das Leben auf den langen Herbstmärschen erträglicher gemacht haben. Im August folgte ein schöner Tag dem andern. Als am 17. Juli (es war ein Sonntag) die Sonne an einem fast wolkenlosen Abendhimmel hinabsank, stand ich mit einem Freunde, der eben als Einjährigfreiwilliger diente, auf einem der Wiesenhügel über dem Höllental, zurückkehrend vom Feldberg, wo wir die Sonne hatten aufgehen sehen. Hinausblickend über den Rhein weg und tief in die Vogesen hinein, die in einem freundlichen Veilchenblau den Westhimmel einsäumten, stiegen wir zu dem einsamen Wirtshaus hinab, um unsre müden Glieder zur Ruhe zu betten. Wir hatten einen stillen Abend vor uns. Der Urlaub meines Wandergenossen reichte bis zum nächsten Mittag, und mich selbst rief keine Pflicht in die Stadt zurück.

Im Gasthaus keine harmlos freundlichen Gesichter wie sonst, sondern gespannte, erschrockne. Was ist hier geschehen? Die nächste Sekunde brachte die Aufklärung: Kriegsgerüchte! Drohreden in den französischen Kammern, mutvolle, begeisterte Artikel in den deutschen Zeitungen. Und das alles seit den zwei Tagen, die wir im Gottesfrieden der Schwarzwaldbergheiden ahnungslos verlebt hatten. Der Wirt berichtete, wie die Gäste, die sich zum längern Verweilen eingerichtet hatten, beim Eintreffen der letzten Zeitungen sein Haus verlassen hätten. „Wer weiß, wann die Rothosen vom Elsaß her einbrechen? Sie sind jedesmal in den alten Kriegszeiten bald über den Rhein gewesen.“ Ein Blick in die Zeitung lehrte uns zwar, daß so nahe der Krieg nicht war, aber wir sahen freilich die Wolken hoch aufgetürmt am Himmel stehen, und wer sieht voraus, wann der erste Blitz hervorzuckt? Unser Entschluß war gegeben: Rasch eine Stärkung und dann den Weg zur Garnison unter die Füße genommen. „Es wird eine gute Vorbedeutung sein,“ meinte mein Kamerad, „der erste Nachtmarsch dieses Feldzugs.“ So schritten wir denn in die sinkende Nacht, aus der sich endlos das weiße

Band der Straße herausrollte, erst an erleuchteten Häusern vorbei, hinter deren Fenstern vielleicht schon Sorgen um Söhne oder Gatten heranwuchsen, dann an schlafenden, die die Sicherheit gaben, daß auch in drohenden Zeiten sein bester Freund den Menschen nicht verläßt. Schon zitterte der Schatten des hohen Münsterturms in der Morgenluft, als wir den ersten Halt vor einem Brückenwirtshaus machten, wo in langer Reihe alle die ungefügen, schweren Holzfuhrwerke hielten, die die Nacht durch gefahren hatten. Bei einem Glas Kirschwasser fiel meinem Genossen das einst oft gesungene Herwegh'sche:

Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben!

ein, und hell sang er es in die Morgenluft hinaus. Es ist doch schön, das Sterben, das keinem erspart bleibt, in dieser Form so nahe gerückt zu sehen!

Vor der Kaserne, die an dem Ende der Stadt liegt, das unserm Wege das nächste ist, trennten wir uns. Ich warf einen Blick auf das rege Treiben in dem weiten Hofe, wo eben Ausrüstungsgegenstände gemustert und abgezählt wurden. An einer Seite wurden aus einer langen Reihe von Mänteln, die auf gespannten Seilen hingen, Staub und Motten herausgeklopft. Die Energie, mit der darauf losgeschlagen wurde, gefiel mir ausnehmend, sie begeisterte mich geradezu. Klopft nur zu, laßt die alten fuchsigen Mäntel frisch und munter werden! Der Sturm wird vieles und viele wegfegen auch bei uns. Die welken Blätter und die angestochnen Früchte der deutschen Eiche wird er in alle Winde wehen; der Baum wird bis ins innerste Mark erbeben vor der Wucht dieses Stoßes. Es wird eine Prüfung für uns so gut wie für die da drüben.

In der Stadt war heute das Gegenteil von der verschlafenen Stimmung, die sonst auf Montagvormittagen liegt. Überall bewegt sich's in rascherm Tempo. Und da nach deutscher Sitte

die Begeisterung nicht trocken bleiben konnte, streckten sich aus den Wirtshäusern Arme mit Bierkrügen und Weingläsern und tränkten Unbekannte, von denen sie Gemeinsamkeit der Begeisterung und des Durstes verlangten. Rufe, Gesänge überall. Dazwischen der geschäftige Gang oder der Galopp von Ordonnanzen oder Offizieren.

Die Menschen hielten es nicht in ihren Häusern, nicht einmal in den geliebten Wirtshäusern aus, alles drängte ins Freie, jeder wollte hören und reden, die kleine Stadt selbst schien für die große Bewegung der Herzen zu eng. Was ist in die Menschen eingefahren? Sie reden miteinander, als ob sie sich kennten, und wenn man von dem Fremdesten weggeht, ist es einem, als habe man einen alten Bekannten gesprochen. Neues erfuhr man zwar nicht. Es war der Tag vor der Unterredung König Wilhelms in Ems. Der Blitz der Emser Depesche hatte noch nicht den Westhimmel erhellt. Aber es hatten die wenigen Tage schon eine Klärung insoweit hervorgebracht, daß die Verblüfften und Ängstlichen zu einer Minderheit zusammengeschmolzen waren, und eine ruhige Entschlossenheit ohne Überhebung gewann immer mehr Raum. Schon war jeder Zweifel geschwunden, daß die Süddeutschen an der Seite der Norddeutschen fechten würden.

Spät am Abend trat mein Kamerad, mit dem ich vom Feldberg herabgestiegen war, in mein Zimmer. „Laß uns ein paar Schritte ins Freie tun. Ich bin ganz betäubt von Reden und Hören und müd vom Zusammennehmen aller Kräfte und Sinne. Aber das Schlimmste liegt hinter uns. Wir sind marschfertig, morgen früh um fünf stehen wir am Bahnhof, um acht Uhr beziehen wir das neue Quartier in den Kasematten von Rastatt."

Wir stiegen die Landstraße hinan, die gleich neben der Stadt in einen Kastanienwald führt, verließen sie in halber Höhe und traten in ein tiefbeschattetes Rund, dessen Mitte ein alter steinerner Tisch einnahm. Manchen Abend hatten wir an dieser Stelle gesessen, wohin nur noch in vereinzelten Tönen die Lebens-

laute der Stadt drangen, die viel ferner zu sein schien, als sie in Wirklichkeit war. Hier war vielerlei besprochen, manches Gespräch auch bis zu seinem letzten Ende geführt, mancher Entschluß gefaßt worden. Pläne zu wissenschaftlichen Arbeiten waren hier ersonnen, Bücher hier ausgedacht worden. Wie weit lag das alles nun hinter uns! Kein Ton aus dieser Zeit drang herüber, die letzten vierundzwanzig Stunden hatten alles verwandelt.

Wir saßen schweigend einander gegenüber; Worte, die aussprechen wollten, was wir empfanden, gab es nicht, sie wären doch profan gewesen. Ich fühlte wieder, was mir in höchsten Momenten unsers gemeinsamen Lebens bewußt geworden war: die alle kleinen Unterschiede auslöschende Seeleneinheit standhafter Freundschaft. Ich hätte nichts angeben können, was ich für mich dachte oder wünschte. Die Überzeugung, daß er wolle, was ich wollte, und ich, was er, ließ überhaupt keinen Sondergedanken aufkommen. Als wir uns erhoben, war die Straße blau vom Mondlicht, die Bäume wiegten sich schwarz über dem blauweißlichen Band, die Gebüsche schlossen es fest auf beiden Seiten ein. Die Stimmung war fremdartig und behaglich.

In der Stadt waren die patriotischen Töne verklungen, in den Gärten war es dunkel, die Musikanten waren nach Hause gegangen, und die Sänger hatten, wenn sie es nicht ebenso gemacht hatten, ihre Töne auf Gesprächshöhe herabgestimmt. Nur die langen Lokomotivpfiffe von der Eisenbahnseite mochten mit den großen Dingen zusammenhängen, die heute nicht schlafen gingen.

„Es wird jetzt still wie alle Tage," sagte mein Freund, „und doch ist es so ganz anders als alle Tage. Wir gehen zur Ruhe und schlafen vielleicht auch ein, aber die Dinge außer uns sind in Bewegung, und wer kann sagen, wann diese Bewegung endet? Abstrakt gesprochen, gar nicht, wenn nicht etwa beide Völker, die die Sache zunächst angeht, sterben, was nicht zu erwarten ist. Was gestern und vorgestern begann, hat ein Morgen, das niemand erschauen kann. Es wird in ganz kurzer Zeit eine Lawine

von Ereignissen sein, in der eine Bewegung die andere hervorruft, und noch in Jahrhunderten wird es nachdonnern."

In meiner kleinen Heimatstadt war alles viel friedlicher, da kamen die Nachrichten so spät und so langsam, durch diese Blätter ging es nur wie leises Rauschen; das Brausen des Sturmwindes hörten nur die, die es im eignen Innern fühlten, hoch oben in der Luft drüber weggehen. Ich hatte mir's ganz anders vorgestellt. Diese Handwerker, Krämer und Kleinbeamten hatten nicht viel zu fürchten, oder sie glaubten es in ihrem beschränkten Optimismus. Auf den Feldern arbeiteten die Leute rastlos aber still. Sie hielten den Krieg für näher, als er war. Konnten nicht morgen die Franzosen da sein? Ob die goldne Frucht in den Scheunen sicherer stehe als unter Gottes Himmel, fragte die bange Sorge nicht.

Obgleich ich etwas Unbekanntem entgegenging und hinter mir im tiefsten Schmerz meine Eltern ließ, erfüllte mich doch eine eigentümliche Freude, wie ich sie noch nie empfunden hatte; es schien mir, als sei mein ganzes Wesen, Geist und Leib, von dieser Freude ergriffen und durchdrungen von dem Augenblick an, wo ich mich entschlossen hatte, mein ganzes Ich einzusetzen. Bei Licht betrachtet, hatte ich viel aufgegeben und wußte nicht wie sich meine Zukunft gestalten sollte. Aber ich war einig mit mir selbst. Kein Bedenken trübte die Klarheit der innern Erkenntnis dessen, was der Augenblick gebot. Über die große Erregung des Augenblicks hinaus lag das weit über den Gesichtskreis dieser bewegten Tage hinausziehende Gefühl, an großen Taten, auch an großen Gefahren teilzuhaben, und die Aufforderung, die daraus an jeden erging, für beides die besten Kräfte bereit zu halten. Die patriotischen Gesänge, die wir so oft aus einem unbestimmten Drange nach hohen Gefühlen angestimmt hatten, waren mit einem Schlage Wirklichkeit geworden. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte," das fühlten wir ja so tief, und darum eben handelte es sich, dieses Gefühl nun in die Tat

umzusetzen. Und wie war heute das andre Lied zur Tat geworden: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, wer legt noch die Hände feig in den Schoß?“ Die Worte kamen uns so schal vor, sie welkten ab, die Frucht der Tat war in diesen Sturmtagen unversehens gereift. Es wäre jedem trivial vorgekommen, nun noch den alten Sang zu wiederholen.

10.

Die Kriegspoesie von 1870–71.

Eugen Wolff.*

Die geschichtliche Auffassung der Litteratur ist eine letzte und höchste Pflicht zur Klärung des Urteils, zur objektiven Charakteristik der Erscheinungen, die zwischen „der Parteien Gunst und Haß“ schwanken. Aber der so mächtig erwachte geschichtliche Sinn kann gefährlich werden, sobald er reflektierend die Naivetät der Produktion zersetzt oder auch nur die Unmittelbarkeit und reine Lust der Aufnahme im Publikum durchbricht. In diese Lage setzte sich das deutsche Volk wohl gegenüber der Kriegspoesie von 1870–71. Die graue Mutter Weisheit hatte uns gelehrt, daß im Zeitalter der Elisabeth mit dem nationalen Aufschwung Englands auch die Dichtung zur höchsten Blüte gelangte und bei uns die erste klassische Litteraturperiode in der Hohenstaufenzeit fiel. Bescheidenere Gemüter entsannen sich wenigstens der Dichter des Befreiungskriegs. Aber alles erwartete zuversichtlich, daß nach den großen Waffensiegen unmittelbar ein neuer Shakespeare und ein paar neue Walther von der Vogelweide vom Himmel regnen würden. Und nicht einmal ein neuer Arndt oder ein neuer Körner ließ sich aufweisen! Daß mindestens ebenso viele Proben gegen jenes Exempel sprachen,

* Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart. Leipzig, 1896. S. 306.

daß insbesondere für unsere zweite litterarische Blütezeit ein Zusammenhang mit politischen Ereignissen nur mühsam und höchstens indirekt gesucht werden kann, geruhte der Optimismus des ersten Siegesrausches zu ignorieren.

Noch mancherlei vergaß man. Zunächst, daß eine neue litterarische Blüte nicht im Handumdrehen aus dem Boden emporschießt. Ist die Kunst in gewissem Sinne immer Ausdruck der Zeitseele, ist jedenfalls eine nationale Poesie immer von den Sitten und dem Charakter der Nation abhängig, so hätte sich für das deutsche Volk die Betrachtung ergeben, daß es der Blüte einer rein nationalen Litteratur um so näher kommen würde, je energischer es sich selbst lebte, je höher seine Ziele, je größer seine Tatkraft, je deutscher sein Wollen und sein Handeln.

Schließlich darf uns zum Troste gereichen, daß die patriotisch-nationale Poesie gar nicht auf das Kriegsjahr beschränkt blieb. Ist doch unser ganzes Jahrhundert hindurch seit den Freiheitskriegen die Poesie erfüllt von dem Nationalgefühl, von dem Drang nach Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Von dem jetzt neu errungenen, rein deutschen Kaisertum haben unsere Sänger seit Niederwerfung des ersten Napoleon unablässig sehnend gesungen. So entstand bereits 1840 das Lied, das ein Menschenalter später unsere Waffen von Sieg zu Sieg geleitet hat: „Die Wacht am Rhein."

An Zahl war die Lyrik von 1870–71 gewiß nicht gering. Schon um die Zeit des Friedenschlusses waren weit über 2000 Lieder bekannt, welche der Krieg hervorgerufen hatte. An der Hand dieser Lieder lebt die Erinnerung an alle Gefühlserregungen der ereignisreichen Tage wieder auf. Gleich die erste Szene des gewaltigen Dramas, das sich vor uns entfaltet, liegt einem der populärsten Lieder zu Grunde. Es besang die Begegnung zwischen König Wilhelm und Benedetti im gut getroffenen Bänkelsängerton:

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht' gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.

Schon dies Gedicht liefert den Beweis, wie volkstümlich die Führer geworden, wie sich das Volk mit ihnen eins fühlte und sozusagen auf vertraulichen Fuß stellte:

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann mit seinem Sohne:
„Fritz, geh' hin und haue ihm."

Es ist ja absichtlich nur die Alltagssprache gewählt, und doch klingt eine ehrliche Kampflust und derbe Kraft aus solchen Versen:

Haut ihm, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all die Kränke kriegen.

Der Schluß nennt in der beliebten Art des älteren Volksliedes den Stand des Dichters, wobei dieser in gleichfalls bewährter Manier sich als einfacher Soldat ausgibt:

Ein Füsilier von Dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.

Die Kriegserklärung entflammte naturgemäß die Begeisterung am hellsten. Altbewährte und neugeweckte Sänger wetteifern in Aufrufen zum Kampf. Friedrich Bodenstedt weist wohl nicht mit Unrecht darauf hin, daß die Lieder bisweilen einer von außen kommenden Aufforderung entsprangen:

Es kamen die Krieger und sprachen zu mir:
„Auf, sing' uns ein Schlachtlied, wir danken es dir,
Du hast uns gesungen von Liebe und Lust,
Jetzt aber füllt grimmiger Haß unsre Brust."

Karl Simrock verleiht ebenfalls dem Gefühl Ausdruck, daß die alte gemütliche Liebesdichtung nun durch markigere Klänge zum mindesten unterbrochen sei:

Wir saßen so lang in gemütlicher Ruh
Und reimten nur Liebe auf Triebe;
Dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu
Und reimen ihm Hiebe auf Diebe.

Überhaupt lagen die Ziele des Kampfes von vornherein merkwürdig klar; es ist bezeichnend, daß in den Liedern fast nirgends von bloßer Defensive die Rede ist. Einen gleich nach der Kriegserklärung oft geäußerten Gedanken spricht Bodenstedt am Schluß des angeführten Liedes aus:

Den alten Verschwörer vom Throne gestürzt,
Mit dem Schwert nach Paris die Pfade gekürzt!

Bis zum äußersten, höchsten Ziel fliegt bereits im Juli 1870 Felix Dahns Phantasie:

Laßt sehn, ob nicht zum Vaterlande
Das Herz des Elsaß wieder neigt. . . .
Mit Einem Zeichen nur gewinnen
Das alte Reichsland könnet ihr;
Pflanzt auf des freien Straßburg Zinnen
Des neuen deutschen Reichs Panier!

Dem allgemein gehobenen Gefühl über die wunderbare Fügung, daß durch das bloße Ereignis des fremden Angriffs die langersehnte Einigung Deutschlands faktisch hergestellt sei, verleiht unter anderm Emil Rittershaus prägnante Worte:

Ein einig Deutschland! Ach, wie lang begehrt,
Wie oft erfleht in unsrer Träume Dämmern!
Nun droht der Fremdling deutschem Hof und Herd,
Und es ist da! Nun muß das Frankenschwert
Mit einem Schlage uns zusammenhämmern!

Zu den hervorragendsten Schöpfungen aus den ersten Tagen der Begeisterung gehören Gedichte von Freiligrath und Geibel. Mit einem Bild voll Plastik und Bewegung setzt Freiligrath ein:

Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut
Wie ziehst du rasch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!

Noch tritt aus den Gedichten der Julitage „Das Lied vom schwarzen Adler" des Geschichtsschreibers Heinrich von Treitschke vorteilhaft hervor, in markigen Tönen eine bestimmte Hindeutung auf den deutschen Beruf der Hohenzollern mit wirksamer Betonung ihrer süddeutschen Abstammung:

Aber dann durch Berg' und Forsten
Fliege heim, du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum;
Deinen Fittich sollst du breiten
Über Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufer heil'ge Krone,
Schwing' den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!

Der Dichter Traum war nichts anderes als des ganzen Volkes Traum: die Wiederauferstehung Barbarossas aus dem Kyffhäuser, die Begründung eines neuen deutschen Reiches als Weltmacht.

Der Kriegserklärung folgte der Ausmarsch der Truppen. Zahlreiche Lieder spiegeln das Abschiedsweh. Der allgemeine Bettag richtet die Blicke auch der Sänger nach oben. Noch einmal ertönt das Gelöbnis deutscher Schlichtheit:

Dies ist kein Kampf des falschen Ruhms,
Für Freiheit gilt's und Recht.

Noch einmal regt sich die ängstliche Humanität des Deutschen:

Verwildre nicht im heil'gen Kampf,
Bleib' Mensch im Schlachtgewühl;
Nie schwärze Blei und Pulverdampf
Dein besseres Gefühl!

Der Kampf beginnt. Zur höchsten Popularität unter den eigentlichen Kriegsgesängen gelangte sofort das derbkomische Kutschkelied:

Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.

Atemlos folgt die Muse den deutschen Siegen, mit denen sie kaum Schritt zu halten vermag. Anfeuerung zur Schlacht wird von Siegesjubel abgelöst. Mitten zwischen die gut gemeinte Rhetorik schmettern einige musikalische Klänge wirklich sangbarer Lieder, die sich nicht selten an Melodieen von 1813 anlehnen. Besonders die ersten Schlachten regen an; so in Moritz Wecks Gedicht „Der vierte August": –

Was wettert vom Rheine
Herüber mit Macht?
Das ist im Flammenscheine
Die erste deutsche Schlacht!
Die erste der Weisen
Von Sturm und von Sieg,
Der erste Schlag von Eisen
Im großen deutschen Krieg.

In den Liedern zur Feier des neuen Kaisertums klingen die Kyffhäusersage und das Märchen vom wiedererweckten Dornröschen besonders oft an. Vorherrschend begegnet das Motiv, das neue Kaiserreich sei eine Fortsetzung des früheren Kaisertums in mittelalterlicher Herrlichkeit. Dazwischen blitzt aber hie und da der Gedanke auf, welch bedeutsame Wendung vom römischen Kaisertum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zum neuen deutschen Kaiserreich geschehen. So erschallt in den „Liedern aus Frankreich" die flehende Bitte:

O nimm, mein Kaiser, die Krone nicht,
Die einst die Römer uns gaben!
Sie hat in Deutschlands Angesicht
Gar bittere Furchen gegraben.
Bedeckt mit fremdem und eigenem Blut,
Laß ruhn sie unter dem Mohne!
Gib uns, was heut uns nötig tut,
Die deutsche Kaiserkrone!

Bei Betrachtung dieser ganzen patriotischen Dichtung waren Proben heranzuziehen, die für sich selber sprechen; galt es doch ad oculos zu demonstrieren, daß die alte Klage über den Unwert der Lyrik von 1870–71 eine unfromme Lüge ist. Überwiegt auch in der Fülle der Gelegenheitsstimmen naturgemäß die Zahl der poetisch bedeutungslosen Stücke und ist uns auch 1870 kein spezifischer Tyrtäos in der Art von Arndt oder Körner erstanden, so bleibt doch an poetisch wertvollen Kriegsliedern voll von begeisterter Empfindung, erhabenem Schwung oder zuversichtlichem Humor kein Mangel. Doch, ganz losgelöst von ihrem rein künstlerischen Wert, kommt diesen Zeugen unserer großen Zeit jene höhere kulturgeschichtliche Bedeutung zu, welche immer die unmittelbaren, lebendigen Ausgeburten einer nationalen Epoche über die farb- und leblosen Studien eines einseitig ästhetisch gestimmten Gemütes stellt.

11.

Nach der Sedanschlacht.

Otto Fürst von Bismarck.*

An den König.

Donchery, 2. September 1870.

Nachdem ich mich gestern Abend auf Ew. Königlichen Majestät Befehl hierher begeben hatte, um an den Verhandlungen

* Politische Briefe. Berlin, 1889. Bd. 1. S. 223.

der Kapitulation teilzunehmen, wurden letztere bis etwa 1 Uhr nachts durch die Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General Wimpffen erbeten, nachdem General von Moltke bestimmt erklärt hatte, daß keine andere Bedingung als die Waffenstreckung bewilligt werden und das Bombardement um 9 Uhr morgens wieder beginnen würde, wenn bis dahin die Kapitulation nicht abgeschlossen wäre. Heut früh gegen 6 Uhr wurde mir der General Reille angemeldet, welcher mir mitteilte, daß der Kaiser mich zu sehen wünsche und sich bereits auf dem Wege nach Sedan hierher befinde. Der General kehrte sofort zurück, um Sr. Majestät zu melden, daß ich ihm folgte, und ich befand mich kurz darauf etwa auf halbem Wege zwischen hier und Sedan, in der Nähe von Frénois, dem Kaiser gegenüber. Se. Majestät befand sich in einem offenen Wagen mit drei höheren Offizieren und ebensovielen zu Pferde daneben. Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und fragte nach den Befehlen Sr. Majestät.

Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. Königliche Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt in Vendresse sei, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle, und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständigster Dunkelheit hierhergekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gen Donchery, hielt aber einige hundert Schritte von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrat Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besich-

tigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten.

Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen geneigt sei. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurteilenden Punktes erkannte ich, und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heut wie gestern kein anderes praktisches Moment als das militärische darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Notwendigkeit, durch die Kapitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern Abend mit dem General von Moltke, nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich sein würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir beide in der Verneinung dieser Frage beharren. Wenn daher der General von Moltke, der inzwischen aus der Stadt hinzugekommen war, sich zu Ew. Maje-

stät begab, um Allerhöchstdenselben die Wünsche des Kaisers vorzulegen, so geschah dies, wie Ew. Majestät bekannt, nicht in der Absicht, dieselben zu befürworten.

Der Kaiser begab sich demnach ins Freie und lud mich ein, mich vor der Tür des Hauses neben ihn zu setzen. Se. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht tunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und interniert werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General von Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte, und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genötigt worden sei.

Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Rekognoszierungen der Offiziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Frésnois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich meldete dies Sr. Majestät in der Form, daß ich Frésnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag bringen würde, und deshalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauses unbequem sei, und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging darauf bereitwillig ein, und ich geleitete den Kaiser, dem eine Ehren-Eskorte von Ew. Majestät Leib-Kürassier-Regiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unsicher gehalten zu werden schien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General Wimpffen, mit

welchem, in Erwartung der Rückkehr des Generals von Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Kapitulations-Verhandlungen durch den General von Podbielski, im Beisein des Oberst-Leutnants von Verdy und des Stabschefs des Generals von Wimpffen, welche beiden Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse teilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen von Nostitz im Auftrage des Generals von Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation der Armee sehen wollten, — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde.

Ich ritt darauf in der Absicht, Ew. Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenselben nach Chéhery entgegen; traf unterwegs den General von Moltke mit dem von Ew. Majestät genehmigten Texte der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Frésnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals von Wimpffen war, ebenso wie das der übrigen französischen Generale in der Nacht vorher, ein sehr würdiges, und konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerze darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen sein müsse, achtundvierzig Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika, und einen halben Tag nach Übernahme des Kommandos seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnisvolle Kapitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weiteren Verteidigung lege ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern

könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Danke entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welcher sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch-militärischen Interessen mit Notwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hatte der General von Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General von Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von seiten desselben geführt worden sind.

12.

Die oberrheinische Tiefebene und ihre Bewohner.

Alfred Kirchhoff.*

Der Rhein ist nicht allein der größte, wasserreichste, schiffbarste Strom Deutschlands, sondern auch der unschätzbare Vermittler zwischen Nord und Süd. Nicht bloß, daß er samt seinen Zuflüssen die Zugangsstraßen öffnete für den fränkischen Einzug auf süddeutschen Boden, nein, Tag für Tag führt er auf seinem Wasserspiegel, an seinen Ufern Güter und Menschen Nord- und Süddeutschlands zusammen, so daß z. B. dank dem wohlfeileren Bezug der Ruhrkohlen die süddeutschen Städte des Rheingebietes ungleich leichter den modernen Aufschwung zu umfassender Maschinenindustrie erzielen konnten, als Isar- oder Donaustädte, vor allem aber der feste Zusammenschluß der süd-norddeutschen Staaten durch die Ausgleichung der wirtschaftlichen Interessen innerhalb des gesamten deutschen Rheinlandes die mächtigste Förderung erfährt. Mehr als dem Russen die Wolga ist dem Deutschen der Rhein; mit ihm fühlt er sich national verwachsen, ihm gilt sein volkstümlichstes Schutz- und Trutzlied.

* In Hans Meyers: Das deutsche Volkstum. Leipzig, 1898. S. 70.

Deutschland durfte nicht ruhen, solange ein Fußbreit von seinem Rheinufer Frankreich gehörte. Wer das eine Gestade des grünen Rheins besitzt, so lehrt die Geschichte, dem fällt bald auch das treu verschwisterte Gegengestade in die Hand, und wer uns den Rhein nimmt, der reißt den Rückgrat aus dem Körper unseres Reichs.

Durchwandern wir nun die schönen Rheinlande von Süden her, so betreten wir zuerst den „Garten Deutschlands," die fruchtbare Tiefebene am süddeutschen Mittelrhein, die man zum Unterschied von der niederrheinischen die oberrheinische Tiefebene genannt hat. Hier vereinigt sich ein mildes Klima mit einer fruchtbaren Bodenkrume als natürliche Unterlage für einen äußerst mannigfaltigen, intensiv gartenartigen Anbau und somit für eine außerordentliche Volksverdichtung. Auf einen Winter, der nur die beiden einrahmenden Gebirge dauernder in das weiße Schneegewand hüllt, folgt eine lange, heiße Sommerzeit; nirgends in Deutschland zeigt der Einflug der Schwalben so früh im Jahr das Erwachen des Lenzes an, nirgends verlassen die Zugvögel den deutschen Boden so spät wie hier. Nur wo streckenweise magerer Diluvialsand das fette Schwemmland unterbricht, breiten sich Kieferwaldungen mit Kartoffelfeldern aus. Sonst liegt eine wie in Beete zerstückelte Flur vor uns, wo die emsige Betriebsamkeit kleiner Besitzer den Feldbau auf eine hohe Stufe der Ertragsfähigkeit gehoben hat. Neben dem prächtigsten Weizen trägt der bündige, tonreiche Boden feinste Gerste, die namentlich in Unterelsaß einer schwunghaften Bierbrauerei dient. Die Büschelähren des Maises mit vollen Körnern beweisen, daß man hier unter oberitalienischer Sommerglut den Mais nicht, wie sonst fast überall in Deutschland, bloß als Futtermais der Blätter wegen baut. Neuerdings hat sich die Zuckerrübe zu den älteren Kulturen von Tabak, Krapp und Zichorien gesellt, um deren Ausbreitung vor 200 Jahren die wegen ihres Glaubens verfolgten französischen Flüchtlinge,

als sie hier schützende Aufnahme fanden, sich verdient gemacht haben. Die beste und massenhafteste Ernte deutschen Tabaks erbringt alljährlich diese gesegnete Ebene. Landschaftlich hebt sich ganz besonders der umfangreiche Hopfenbau hervor, sei es, daß diese Lieblingsschlingpflanze des Deutschen frischgrünen Laubes am Gestänge rankt, sei es, daß nach dem Pflücken des Hopfens die hohen, pyramidal zusammengelehnten Hopfenstangen wie Gerüste riesiger Wigwams über den Boden weit hinausschauen. Vornehmlich ist es jedoch die Fülle von Baumfrüchten und von Wein, was diese Ebene auszeichnet. Obst spielt am Rhein eine ungleich wichtigere Rolle für die Volksernährung als im übrigen Deutschland, und der Wein als Getränk auch des gemeinen Mannes erzeugt jene Atmosphäre des Frohsinns, wie sie nach Goethes Ausspruch alle weintrinkenden Länder verklärt. Hohe Walnußbäume beschatten die Landstraßen, die Edelkastanie reift wie in Frankreich oder in den Mittelmeerlanden ihre wohlschmeckende Frucht.

Ein liebenswürdiger, fröhlicher und geweckter Volksschlag ist in der Ebene sowie auf deren Randgebirgen zu Hause. Er gehört dem schwäbischen Stamm an, überall hört man das schwäbische „isch“ oder „esch“ für „ist.“ In den noch so stattlich erhaltenen Waldungen treffen wir auch noch das schwäbische Gebirgshaus in der Bauweise längst verwichener Zeit: ein etwas plumpes Gebäude vereinigt Wohnraum, Stallung und Scheuer, unter dem hohen, tief herabreichenden Dach ziehen alpenhafte Galeriegänge hin, und breite Fenster schauen wie freundliche Augen unter mächtigem Wimperschatten hervor; nur das Fundament ist gemauert, das übrige ist Holzbau unter Stroh- und Schindeldach. Höher hinauf in den Schwarzwäldertälern mehren sich die dunkeläugigen, schwarzbehaarten Gestalten als Spuren vorgermanischer Siedler, abwärts herrschen deutsche Blauaugen und Blondhaare vor. Die blaue Bluse der elsässischen Arbeitsleute erinnert noch an den früheren Staats-, also auch engeren Ver-

kehrsverband. Indessen der Kern des elsässischen Volkes ist, unbeschadet der französischen Brocken, die sich in seine Umgangssprache verirrten, durchaus deutsch geblieben. Das sieht man schon den spitzwinkeligen Giebelhäusern in Stadt und Dorf an. Auf dem platten Lande trägt oft noch der Bauernhof den Namen des Erbauers, der auf den jeweiligen Inhaber auch aus ganz anderer Familie übergeht. Geschnitztes Balkenwerk, Inschriften weiser Sprüche muten uns gar heimatlich an. Unter den überhängenden Dächern des Wohnhauses trocknen Guirlanden von Tabaksblättern und Maisähren, dahinter liegen Stallgebäude, Scheunen, Taubenschläge neben Küchen- und Obstgarten, wo Aprikosen und Pfirsiche gezogen werden, an sonniger Hauswand süße Trauben reifen, am Feierabend alt und jung zu heiterem Beisammensein sich sammelt.

Schon im Mittelalter war die oberrheinische Ebene samt Wasgau und Schwarzwald mit ihrem hehren Wahrzeichen, dem Straßburger Münster, kein bloßes Acker-, Garten- und Waldland. Der mindere Ertrag des Gebirgsbodens bestätigt hier abermals den Satz: „Die Not ist die Mutter der Künste.“ Von den beiderseitigen Gebirgen steigen gewerbliche Betriebe in die Niederungen, wo stark anwachsende Volkszahl das Leben vom bloßen Bodenertrag allmählich erschwerte; und der rege Durchzugsverkehr der Fremden, wie der Handelsvertrieb der Einheimischen in die Fremde auf der großen nach der Schweiz und bis Holland führenden Rheinstraße, auch auf den rechtwinklig sie kreuzenden Straßen, die durch bequeme Gebirgspässe Frankreich mit den Donaulanden verknüpfen, regte vielfältig industriell an. Seit alters verflößt man die Schwarzwaldtannen nach den holzarmen Niederlanden zum Schiffbau. Erst läßt man die Stämme in kleineren Flößen die hurtigen Schwarzwaldbäche hinab in den Rhein schwimmen, dann vereinigt man sie bei Mannheim zu jenen großen Flößen mit einer Bemannung bis zu hundert Köpfen, die sich ihr Obdach samt Küche,

Bäckerei und Viehstall auf dem Floß selbst gründet für die Fahrt nach Holland. Früh schon reihte sich an die Flößerei die Holzschnitzerei, aus der sich seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts die Fabrikation der berühmten Schwarzwälder Uhren entfaltete. Auch auf Glasblaserei verlegten sich die findigen Schwarzwälder, und ihre Glashändler brachten aus der Schweiz, aus Italien die Kunst feiner Strohflechterei mit. Der Notstand der fünfziger Jahre, wo alle Gewerbe stockten, brachte die Strohhut- und Strohtaschenfabrikation kräftig empor, man begann nun auch Schmuckgegenstände aus eigens zubereitetem Stroh und aus getrockneten Palmblättern herzustellen, worin noch heute das Gebirge unübertroffen dasteht. Fleißige Frauen, schmucke Mädchen sieht man unter dem schwer belasteten Marktkorb rüstig die Gebirgspfade daherschreiten, statt des Strickzeuges das Strohgeflecht in Händen, das sie emsig und kunstgerecht bearbeiten. Besonders weithin sind die europäischen Länder mit dem Schwarzwald durch den Bürstenhandel verknüpft; mehr als tausend Arbeiter stellen in der Gegend am Belchen und Feldberg die verschiedensten Bürstensorten her, und Händler aus ihrer Mitte durchziehen mit der Ware die Fremde, gründen an den Hauptorten ihres Absatzes ständige Niederlagen und kehren oft nur zu Weihnachten oder zu Pfingsten in ihr Walddorf zurück.

Am großartigsten aber betätigte sich der Erfindungsgeist der klugen Allemannen des Schwarzwaldes auf dem Gebiete der Fabrikation musikalischer Instrumente. Sie ging aus der Uhrenfabrikation hervor und hat noch heute wie diese ihren Hauptsitz in dem reizenden Bergkessel des südlichen Schwarzwaldes, der das friedliche Bergstädtchen Furtwangen umfängt. Da sieht man die rastlosen Arbeiter hinter den zahlreichen breiten Fenstern, die viel Licht einlassen in das schindelbedeckte Häuschen an steiler Halde; vom frühen Morgen bis zum späten Abend regen sie die kunstfertigen Hände, auch Frau und Kind

helfen gelegentlich mit oder tragen durch Strohflechten das Ihre zum Unterhalt der Familie bei. Man fertigte seit 1768 zunächst Spieluhren mit Glasglöckchen und tanzenden Figuren, führte dann das Glockenspiel ein und verband endlich mit den Glöckchen Klaviersaiten auf einen Resonanzboden gespannt; auch Spielwerke mit orgelartigen Pfeifen ersann man, und schließlich trat ein kunstvolles Tongerät, losgebunden von der Prosa des Stundenweisens, hervor. Das erste dieser größeren Kunstwerke schuf Meister Blessing in Furtwangen Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, nannte es Orchestrion und verkaufte es für 36,000 Mark nach England; es spielte ganze Symphonieen und Ouvertüren mit feinster Abstufung der Tonstärke und täuschte ein vollbesetztes Orchester mit dem Klang von Flöte, Fagott, Waldhorn und Trommel vor. Hunderte solcher Orchestrions sind schon von Furtwangen und dessen Nachbarorten in die Welt gegangen. Hauptsächlich England, Rußland und Nordamerika sind Abnehmer.

Ganz anders hat sich das gewerbliche Leben des Schwestergebirges, des Wasgaus, entwickelt, denn die beiderseitige Gebirgsbevölkerung trat kaum in wechselseitige Berührung; zumal während der französischen Zeit wurde das Elsaß künstlich abgesperrt gehalten vom badischen Nachbar. Die Ära der naturgemäßen Wiedervereinigung beider Uferseiten des Vaters Rhein seit 1871 leitete sich ein durch schleuniges Erbauen von Rheinbrücken, bei deren Einweihung von links die Humpen mit Elsässer Rotem, von rechts die mit edlem Markgräfler auf der Brücken Mitte zu festlichem Willkommengruß gebracht wurden. Schon im Landschaftsbild am Wasgaufuß mischen sich bezeichnend zahlreiche Fabrikschornsteine in das Obstbaum- und Rebengelände. Gelangen wir aber dann in die Wasgautäler selbst, so hören wir die Sägemühlen knirschen, Räder und Turbinen sausen, getrieben vom Waldbach im eigenen Bett oder in künstlich von ihm abgeleiteten Rinnen. Vorzugsweise stehen diese

Werke im Dienst der Baumwollspinnerei und -Weberei. Nach Schweizer Vorgang wurde früher für die Wasgauer Textilindustrie sogar ausschließlich Wassertriebkraft benutzt; gegenwärtig jedoch führen Zweige der elsässischen Haupteisenbahn die erwünschten Steinkohlen westwärts in die Gebirgstäler hinein, reichen also natürlich innerhalb derselben spornartig auch nur so weit, als Fabrikbedarf vorliegt. Im Hintergrund dieser Wasgautalungen wird es dann plötzlich naturstill; die Landstraße windet sich an den nur noch mit Einzelhöfen besetzten Waldlehnen zum Kamm empor, auf dem wie im Schwarzwald oberhalb des dunkleren Buchen- und Fichtengrüns auf waldfreien Matten die Sennhütten stehen und zur Sommerzeit die Rinder weiden. Auch alle die traulichen Städtchen, die in dichter Reihe am Gebirgsfuß liegen, so mittelalterlich sie aussehen in ihrer Spitzgiebelarchitektur, mit ihren Wällen und Tortürmen, oft eine sie ehedem schirmende Burg auf der benachbarten Berghöhe, gründen ihren modernen Wohlstand auf Textilindustrie. Die bedeutendste Baumwollweberstadt nicht bloß des Elsaß, sondern ganz Deutschlands treffen wir aber in der offenen Ebene. Es ist Mülhausen mit seiner fast zu zwei Drittel industriell beschäftigten Bevölkerung, den großen Fabriken, dem Wald von dampfenden Schornsteinen. Bis vor hundert Jahren eine Stadt der Eidgenossenschaft, hatte Mülhausen gleichzeitig mit der nordöstlichen Schweiz seine Textilindustrie begründet und sodann, französisch geworden, Nutzen gezogen von der wohlgepflegten wirtschaftlichen Einheit, namentlich auch von dem für den Warenvertrieb so dienlichen Kanalsystem Frankreichs. Aber erst nach der Heimkehr auf deutschen Boden, zu dem Natur wie Volksart hinzog, hat Mülhausen im größeren Wirtschaftsverband des deutschen Reiches seine nunmehrige Vorrangstellung erlangt.

13.

Die Sonne.

Hermann von Helmholtz*

Alles Leben und alle Bewegung auf unserer Erde wird mit wenigen Ausnahmen unterhalten durch eine einzige Triebkraft, die der Sonnenstrahlen, welche uns Licht und Wärme bringen. Sie wärmen die Luft der heißen Zone, diese wird leichter und steigt auf, kältere Luft fließt von den Polen nach. So entsteht die große Luftzirkulation der Passatwinde. Lokale Temperaturunterschiede über Land und Meer, Ebene und Gebirge greifen mannigfaltig abändernd ein in diese große Bewegung und bringen uns den launenhaften Wechsel des Windes. Warme Wasserdämpfe steigen mit der warmen Luft auf, verdichten sich als Wolken und fallen in kälteren Zonen und auf die schneeigen Häupter der Berge als Regen, als Schnee. Das Wasser sammelt sich in Bächen, in Flüssen, tränkt die Ebene und macht Leben möglich, zerbröckelt die Steine, schleppt ihre Trümmer mit fort und arbeitet so an dem geologischen Umbau der Erdoberfläche. Nur unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen wächst die bunte Pflanzendecke der Erde auf, und während die Pflanzen wachsen, häufen sie in ihrem Körper organische Substanz an, die wiederum dem ganzen Tierreiche als Nahrung, und dem Menschen insbesondere noch als Brennmaterial dient. Sogar die Steinkohlen und Braunkohlen, die Kraftquellen unserer Dampfmaschinen, sind Reste urweltlicher Pflanzen, alte Erzeugnisse der Sonnenstrahlen.

Dürfen wir uns wundern, wenn unsere Urväter arischen Stammes in Indien und Persien die Sonne als das geeignetste Symbol der Gottheit ansahen? Sie hatten Recht, wenn sie in ihr die Spenderin alles Lebens, die letzte Quelle alles irdischen Geschehens erblickten.

* Vorträge und Reden. Braunschweig, 1896. Bd. 2. S. 73.

Aber woher kommt der Sonne diese Kraft? Sie strahlt intensiveres Licht aus, als mit irgend welchem irdischen Mittel zu erzeugen ist. Sie liefert so viel Wärme, als ob in jeder Stunde 1500 Pfund Kohle auf jedem Quadratfuß ihrer Oberfläche verbrannt würden. Von dieser Wärme, die ihr entströmt, leistet der kleine Bruchteil, der in unsere Atmosphäre eintritt, eine große mechanische Arbeit. Daß Wärme im stande sei, eine solche zu leisten, lehrt uns jede Dampfmaschine. In der Tat treibt die Sonne hier auf Erden eine Art Dampfmaschine, deren Leistungen denen der künstlich konstruierten Maschinen bei weitem überlegen sind. Die Wasserzirkulation in der Atmosphäre schafft, wie schon erwähnt, das aus den warmen tropischen Meeren verdampfende Wasser auf die Höhe der Berge; sie stellt gleichsam eine Wasserhebungsmaschine mächtigster Art dar, mit deren Leistungsgröße keine künstliche Maschine sich im entferntesten messen kann. Ich habe vorher das mechanische Äquivalent der Wärme angegeben. Danach berechnet, ist die Arbeit, welche die Sonne durch ihre Wärmeausstrahlung leistet, gleichwertig der fortdauernden Arbeit von 7000 Pferdekräften für jeden Quadratfuß der Sonnenoberfläche.

Längst hatte sich den Technikern die Erfahrung aufgedrängt, daß aus nichts eine Triebkraft nicht erzeugt werden, daß sie nur aus dem uns dargebotenen, fest begrenzten und nicht willkürlich zu vergrößernden Vorrate der Natur entnommen werden kann, sei es vom strömenden Wasser oder vom Winde, sei es aus den Steinkohlenlagern oder von Menschen und Tieren, die nicht arbeiten können, ohne Lebensmittel zu verbrauchen. Diese Erfahrungen hat die neuere Physik allgemeingültig zu machen gewußt, anwendbar für das große Ganze aller Naturprozesse und unabhängig von den besonderen Interessen der Menschen. Sie sind verallgemeinert und zusammengefaßt in dem allbeherrschenden Naturgesetze von der Erhaltung der Kraft. Es ist kein Naturprozeß und keine Reihenfolge von Naturprozessen aufzufinden, so

mannigfache Wechselverhältnisse auch zwischen ihnen stattfinden mögen, durch welchen eine Triebkraft fortdauernd ohne entsprechenden Verbrauch gewonnen werden kann. Wie das Menschengeschlecht hier auf Erden nur einen begrenzten Vorrat von arbeitsfähigen Triebkräften vorfindet, der benutzt aber nicht vermehrt werden kann, so muß es auch im großen Ganzen der Natur sein. Auch das Weltall hat seinen begrenzten Vorrat an Kraft, der in ihm arbeitet unter immer wechselnden Formen der Erscheinung, unzerstörbar, unvermehrbar, ewig und unveränderlich wie die Materie. Es ist, als hätte Goethe eine Ahnung davon gehabt, wenn er den Erdgeist als den Vertreter der Naturkraft von sich sagen läßt:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Wenden wir uns zurück zu der besonderen Frage, die uns hier beschäftigt. Woher hat die Sonne diesen ungeheuren Kraftvorrat, den sie ausströmt?

Auf Erden sind die Verbrennungsprozesse die reichlichste Quelle von Wärme. Kann vielleicht die Sonnenwärme durch einen Verbrennungsprozeß entstehen? Diese Frage kann vollständig und sicher mit Nein beantwortet werden; denn wir wissen jetzt, daß die Sonne die uns bekannten irdischen Elemente enthält. Wählen wir aus diesen die beiden, welche bei kleinster Masse durch ihre Vereinigung die größte Menge Wärme erzeugen können, nehmen wir an, die Sonne bestände aus Wasserstoff und Sauerstoff in dem Verhältnisse gemischt, wie diese bei der Ver-

brennung sich zu Wasser vereinigen. Die Masse der Sonne ist bekannt, ebenso die Wärmemenge, welche durch die Verbindung bekannter Gewichte von Wasserstoff und Sauerstoff entsteht. Die Rechnung ergibt, daß die unter der gemachten Voraussetzung durch deren Verbrennung entstehende Wärme hinreichen würde, die Wärmeausstrahlung der Sonne auf 3021 Jahre zu unterhalten. Das ist freilich eine lange Zeit; aber schon die Menschengeschichte lehrt, daß die Sonne viel länger als 3000 Jahre geleuchtet und gewärmt hat, und die Geologie läßt keinen Zweifel darüber, daß diese Frist auf Millionen von Jahren auszudehnen ist.

Die uns bekannten chemischen Kräfte sind also auch bei den günstigsten Annahmen gänzlich unzureichend, eine Wärmeerzeugung zu erklären, wie sie in der Sonne stattfindet, so daß wir diese Hypothese gänzlich fallen lassen müssen.

Wir müssen nach Kräften von viel mächtigeren Dimensionen suchen; und da finden wir nur noch die kosmischen Anziehungskräfte. Es ist bekannt, daß die kleinen Massen der Sternschuppen und Meteore, wenn ihre kosmischen Geschwindigkeiten durch unsere Atmosphäre gehemmt werden, ganz außerordentlich große Wärmemengen erzeugen können. Die Kraft aber, welche diese großen Geschwindigkeiten erzeugt hat, ist die Gravitation. Wir kennen diese Kraft schon als eine wirksame Triebkraft an der Oberfläche unseres Planeten, wo sie als irdische Schwere erscheint. Wir wissen, daß ein von der Erde abgehobenes Gewicht unsere Uhren treiben kann, daß ebenso die Schwere des von den Bergen herabkommenden Wassers unsere Mühlen treibt.

Wenn ein Gewicht von der Höhe herabstürzt und auf den Boden schlägt, so verliert die Masse desselben allerdings die sichtbare Bewegung, welche sie als Ganzes hatte; aber in Wahrheit ist diese Bewegung nicht verloren, sondern sie geht nur auf die kleinsten elementaren Teilchen der Masse über, und diese unsichtbare Vibration der Molekeln ist Wärmebewegung. Die sichtbare Bewegung wird beim Stoffe in Wärmebewegung verwandelt.

Was in dieser Beziehung für die Schwere gilt, gilt ebenso für die Gravitation. Eine schwere Masse, welcher Art sie auch sein möge, die von einer anderen schweren Masse getrennt im Raume schwebt, stellt eine arbeitsfähige Kraft dar. Denn beide Massen ziehen sich an, und wenn sie, ungehemmt durch eine Zentrifugalkraft, unter Einfluß dieser Anziehung sich einander nähern, so geschieht dies mit immer wachsender Geschwindigkeit; und wenn diese Geschwindigkeit schließlich vernichtet wird, sei es plötzlich durch den Zusammenstoß, sei es allmählich durch Reibung beweglicher Teile, so gibt sie entsprechende Mengen von Wärmebewegung, deren Betrag nach dem vorher angegebenen Äquivalentverhältnis zwischen Wärme und mechanischer Arbeit zu berechnen ist.

Wir dürfen nun wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auf die Sonne sehr viel mehr Meteore fallen als auf die Erde und mit größerer Geschwindigkeit fallen, also auch mehr Wärme geben. Die Hypothese indessen, daß der ganze Betrag der Sonnenwärme fortdauernd der Ausstrahlung entsprechend durch Meteorfälle erzeugt werde, stößt nach Sir William Thomsons Untersuchungen auf Schwierigkeiten. Die Masse der Sonne müßte nämlich in diesem Falle so schnell zunehmen, daß die Folgen davon sich schon in der beschleunigten Bewegung der Planeten verraten haben würden. Wenigstens kann nicht die ganze Wärmeausgabe der Sonne auf diese Weise erzeugt werden, höchstens ein Teil, der vielleicht nicht unbedeutend sein mag.

Wenn nun keine gegenwärtige, uns bekannte Kraftleistung ausreicht, die Ausgabe der Sonnenwärme zu decken, so muß die Sonne von alter Zeit her einen Vorrat von Wärme haben, den sie allmählich ausgibt. Aber woher dieser Vorrat? Wir wissen schon, nur kosmische Kräfte können ihn erzeugt haben. Da kommt uns die Hypothese über den Ursprung der Sonne zu Hilfe. Wenn die Stoffmasse der Sonne einst in den kosmischen Räumen zerstreut war, sich dann verdichtet hat — das heißt,

unter dem Einflusse der himmlischen Schwere auf einander gefallen ist, — wenn dann die entstandene Bewegung durch Reibung und Stoß vernichtet und dabei Wärme erzeugt wurde, so mußten die durch solche Verdichtung entstandenen jungen Weltkörper einen Vorrat von Wärme mitbekommen von nicht bloß bedeutender, sondern zum Teil von kolossaler Größe.

Die Rechnung ergibt, daß bei Annahme der Wärmekapazität des Wassers für die Sonne die Temperatur auf 28 Millionen Grade hätte gesteigert werden können, wenn diese ganze Wärmemenge jemals ohne Verlust in der Sonne zusammengewesen wäre. Das dürfen wir nicht annehmen; denn eine solche Temperatursteigerung wäre das stärkste Hindernis der Verdichtung gewesen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß ein guter Teil dieser Wärme, die durch die Verdichtung erzeugt wurde, noch ehe diese vollendet war, anfing, in den Raum hinauszustrahlen. Aber die Wärme, welche die Sonne bisher durch ihre Verdichtung hat entwickeln können, würde zugereicht haben, um ihre gegenwärtige Wärmeausgabe auf nicht weniger als 22 Millionen Jahre der Vergangenheit zu decken.

Und die Sonne ist offenbar noch nicht so dicht, wie sie werden kann. Die Spektralanalyse zeigt, daß große Eisenmassen und andere bekannte irdische Gebirgsbestandteile auf ihr anwesend sind. Der Druck, der ihr Inneres zu verdichten strebt, ist etwa 800 Mal so groß, als der Druck im Kern der Erde, und doch beträgt die Dichtigkeit der Sonne, wahrscheinlich in Folge ihrer ungeheuer hohen Temperatur, weniger als ein Viertel von der mittleren Dichtigkeit der Erde.

Wir dürfen es deshalb wohl für sehr wahrscheinlich halten, daß die Sonne in ihrer Verdichtung noch fortschreiten wird, und wenn sie auch nur bis zur Dichtigkeit der Erde gelangt — wahrscheinlich aber wird sie wegen des ungeheueren Druckes in ihrem Innern viel dichter werden — so würde dies neue Wärmemengen entwickeln, welche genügen würden, für noch weitere 17 Mil-

lionen Jahre dieselbe Intensität des Sonnenscheins zu unterhalten, welche jetzt die Quelle alles irdischen Lebens ist.

Diese Frist von 17 Millionen Jahre wird vielleicht noch beträchtlich verlängert werden können durch allmählichen Nachlaß der Strahlung, durch neuen Zuschuß von hineinstürzenden Meteoren und durch noch weitere Verdichtung. Aber wir kennen bisher keinen Naturprozeß, der unserer Sonne das Schicksal ersparen könnte, welches andere offenbar getroffen hat. Es ist dies ein Gedanke, dem wir uns nur mit Widerstreben hingeben; er erscheint uns wie eine Verletzung der wohltätigen Schöpferkraft, die wir sonst in allen, namentlich die lebenden Wesen betreffenden Verhältnissen wirksam finden. Aber wir müssen uns in den Gedanken finden lernen, daß wir, die wir uns gern als den Mittelpunkt und Endzweck der Schöpfung betrachten, nur Stäubchen sind auf der Erde, die selbst ein Stäubchen ist im ungeheuren Weltraume. Ist doch die bisherige Dauer unseres Geschlechtes, wenn wir sie auch weit über die geschriebene Geschichte zurück verfolgen bis in die Zeiten der Pfahlbauten oder des Mammuts, doch nur ein Augenblick, verglichen mit den Urzeiten unseres Planeten, als lebende Wesen auf ihm hausten, deren Reste uns aus ihren alten Gräbern fremdartig und unheimlich anschauen. Aber noch viel mehr verschwindet die Dauer der Menschengeschichte im Verhältnis zu den ungeheuren Zeiträumen, während welcher Welten sich gebildet haben, wie sie wohl auch fortfahren werden, sich zu bilden, wenn unsere Sonne erloschen und unsere Erde in Kälte erstarrt oder mit dem glühenden Zentralkörper unseres Systems vereinigt ist.

Aber wer weiß zu sagen, ob die ersten lebenden Bewohner des warmen Meeres auf der jugendlichen Erde, die wir vielleicht als unsere Stammeseltern verehren müssen, den jetzigen kühleren Zustand nicht mit ebensoviel Grauen betrachten würden, wie wir eine Welt ohne Sonne? Wer weiß zu sagen, zu welcher Stufe der Vollendung bei dem wunderbaren Anpassungsvermögen an

die Bedingungen des Lebens, welches allen Organismen zukommt, unsere Nachkommen nach 17 Millionen Jahre sich ausgebildet haben werden; ob unsere Knochenreste ihnen nicht dann ebenso ungeheuerlich vorkommen werden, wie uns jetzt die der Ichthyosauren, und ob sie, eingerichtet für ein feineres Gleichgewicht, die Temperaturextreme, zwischen denen wir uns bewegen, nicht für ebenso gewaltsam und zerstörend halten werden, wie uns die der ältesten geologischen Perioden erscheinen? Ja, wenn Erde und Sonne regungslos erstarren sollten, wer weiß zu sagen, welche neue Welten bereit sein werden, Leben aufzunehmen? Die Meteorsteine enthalten zuweilen Kohlenwasserstoffverbindungen; das eigene Licht der Kometenköpfe zeigt ein Spektrum, welches dem des elektrischen Glimmlichtes in kohlenwasserstoffhaltigen Gasen am ähnlichsten ist. Kohlenstoff aber ist für die organischen Verbindungen, aus denen die lebendigen Körper aufgebaut sind, das charakteristische Element. Wer weiß zu sagen, ob diese Körper, die überall den Weltraum durchschwärmen, nicht Keime des Lebens ausstreuen, so oft irgendwo ein neuer Weltkörper fähig geworden ist, organischen Geschöpfen eine Wohnstätte zu gewähren? Und dieses Leben würden wir vielleicht dem unserigen im Keime verwandt halten dürfen, in so abweichenden Formen es sich auch den Zuständen seiner neuen Wohnstätte anpassen möchte.

14.

Shakespeare als Dramatiker.

Bernhard ten Brink.*

So verschieden auch über Shakespeare geurteilt wird, darin sind so ziemlich alle Beurteiler einig, ihm den ersten Rang unter den Dramatikern, entweder aller Zeiten überhaupt, oder doch der Neuzeit im Gegensatz zum klassischen Altertum zuzuer-

* Shakspere. Straßburg, 1893. S. 67.

kennen. Kein neuerer Dramatiker hält auch nur annähernd den Vergleich mit Shakespeare aus. Man vergegenwärtige sich doch nur die ungeheuere Fruchtbarkeit dieses Dichters, diese Menge von dramatischen Erzeugnissen; und in dieser großen Zahl finden sich keine Nullen, auch keine bloßen Nummern, die man Gefahr liefe, in der Erinnerung mit einander zu verwechseln. Jedes dieser Dramen hat seine ganz bestimmte Gestalt und Physiognomie, welche sich dem Gedächtnis dauernd einprägt, jedes stellt für sich eine kleine Welt dar, und in jeder dieser Welten, welche wimmelnde Fülle von Leben! welche Mannigfaltigkeit der Gestalten! Nichts vermag einem die Schöpferkraft eines Dramatikers so unmittelbar zu vergegenwärtigen, als wenn man versucht, sich die Charaktere, die ihm ihr Dasein verdanken, gleichsam plastisch vor die Seele zu rufen; bei keinem Dichter wird dies einem so leicht gelingen, wie bei Shakespeare; bei keinem Dichter werden die gerufenen Geister in so großer Anzahl sich hinzudrängen, und so bestimmte Formen, ja deutliche Farben an sich tragen.

Jede Kunst hat in jedem einzelnen Fall die Aufgabe, einen Gegenstand in einem bestimmten Stoff so zu gestalten, daß davon eine Idee zur Darstellung gelangt oder eine Stimmung erregt wird. Der Stoff, bald Stein oder Erz, bald die Farbe, bald der Ton, bald das Wort, bestimmt die Darstellungsweise einer Kunst im Unterschied von der anderen. Das Drama hat, wie alle Poesie, die Sprache zum Stoff, in dem sie zu arbeiten hat, aber es hat überdies die Mimik; die ganze Persönlichkeit der Schauspieler, der ganze Bühnenapparat gehört mit zum Darstellungsmaterial der dramatischen Kunst, wobei freilich der Dichter nicht als der einzige, nur als der oberste, leitende Künstler erscheint, der selber nur in der Sprache arbeitet, aber die Wirkung, welche die theatralische Aufführung mit seinem Werke erzielen soll, sich bei seiner Arbeit zu vergegenwärtigen hat.

Den Gegenstand bildet für den dramatischen Dichter das,

was man die Fabel nennt. Sie kann von der Geschichte überliefert sein oder ein Tagesereignis bilden, sie kann dem Mythus oder der Sage angehören, sie kann auf freier Erfindung beruhen. Im letztern Falle kann der Dichter sie selber erfunden haben, doch wird dies nur selten eintreffen; in der Regel wird dem Dichter seine Fabel überliefert, und gerade die größten Dichter pflegen sich am wenigsten mit der Erfindung einer neuen Fabel zu quälen. Der normale Vorgang ist der, daß der Dichter von irgend einer Begebenheit, die ihm wie immer, im Leben, in der Geschichte, im Gespräch entgegentritt, von dem Inhalt irgend einer Erzählung so ergriffen wird, daß sie seine schöpferische Ader anregt.

So erging es Shakespeare. Selten, vielleicht nie hat er sich seine Fabel selber erfunden, so verschieden auch im einzelnen Fall der Umfang und die Bedeutung dessen ist, was er seiner Quelle verdankt. Man hat ihn den großen Aneigner genannt, und mit Recht; aber wer meint, durch solche Bezeichnung dem Dichter auch nur das kleinste Blatt aus seinem Ruhmeskranz reißen zu können, der weiß nicht, was poetische Originalität in der Litteraturgeschichte bedeutet. Je prends mon bien où je le trouve, hat Molière gesagt, und nach dieser Maxime sind alle großen Eroberer im Reiche des Geistes verfahren. Die wesentliche Frage ist nicht, wie viel einer erobert, sondern was er aus dem eroberten Gebiet macht. Und wer hätte wohl Grund, sich über Shakespeares Verfahren zu beschweren? Die von ihm benutzten Schriftsteller? Aber hatten diese ihrerseits nicht ebenso, ja in noch größerem Umfang ihre eigenen Vorgänger benutzt? Und dann, verdanken die meisten von ihnen nicht gerade Shakespeare ihre Unsterblichkeit? Wer würde ihre Schriften noch lesen, wäre es nicht um Shakespeares willen?

Die ihm überlieferte Fabel hat der Dramatiker nun zur dramatischen Handlung zu gestalten. Maßgebend ist dabei die Idee, die er in der Seele trägt, oft nicht wie eine fertige Er-

kenntnis, sondern wie einen dunkeln Trieb, eine treibende Macht. Wie verfährt nun Shakespeare bei der Gestaltung der Fabel zur dramatischen Handlung? Äußerlich genommen, bemerken wir in seinem Verfahren die größte Verschiedenheit, und vergeblich würde man sich bemühen, aus dem Studium seiner Dramen irgend ein Rezept zu abstrahieren zum Gebrauch für angehende Dramatiker. Bald sehen wir Shakespeare seiner Quelle so genau wie möglich folgen und nur in Einzelheiten, scheinbar in unbedeutenden Dingen von ihr abweichen, bald sehen wir ihn die Fabel in den wesentlichsten Punkten umgestalten, bald sehen wir ihn bemüht, die Fabel zu vereinfachen, bald sie durch Verbindung mit sonstigen Erzählungen und Motiven zu komplizieren. Was ist nun das Gemeinsame, das sich Gleichbleibende in dieser so verschiedenen Verfahrungsweise? Man könnte sagen: Shakespeare pflegt stets seine Handlung dramatisch zu kondensieren, zusammenzuziehen, die Hauptmomente kräftig hervortreten zu lassen und über die bloß verbindenden Mittelglieder leicht hinwegzueilen. Allein so wahr dies wäre, der Tatsache gegenüber, daß er oft seine Hauptfabel erweitert, sie mit anderen Fabeln verflicht, würde die Bemerkung kaum einleuchten. Man könnte andererseits sagen: Shakespeare zeigt sich stets bemüht, die Glieder seiner Handlung fester an einander zu schließen, indem er die Motive verstärkt, das Verhältnis von Ursache und Wirkung kräftiger betont, der ganzen Entwicklung das Gepräge der Notwendigkeit aufdrückt. Auch dies wäre sehr richtig; allein auch hier ließen sich einzelne Tatsachen anführen, die dem Satz scheinbar widersprächen. Wir finden, daß Shakespeares Motivierung, besonders gegen den Schluß seiner Dramen hin, gelegentlich etwas locker ist.

Wollten wir des Dichters Verfahren in einer auf alle Fälle passenden Weise charakterisieren, so müßten wir vor allem die Sicherheit hervorheben, womit er stets den Kernpunkt seiner Fabel erfaßt und von dort aus das Ganze entwickelt; die Mei-

sterschaft, womit er es so einzurichten weiß, daß aus gewissen sehr einfachen Voraussetzungen alles sich mit Naturnotwendigkeit zu ergeben scheint; daß jedes Einzelne vorbereitet wird und seinerseits auf Folgendes vorbereitet, daß alle Räder in einander greifen, jeder, auch der unscheinbarste Zug zur Entwicklung des Ganzen beiträgt. Dies alles liefe aber nur darauf hinaus, daß Shakespeare unerreicht ist in der dramatischen Konzeption eines gegebenen Stoffes, in der Genialität, womit er die Fabel seiner Idee gemäß gestaltet.

Auf die Idee, welche der Dichter in sich trägt, oder die durch die Fabel in ihm hervorgerufen wird, kommt daher alles an. Was ist nun bei Shakespeare unter dieser Idee zu verstehen? Die deutsche Ästhetik hat sich viele Jahre hindurch abgemüht, in jedem Shakespeare'schen Drama eine sogenannte Grundidee, die sich hinter der Handlung verstecke, nachzuweisen. Insbesondere in denjenigen Dramen, deren Handlung eine komplizierte, nicht leicht als Einheit zu fassende war, suchte man um so eifriger die Einheit in der Idee. In der Regel verstand man darunter irgend einen allgemeinen Satz oder doch eine abstrakte Formel: z. B. das Verhältnis des Menschen zum Besitz, oder: die Notwendigkeit, sich in der Leidenschaft vor Extremen zu hüten; oder: die Frage nach dem Gleichgewicht zwischen Reflexion und Tatkraft. Der vielfach künstlichen Deduktion müde, mittelst deren man zu derartigen, oft recht trivialen Resultaten gelangte, ist man in neuerer Zeit wohl dazu übergegangen, das Kind mit dem Bade auszuschütten; manche leugnen für das Drama die Notwendigkeit einer einheitlichen Idee.

Es kommt alles darauf an, was man unter der dramatischen Idee versteht.

Im Grunde bedeutet diese nichts anderes als den Gesichtspunkt, unter dem der Dichter die Fabel anschaut. Dieser Gesichtspunkt muß ein einheitlicher sein; allein oft wird die daraus sich ergebende Einheit der Handlung von uns mehr empfunden,

als klar erkannt. Nicht immer sind wir im stande, sie auf einen einfachen allgemeinen Satz zurückzuführen.

Doch es dürfte besser sein, das Gebiet der Abstraktion zu verlassen und unsere Gedanken an einem konkreten Fall zu verdeutlichen. Wählen wir hierzu ein Drama, wo der Dramatiker, rein äußerlich genommen, beinahe alles seiner Quelle zu verdanken scheint: „Romeo und Julia."

Die Quellen der Sage sind bekanntlich italienische; Shakespeare aber hat sie wesentlich aus zwei englischen Bearbeitungen kennen gelernt, die beide durch französische Vermittlung auf die italienische Quelle zurückgehen: die Prosadarstellung von William Paynter, die im Jahre 1567 erschien, und vor allem die Erzählung in Versen von Arthur Brooke, die bereits 1562 gedruckt ward. Paynters Prosa hält sich genau an ihre französische Vorlage; Brookes Dichtung dagegen zeigt sich in der Darstellung erheblich entwickelt, im Detail vielfach bereichert und modifiziert. Trotz seines etwas altfränkischen Tons zeugt dieses Poem von echter Empfindung und entschiedenem Talent, dem die höchste Anerkennung dadurch ward, daß Shakespeare es zur eigentlichen Grundlage seines Dramas machte.

Der Dichter fand in Brookes Gedicht die Romeo und Julia-Fabel nicht etwa bloß als Rohstoff, sondern schon in hohem Grade präpariert vor. Nicht nur die Hauptcharaktere, sondern beinahe alle Nebenfiguren, alle wichtigeren und eine große Anzahl untergeordneter Motive, den Vorwurf für ganze Szenen, die Idee zu zahlreichen Stellen. Was blieb dem Dichter denn zu tun übrig, und was hat er seinerseits an diesem Stoff geleistet? Nun, Shakespeare hat aus einer interessanten, rührenden Novelle eine hinreißende, erschütternde Tragödie, aus einer Dichtung von ephemerer Bedeutung ein Kunstwerk von unvergänglichem Wert geschaffen. Dies wäre, denke ich, genug. Aber wie hat er das getan?

Wer über den Inhalt von Shakespeares Tragödie einerseits,

von Brookes versifizierter Novelle andrerseits objektiv und einfach sachgemäß berichtet, der wird zwei Erzählungen liefern, die von einander nur sehr wenig abweichen, ja, die ein oberflächlicher Leser für geradezu identisch halten würde. Aber welch ein Unterschied findet statt in der Art, wie sie ihre Fabel anschauen, in der Idee, die jeder von beiden von seinem Gegenstand hat! Shakespeare wie Brooke hat sich die Mühe gegeben, den Inhalt seiner Dichtung in einem Sonnett dem Leser kurz anzudeuten. Es ist lehrreich, beide Sonnette mit einander zu vergleichen.

Brookes Idee von seinem Gegenstand ist folgende: Die Liebe hat zwei Herzen beim ersten Anblick entzündet, und beide gewähren das, was beide verlangen. Sie werden heimlich von einem Mönch vermählt und genießen eine Zeit lang das höchste Glück. Durch Tybalds Wut in Zorn entflammt, tötet Romeo diesen und wird jetzt genötigt, in die Verbannung zu fliehen. Julia soll zu einer neuen Ehe gezwungen werden; dieser zu entgehen, trinkt sie einen Trank, der den Scheintod zur Folge hat; sie wird schlafend, doch noch lebendig begraben. Ihr Gatte erhält die Nachricht von ihrem Tode, er nimmt Gift. Sie aber, als sie erwacht, tötet sich mit Romeos Dolch. Das ist alles, — kein Wort von dem Streit der beiden Veroneser Häuser, der Montecchi und Capuletti; obwohl das Gedicht selbst diese Dinge alle erwähnt, so haben sie offenbar für den Dichter kein eigentliches Interesse, er erblickt keinen tieferen Zusammenhang zwischen der Familienfehde und dem Geschick seiner Hauptpersonen. Eine rührende Liebesgeschichte ist sie ihm und weiter nichts. Und Shakespeare? Ich will das bekannte Sonnett, das am Anfang seiner Tragödie steht, hier nicht übersetzen. Seine Idee von der Fabel aber ist diese: Zwei junge Menschen, von der Natur mit ihren reizvollsten Gaben ausgestattet, für einander wie geschaffen, entbrennen in reinster, heißer Liebe für einander. Aber das Geschick hat sie in eine rauhe, feindliche Welt gestellt; ihre Leidenschaft keimt und wächst unter den

Kämpfen des glühendsten Partei- und Familienhasses. Eine ruhige, zum glücklichen Abschluß führende Entwicklung ist hier nicht möglich. Ganz ihrer Liebe hingegeben, vergessen sie den Haß, der ihre Familien trennt, genießen auf wenige Augenblicke nur ein Glück, das sie auf die Höhe des menschlichen Daseins führt. Da werden sie von den feindlichen Mächten auseinandergerissen; ein letztes Aufflackern der Hoffnung, ein verwegener Versuch, das Schicksal nach ihren Wünschen zu lenken, und bald darauf der verhängnisvolle Irrtum, der sie in die kalte Umarmung des Todes stößt. Aber im Tode werden sie dauernd vereint, ihr glühendes Sehnen ist jetzt auf immer gestillt; und wie sie selbst Ruhe gefunden haben, so löscht ihr Blut auch die Flammen des Hasses, der ihre Familien entzweite. Über ihren entseelten Leibern reichen sich ihre Väter die Bruderhand, und ihr Grabmal wird das Symbol der Liebe, welche den Haß bezwang.

So sah Shakespeare seinen Gegenstand an, diese Idee suchte er in seinem Stoff auszuprägen; aus dieser Auffassung flossen alle Abweichungen von seiner Vorlage, floß die gesamte Gestaltung seiner Tragödie.

15.

Die Erhebung Preußens gegen Napoleon.

Gustav Freytag.*

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf um Leben und Tod rüstete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4,700,000 Menschen. Dieses kleine Volk hat im ersten Feldzug ein Heer von 277,000 Mann ins Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Kinder, Greise mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anstrengung des ge-

* Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 4. S. 396.

genwärtigen deutschen Reiches von vierzig Millionen Einwohner die ungeheuere Zahl von reichlich 2,000,000 Soldaten zur Feldarmee geben würde. Und diese Summe drückt nur das Verhältnis der Menschenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlstandes aus.

Denn es war auch ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit sechs Jahren fruchtlos gegen die eiserne Zeit; dem Landwirt war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, welches im Lande umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Taler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben. In den Tälern des Gebirgs hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an notwendigen Lebensmitteln, Gespanne und Saatkorn hatten schon seit 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahr 1812 trat dieselbe Not ein.

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen tun, wer ihre Erhebung vorzugsweise aus der finstern Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung seinen Todeskampf bis zum äußersten durchgekämpft, mehr als einmal setzt uns der wilde Heldenmut in Erstaunen, welcher den freiwilligen Tod durch die Flammen des eigenen Hauses oder durch die Geschosse der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber solche hohe Steigerung des Widerstandes ist sonst nicht frei von einem düsteren Fanatismus, der die Seelen bis zur Raserei entflammt. Davon ist in Preußen kaum eine Spur. Im Gegenteil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja von einer stillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen der Zeit am meisten rührt. Es ist glaubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuver-

sicht zu der guten Sache, überall eine unschuldige, jugendliche Frische des Gefühls.

Beispiellos ist diese Stimmung, schwerlich, so lange es Geschichte gibt, hat ein zivilisiertes Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet. Für den Deutschen aber hat dieses Moment im Leben seiner Nation eine besondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geschah es zum erstenmal, daß die politische Begeisterung im Volke zu hellen Flammen aufschlug. Durch Jahrhunderte hatte der Einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des fürstlichen Staates gestanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne tätigen Anteil. Jetzt in der höchsten Not nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tötlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergange zu retten.

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die gesamte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten. Wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke bricht, fuhren sie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung schlugen die Herzen. Und wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten ihrer Landschaft und zogen mit ernstem Gesang aus den Toren zur Hauptstadt, nach Königsberg, Breslau, Kolberg, bald auch nach Berlin. Die Geistlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs; es war das kaum nötig, die Leute wußten bereits, was sie zu tun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend seinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu tun, und zufügte, daß er nicht leere Worte spreche, und sogleich nach dem Gottesdienst selbst als Hu-

sar eintreten werde, da stand sofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, sie würden dasselbe tun. Als ein Bräutigam zögerte, sich von seiner Verlobten zu trennen, und ihr endlich doch seinen Entschluß verriet, sagte ihm die Braut, sie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den ersten aufgebrochen sei. Es war in der Ordnung, es war nötig, die Zeit war gekommen, niemand fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heere und schrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entschluß; die Eltern waren damit einverstanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn selbsttätig tat, was er tun mußte. Wenn ein Jüngling sich zu einem der Sammelpunkte durchgeschlagen hatte, fand er wohl seinen Bruder bereits ebendort, der von andrer Seite zugereist war, sie hatten einander nicht einmal geschrieben.

Die akademischen Vorlesungen mußten geschlossen werden, in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Universität Halle, noch unter westfälischer Herrschaft, hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Tor nach Breslau gezogen. Die preußischen Zeitungen meldeten das lakonisch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkampfen.“ Auf den Gymnasien waren die großen und alten nicht immer für die besten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechische Grammatik nach den hinteren Bänken gesehen, wo die Recken mißvergnügt saßen; jetzt waren sie die beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung sahen die jüngeren den Scheidenden nach. Nicht nur die erste blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staats, Richter, Landräte, Männer aus jedem Kreise des Zivildienstes. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß diesen Eifer einschränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben

drohte; der Zivildienst dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubnis seiner Vorgesetzten, wer die Verweigerung seiner Bitte nicht tragen könne, müsse den Entscheid des Königs selbst anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umsturz alter Privilegien getragen hatte, jetzt fand er sich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreisen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Impulse. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterlande darboten, vieler Namen in gehäufter Zahl in den Listen der Regimenter.

Während die Preußen an der Weichsel in dem Drange der Stunde ihre Rüstungen selbständiger, mit schnell gefundener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau seit Mitte Februar Sammelpunkt für die Binnenlandschaften. Zu allen Toren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute; ihre Mitknappen arbeiteten so lange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung für die Kameraden 221 Taler zusammenbrachten; gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König solche Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten; als er von den Fenstern des Regierungsgebäudes den ersten langen Zug der Wagen und Männer sah, welcher aus der Mark ihm nachgereist war und die Albrechtstraße füllte, als er den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Tränen über die Wangen, und Scharnhorst durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Die Einzeln blieben nicht zurück. Wer nicht selbst ins Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es ist eine holde Arbeit, die langen Verzeichnisse der eingelieferten Spenden zu durchmustern. Beamte verzichten auf einen Teil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstand geben einen Teil ihres Vermögens, Reiche

senden ihr Silbergeschirr, Ärmere bringen ihre silbernen Löffel, wer kein Geld zu opfern hat, bietet von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — sicher oft das einzige Gold, das im Hause war — einsenden (sie erhielten dafür zuletzt eiserne mit dem Bild der Königin Luise zurück), Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. Ein Förster kann sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in lustiger Gesellschaft versprochen hat, und geht daher lieber selbst ins Feld. Junge Frauen senden ihren Brautschmuck ein, Bräute die Halsbänder, die sie von den Geliebten erhalten. Ein Mädchen, der ihr Haar gelobt worden war, schneidet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Spekulation verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Taler gelöst werden. Was das arme Volk aufbringen kann, wird eingesendet, mit der größten Opferfreudigkeit grade von kleinen Leuten.

In manchen Freiwilligen war ein Zug von schwärmerischer Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Bessern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichts sei; darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewisse feierliche Ruhe. In solchem Sinne tat er emsig, ehrbar, gewissenhaft seinen ernsten Dienst, übte sich unermüdlich auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er sang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch diese Lieder erwärmten ihn, weil sie ernst und feierlich waren, wie er selbst. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrschte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müsse, seine Pflicht bis zum äußersten tun, auch den beschwerlichen Mechanismus des Dienstes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er sich musterhaft halten müsse, als Beispiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm standen. Er war entschlossen, streng wie

er gegen sich war, auch auf die Ehre seiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Kriege sollte keine Frechheit und keine Rohheit der alten Soldaten die Sache schänden, für die er focht. Er mit seinen „Brüdern" hielt selbst das Ehrengericht und strafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heere bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzose gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu seinen Vorlesungen, zu den Akten, in die Arbeitsstube. Denn dieser Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt stand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er übers Jahr wieder sein, was er vorher gewesen.

Fast allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebten blieb die Erinnerung daran der größte Besitz ihres spätern Lebens, vielen umgab sie wie mit einem verklärenden Schein das Haupt. Und von Tausenden wurde dasselbe empfunden, was der warmherzige Arndt aussprach: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein wert ist zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts."

16.

Jakob Grimm.

Georg Curtius.*

Jene Jahrzehnte, welche in Frankreich die große Revolution unmittelbar vorbereiteten, haben Deutschland einen reichen Kranz von Männern gebracht, welche die Wissenschaft in neue Bahnen lenkten. Zu Ende der sechziger Jahre sind die beiden Humboldts, in den siebziger Niebuhr und Karl Ritter geboren. Das eine Jahr 1785 brachte drei Gelehrte von weitestem Rufe:

* Kleine Schriften. Leipzig, 1888. Teil 1.

Dahlmann, Böckh und Jakob Grimm. So begründete sich, während man drüben in gewaltsamen Umgestaltungen sich versuchte, allmählich in Deutschland der friedliche Neubau der deutschen Wissenschaft. Von den genannten Namen ist keiner so bekannt wie der Name Grimm. Die „Kinder- und Hausmärchen," von den Gebrüdern Grimm herausgegeben, sind in alle deutschen Häuser gedrungen, das deutsche Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm ist für jedermann geschrieben, viel besprochen und hoffentlich manchem bekannt, der sonst nicht gerade in Wörterbüchern zu blättern pflegt. Und wer auch etwa nur den ersten Band des großen Nationalwerks aufgeschlagen und einen Blick auf die beiden ernsten und milden Gesichter geworfen hat, die uns dort im Bilde entgegentreten, der bringt, sollte ich meinen, eine freundliche Stimmung mit für alles, was diesen Namen angeht, der ja auch in der politischen Geschichte einen hellen Klang hat. Märchen freilich und ein vielbändiges Wörterbuch scheinen auf den ersten Blick wenig mit einander gemein zu haben. Märchen, eine Zauberwelt für groß und klein erschließend, und die Aufzeichnung und Beschreibung unzähliger deutscher Wörter, möchte man meinen, sei etwas sehr Verschiedenes. Jenes fordere etwas vom Dichter, dies, das Wörterbuch, alles andere als poetische Auffassung, vielmehr nur klares Verständnis, scharfe Bestimmtheit, reiche Belesenheit. Wie es dennoch kommt, daß derselbe Mann beides und noch sehr viel anderes in seinem Geiste trug und gestaltete, wollen wir erwägen und es versuchen, uns annähernd ein Bild jener geistigen Werkstätte zu machen, in der einer der größten Gelehrten unserer Zeit, ja ein in vielem Betracht unvergleichlicher Forscher und edler Mann mit festem Sinne lange Jahre hindurch waltete.

Die Summe seines wissenschaftlichen Strebens beschreibt uns Jakob Grimm selbst mit folgenden Worten: „In die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen

Sprache und reinen Sitte lauschend. Weder die alte Freiheit des Volkes blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christentums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte." Es sind damit die Hauptseiten jener Wissenschaft berührt, deren Begründung aus dürftigen Anfängen die große Tat seines Lebens ist, der Wissenschaft vom deutschen Altertum. Bedeutende wissenschaftliche Schöpfungen, namentlich historisch-philologische, kommen nur dadurch zu stande, daß zwischen dem Forschenden und seinem Stoffe eine Art von Verwandtschaft besteht. Bei Jakob Grimm war dies in hohem Grade der Fall. Mag er nun deutschen Glauben und deutsche Sagen, oder deutsche Sitte und Sprache behandeln, überall ahnen wir, derselbe Volksgeist, welcher jene Anschauungen und Formen hervorbrachte, ist auch in dem Darstellenden lebendig, so sehr wie in irgend einem Sohne der deutschen Erde. Verwandtes wird unabläßig zu einander gezogen. So ist Grimm immer von inniger Freude zu seinem Gegenstand ergriffen, und diese Freude teilt sich von selber dem Lesenden mit. Eine scheinbar trockene Untersuchung, ja eine bloße Aufzählung erhält bei ihm einen eigentümlichen, man kann sagen, poetischen Reiz. Ohne solche nie versiegende Lust, ohne die Heiterkeit der Seele, die daraus entsprang, wäre doch auch ihm wohl der Fleiß erlahmt, dessen er bedurfte, um so Gewaltiges auszuführen. Die deutsche Altertumswissenschaft, zu Ende des vorigen Jahrhunderts nur eine Liebhaberei weniger Bücherfreunde, steht nach dem Tode der Grimms reich entwickelt und in mehrfacher Hinsicht als Muster für verwandte Bestrebungen da. Darauf ruht ja eben der große Zusammenhang der Wissenschaften unter einander, daß jede bedeutendere Leistung in einer von ihnen auch auf andere vorbildlich einwirkt. Versuchen wir in diesem Sinne, uns klar zu machen, in welcher Verbindung Jakob Grimms ganzes Streben mit einigen Hauptrichtungen vor und neben ihm steht.

In der sogenannten Periode der Aufklärung und während des

langen Abschnittes, da die Philosophie die ersten Geister unseres Volkes mehr als alles beschäftigte, war für das stillere Leben der Völker in fernen Jahrhunderten wenig Empfänglichkeit. Einer der ersten, welcher erkannte, daß es auch außerhalb der geschulten Gedankengänge der Gelehrten und außer der mehr oder weniger kunstvollen Dichtung einzelner hochbegabter Menschen eine Welt des Denkens und Empfindens gab, war Herder. Bei ihm finden wir gelegentlich tiefsinnige Worte auch über die Vorzeit der deutschen Sprache. „Vieles ist versunken," sagt er, „wir müssen es wieder emporheben." „In unseren Sprachwurzeln ist malende Musik." Bei ihm beginnt die Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie. Diese Keime gingen auf bei den sogenannten Romantikern. Jetzt kam die Zeit, da man das anspruchslose Lied des Schnitters, des Fischers bei seiner Arbeit, der Mutter an der Wiege emsig hervorzog, da man ein kerniges Sprichwort bewundern, an einem altväterischen Brauch Gefallen finden lernte, und die, so schien es wenigstens, weniger gebundene Poesie des Orients wie des Mittelalters der klassischen gegenüberstellte. Diese Bestrebungen haben auf die Brüder Grimm, die mit einem der kühnsten Romantiker, Achim von Arnim, eng befreundet waren, wesentlich eingewirkt.

Aber es zeigte sich noch ein ganz anderer Zusammenhang. Friedrich August Wolf hatte zu Ende des 18. Jahrhunderts der Philologie zuerst höhere Ziele gesteckt und durch seine tief einschneidenden Untersuchungen über Homer gezeigt, wie die gepriesenste Dichtung des Griechenvolkes etwas ganz Anderes sei, als das Werk eines einzelnen Genies, mit dem man bis dahin glaubte auskommen zu können. Wilhelm von Humboldt ward von da aus zu Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Geisteskraft angeregt, die ihn vor allem auf die geheimnisvollste und unmittelbarste Betätigung dieser Geisteskraft bei den Völkern, die Sprache, führten. Es waren Aufgaben gestellt, deren Lösung nur begonnen ward. Man forderte eine Wissenschaft,

die das ganze Altertum nach den verschiedensten Seiten und in allen seinen Äußerungen umspannte. Während man aber bei dieser Forderung wesentlich nur an die griechische und römische Welt dachte, erfüllte sie sich ungeahnt auf einem wenig beachteten Gebiete. Das klassische Altertum, das Wolf im Auge hatte, ist so unendlich vielseitig, daß es höchstens durch ein Zusammenwirken vieler in jenem großen Maßstabe durchforscht werden kann, den man nun anlegte. Das deutsche Altertum dagegen, dem die bildende Kunst und ein entwickeltes politisches Leben fast ganz abgeht, und dessen Litteratur nicht so massenhaft ist, konnte schon eher von der eminenten Kraft eines Einzelnen umspannt werden. Und diese hervorragende Kraft steckte in Jakob Grimm. Man darf es aussprechen. Er ist gleichsam das Urbild eines Philologen, wie man ihn seit Wolf suchte. Freilich hatte auch er seine Schranken. Er blieb insofern Romantiker, als ihn die dunkeln Anfänge zu jeder Zeit mehr reizten als die helle Erfüllung. Aber dennoch hat er sich von einem gewissen Streben ins Unbestimmte und Regellose, das in seinen früheren Arbeiten hervortritt, mehr und mehr losgemacht. „Je mehr ich mich beschränke," schrieb er 1820, „desto größeren Erfolg spüre ich bei mir." Diese Beschränkung war freilich, an dem Vermögen anderer gemessen, riesige Ausdehnung. Denn selbst über die deutschen Grenzen hinaus zu den Romanen, Slawen, Finnen zu schweifen, scheute er sich nie. Den Begriff „deutsch" zog er so weit, daß auch der skandinavische Norden und das Angelsächsische und Englische mit hinein gehörten. Aber er steckte sich überall deutliche Ziele und verfolgte diese mit jener nie rastenden Arbeitslust, die ihn nie verließ. Vor allem beschäftigte ihn die Sprache, die schon als Mittel zu allem weiteren die erste Stelle einnahm. Aber daneben erwuchs ihm die „Deutsche Mythologie." Indem er vereinzelte Notizen über deutschen Götterdienst sammelte, vor allem aber den Spuren des deutschen Heidentums in Sagen und Märchen nachging,

deckte er hier eine unendliche Fülle auf. Die Sitte unserer Vorfahren verfolgte er besonders in alten Rechtsgebräuchen, die Poesie vorzugsweise in der Gattung, die am wenigsten von einzelnen Menschen gemacht werden kann, im Epos, über dessen wahres Wesen er die tiefsinnigsten und treffendsten Aufschlüsse brachte. Dies alles konnte nur gelingen durch eine Hingebung an den Stoff, wie sie wohl nie größer da gewesen ist und kaum ohne jenes lebendige Nationalgefühl, das Grimms gesamte Forschung beseelt, erreichbar war. Die vielseitigste Rezeptivität war bei ihm mit der höchsten Produktivität verbunden. „Wo Sie das alles herhaben, weiß Gott," schrieb ihm einmal sein Freund Lachmann. Allerdings lag in dieser Art zu schaffen auch manche Gefahr. Jakob Grimm arbeitete rasch und ohne zu feilen. So bedurfte sein Schaffen dringend des Korrektivs kritischer Geister, unter denen eben Lachmann hervorragt. Auch traf es sich glücklich, daß Wilhelm Grimm, weniger kühn und umfassend, aber auf beschränkteren Feldern fein und sorgfältig, dem verwegeneren Jakob zur Seite stand.

Jakob Grimm ist offenbar da am meisten an seinem Platze, wo das unbewußte Geistesleben unseres Volkes in Betracht kommt. Vielleicht verführte ihn das, diesem unbewußten Geistesleben hie und da einen weiteren Spielraum anzuweisen, als ihm gebührte. Aber ein Gebiet des Volkslebens gibt es, das so gut wie ganz dieser Sphäre des Unabsichtlichen und Unbewußten anheimfällt. Zur Sprache, die er redet, trägt der Einzelne durch bewußtes Schaffen so gut wie gar nichts hinzu. Die Sprache empfängt vielmehr der Einzelne von seinem Volke als eine ihn wesentlich bindende und bestimmende Macht. Sie ist in aller Stille von ungezählten Generationen geschaffen. Hier also, auf dem Gebiete der Sprache, konnte Jakob Grimm jene seine Hauptrichtung am besten bewähren. Hier hat er in der Tat das Höchste geleistet. Wie er die deutsche Sprache im innigsten Zusammenhange mit dem Leben und der Art unseres

Volkes auffaßte, so hat niemand auch nur annähernd irgend eine Sprache zu ergründen gewußt. Darum bleibt seine „Deutsche Grammatik," obwohl nicht ganz zu Ende geführt, unbestritten das bedeutendste seiner Werke, ein Werk, von dem man sagen kann, daß fünfzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen zwar vieles darin Enthaltene von der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft überflügelt ist, daß aber auch wesentliche darin gegebene Anregungen, die weit über die deutsche Sprache hinausgingen, noch jetzt nicht völlig ausgebrütet sind.

Wie gelingt es dem Menschen, wie gelingt es unserem Volke, die unendlich mannigfaltige Welt der Dinge durch jene tönenden Zeichen auszudrücken, die wir Wörter nennen? Alle Kräfte der Seele haben dazu mitgewirkt, aber keine so wesentlich wie die Einbildungskraft. Die Sprache ist durch und durch bildlich. Das Leibhaftige und mit den Sinnen Wahrnehmbare dient als Bild des Geistigen und Begrifflichen. Auch das dichterische Schaffen besteht im Hinstellen und Gestalten bedeutungsvoller Bilder. Insofern kann man sagen, daß in der Bildlichkeit der Sprache die Poesie der Sprache enthalten ist. Es ist eine Poesie vor aller wirklichen Poesie, ein Dichten im Worte, noch nicht mit dem Worte. Zum Verständnis dieser Bilder gehört eine besondere Begabung, so wie unsere Märchen von Menschen erzählen, welche die Stimme der Vögel verstehen. Und hier ist Jakob Grimm der Begabtesten einer. Wenn nach anderen Richtungen hin andere Sprachforscher ihm ebenbürtig sind, so steht Grimm im Erlauschen dieser in der Sprache verborgenen Volkspoesie unübertroffen da.

Der Dichter weiß, auch die unbelebte Welt zu beseelen, die Fabel läßt nicht nur Tiere, sondern auch Blumen und Bäche reden. So personifizieren viele Sprachen, darunter auch die unsrige, die natürlichen und geistigen Vorstellungen, indem jedes Wort sein Geschlecht erhält. Gott schuf, heißt es in der Genesis, den Menschen nach seinem Bilde. So gestaltet der Mensch

die Dinge nach dem seinigen. „Das grammatische Geschlecht," sagt Jakob Grimm, „ist eine in der Phantasie der menschlichen Sprache entsprungene Ausdehnung des natürlichen auf alle Gegenstände. Durch diese wunderbare Operation haben eine Menge von Ausdrücken, die sonst tote und abgezogene Begriffe enthalten, gleichsam Leben und Empfindung empfangen." Offenbar sind die natürlichen und geistigen Eigentümlichkeiten des männlichen wie des weiblichen Geschlechts der Grund, warum man dies Wort männlich, jenes weiblich faßte, und bietet umgekehrt das Fehlen jeder Vergleichbarkeit mit dem einen oder dem anderen die Erklärung dafür, daß andere Wörter, gleichsam als unentwickelte Kinder oder unbelebte Schattenwesen, geschlechtslos aufgefaßt werden. Nicht zufällig ist der kraftige Fluß oder Strom männlich, die liebliche Quelle und die bewegliche Welle weiblich, der nasse Stoff aber, das Wasser, geschlechtslos. Dem festen Baum steht die Gesicht und Geruch erfreuende Blume und Blüte zur Seite, während das Holz so wenig wie das Eisen, das Silber, das Gold einer Personifizierung wert geachtet wird, wohl aber der vernichtende Stahl. Von einer Notwendigkeit kann hier nirgends die Rede sein, da die Phantasie eine bewegliche und in verschiedenstem Sinne erregbare ist. Aber eben so wenig herrscht in diesen Dingen Willkür. Gewisse durchgreifende Analogieen hat Jakob Grimm mit feinem Sinn herauszutasten gewußt, und meisterhaft versteht er es, die Bedeutung der ganzen Erscheinung in helles Licht zu stellen. Die Geschlechtsbezeichnung steht in enger Beziehung zum Götterglauben. Denn auch der Götterglaube beruht auf der Personifization des Natürlichen. Wenn die Griechen die Flüsse als Götter verehrten, die Quellen als Nymphen, so geschah das offenbar aus demselben Grunde, aus dem sie die betreffenden Wörter einerseits männlich, andererseits weiblich gebrauchten. Himmel und Erde als ein Paar zu betrachten, aus dessen Ehebund die übrige Welt entsteht, ist eine uralte An-

ſchauung. Aber eigentümlich deutſch iſt es, daß wir der Mond und die Sonne ſagen, und auch dies in der Sprache wie in der Sage, wo der Mond und die Sonne als Bruder und Schweſter erſcheinen. So läßt uns die Geſchlechtsbezeichnung Blicke auch in die dem einzelnen Volke beſondere Anſchauung tun.

Gerade in dieſen Dingen, die man das Klein- und Stillleben der Sprache nennen kann, zeigt ſich Grimm am größten, hier entfaltet er am meiſten jene ihm in hohem Grade zukommende Eigenſchaft, die wir mit dem in fremde Sprachen unüberſetzbaren Wort „ſinnig“ bezeichnen. Denn von allem, was der unvergleichliche Mann geſagt und geſchrieben hat, empfangen wir den Eindruck, daß die Gedanken aus der eigenſten Art ſeines Geiſtes und Gemütes hervorgewachſen ſind. Wenn wir von ihm in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Sprache“ durch Betrachtungen über Wörter und ihre Bedeutung in das frühe Leben der Hirten, der Ackerbauer, der Jäger eingeführt werden, wenn uns das Wörterbuch den mannigfaltigen Sinn eines deutſchen Worts — das wir kannten, und doch ſo nicht kannten — an fein gewählten Beiſpielen aufweiſt, überall ſpüren wir den Atemzug des friſcheſten Geiſteslebens, überall prägt ſich jene innige Freude, ja man könnte ſagen, Weihe aus, mit der Jakob Grimm arbeitsvoll, doch mühelos den Gängen der Sprache nachſpürt.

17.

Wilhelm Grimm.

Jakob Grimm.*

Ich ſoll hier vom Bruder reden, den nun ſchon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch nachts im Traum, ohne alle Ahnung ſeines Abſcheidens, immer noch neben mir iſt. Ihm zum Andenken niedergelegt ſei denn ein Gebund

* Kleinere Schriften. Berlin, 1864. Bd. 1. S. 163.

Erinnerungen, die sich aber, wie man in diesem Kreise erwarten wird, fast nur auf seine wissenschaftliche Tätigkeit erstrecken.

Unter Sippen und Blutsverwandten dauert ja die lebendigste, vollste Kunde, und ihnen stehen von Natur geheime Zugänge offen, die sich vor den andern schließen. Nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechts eingeprägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe tut auch die geistige Besonderheit, daß man oft darüber staunt; da hält ein Kind den Kopf oder dreht die Achsel, genau wie es der Vater oder Großvater getan hatte, und aus seiner Kehle erschallen bestimmte Laute mit derselben Modulation, die jenen geläufig war; die leisesten Anlagen, Fähigkeiten und Eindrücke der Seele, warum sollten nicht auch sie sich wiederholen? Menschlicher Freiheit geschieht dadurch kein Eintrag, denn neben solchen Einstimmungen und Ähnlichkeiten entfaltet sich zugleich auch die entschiedenste Selbständigkeit jedes Einzelnen; weder dem Leib noch dem Geiste nach sind sich je, so lange die Welt besteht, zwei Menschen vollkommen einander gleich gewesen, nur neben, mitten der die Regel bildenden menschlichen Individualität brechen strichweise, wie aus dem Hintergrund, jene Ausnahmen vor, die das Band unsrer Abstammung nicht verleugnen und ihm Rechnung tragen.

Mir erscheint nun, daß dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine größte Kraft hat zwischen Geschwistern, stärkere sogar als zwischen Eltern und Kindern. Geschlechter haben sich zu Stämmen, Stämme zu Völkern erhoben nicht sowohl dadurch, daß auf den Vater Söhne und Enkel in unabsehbarer Reihe folgten, als dadurch, daß Brüder und Bruderskinder auf der Seite fest zu dem Stamm hielten. Nicht die Deszendenten, erst die Kollateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.

Ich laufe Gefahr mich in eine politische Anwendung zu ver-

lieren und will lieber den einfachen Grund angeben, warum Brüder ſich beſſer verſtehen und erkennen als Vater und Sohn. Eltern und Kinder leben nur ein halbes Leben miteinander, Geſchwiſter ein ganzes. Der Sohn hat ſeines Vaters Kindheit und Jugend nie geſehen, der Vater nicht mehr ſeinen Sohn als reifen Mann und Greis erlebt. Eltern und Kinder ſind ſich alſo nicht volle Zeitgenoſſen, das Leben der Eltern ſinkt vorn in die Vergangenheit, das der Kinder ſteht hinten in der Zukunft; aber Geſchwiſter, wenn ihr Lebensfaden nicht zu früh abgeſchnitten wurde, haben zuſammen als Kinder geſpielt, gehandelt als Männer und nebeneinander geſeſſen bis ins Alter. Niemand weiß folglich beſſern Beſcheid zu geben als vom Bruder der Bruder, und dieſem natürlichen Verhalt hinzu tritt noch ein ſittlicher. Der Vater, vom Sohne redend, wird ſich ſeiner Gewalt über ihn ſtets bewußt bleiben, der Sohn, Zeugnis vom Vater ablegend, der gewohnten Ehrfurcht nie vergeſſen. Geſchwiſter aber ſtehen nebeneinander, ihrer wechſelſeitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, ſo daß ihr Urteil kein Blatt vor den Mund nimmt. Und dazu nun die leibliche Geſchwiſterähnlichkeit, alſo insgeheim auch die geiſtige; dem Vater gleicht der Sohn nur mehr oder weniger als halb, weil er auch Mutterzüge in ſich aufnimmt, hingegen Brüder teilen ſich in des Vaters und der Mutter Geſicht und beſitzen von jedem irgend etwas; wenn Brüder ſich in der Kindheit noch ſo unähnlich erſcheinen, im Alter, wenn ihre Wangen einfallen, gleichen ſie einander durch die Bank.

Wilhelm, ein blühender, froher Knabe, hatte die Kinderjahre ohne Gefahr durchlaufen, und alle Krankheiten waren an ihm vorübergegangen, während mich Maſern und Blattern hart ergriffen und meinem Geſicht eine Fülle von Narben eindrückten, deren Spur lange nicht ſchwinden wollte; er blieb unverſehrt davon. Als wir vollwachſen waren, ragte er daumenbreit über mich hinaus. An des Jünglings Geſundheit begann aber, wie am rotwangigen Apfel, innerſt ein Wurm zu nagen, deſſen Sitz

die Ärzte jahrelang nicht konnten ausfindig machen; bald war dem Siechenden sein Atem beklommen, daß er nur mühsame Schritte tat, bald das Herz beschwert; es fing plötzlich heftiger zu klopfen an und ließ nicht nach, bis durch einen harten Schlag, wie man einen Kasten zuwirft, das Gleichgewicht der Pulse hergestellt wurde. Diese steten, in der frischesten Lebenszeit sich erneuernden Ängste und Drohungen eines Übels, das er nie vollends überwand, obschon die Gefahr nach Stufen zurückwich, mußten auf seine ganze Gemütsart und Empfindungsweise einen tiefen Eindruck hinterlassen. Den einzelnen Anfällen war jedesmal Abspannung, dann wohltätige Erholung gefolgt, der Kopf zum Glück immer frei geblieben, und von da aus senkte sich bald auch neuer Mut in die abgemattete Brust. Unmittelbar in der Schwächung des Leibs fühlte sich sein Geist gekräftigt, und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmut fachten seine Lebenshoffnung unausgesetzt an, gaben seinen Gedanken Schwung und flößten ihm Feinheit des Nachsinnens, Takt der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederschrieb, würde er auch später noch ebenso gedacht und geschrieben haben, seiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmaß verliehen. Um diese Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erheiterung, sondern aus innerem Trieb unsere großen Dichter und war gleich entschieden Goethe zugewandt, während ich, der weniger anhaltend im Zusammenhang lesen konnte, erst mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem ergriffen wurde.

So nahm uns denn in den langsam schleichenden Schuljahren ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studentenzeit standen zwei Bette und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener

Gemeinſchaft unſrer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unſere letzten Bette, hat es allen Anſchein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht ſein; erwäge man, ob wir zuſammengehören und ob, von ihm redend, ich es vermeiden kann, meiner dabei zu erwähnen.

Wir hatten, eine lange ſchon genährte Neigung ausbildend, unſer Ziel auf Erforſchung der einheimiſchen Sprache und Dichtkunſt geſtellt, welchen man doch die lebhafteſte Anziehungskraft für junge Gemüter beilegen muß. Die Denkmäler und Überreſte unſerer Vorzeit rücken einem unbefangenen Sinn näher als alle ausländiſchen, ſcheinen unleugbar größere Sicherheit der Erkenntnis anzubieten und in alle Beziehungen des Vaterlandes einzugreifen. Der Menſch würde ſich ſelbſt geringſchätzen, wenn er das, was ſeine Ureltern, nicht in eitlem, vorübergehendem Drang, vielmehr nach bewährter Sitte, lange Zeiten hindurch hervorgebracht haben, verachten wollte. Auf die kräftige Speiſe und auf alle Leckerbiſſen der klaſſiſchen Litteratur mundet auch die einfachere, derbe Hausmannskoſt. Gerade daß uns ſo viel Zerbröckeltes, Unvollendetes und lückenhaft Aufbewahrtes vor Augen geführt wird, regt die Einbildungskraft an, und Bruchſtücke flößen uns ein Mitleid ein, das ſie zu betrachten und zu ergänzen auffordert. Offenen Blicken konnte ſich nicht bergen, daß hier ein friſches, faſt unbebautes Feld vorliege, dem günſtige Erträge abzugewinnen ſeien.

Es war uns, mir erſt nach anderweit eingelenkten ſchweren Verſuchen, zuletzt gelungen, wieder zuſammen an der nämlichen Bibliothek eine Stellung zu finden, die unſere Pläne und Vorſätze begünſtigte. Nun galt es ſtille, ruhige Arbeit und Sammlung, die ſich Jahre lang nur ſelbſt genügen konnten und unſer Wiſſen langſam, doch unabläſſig gedeihen ließen. Es waren die glücklichſten Jahre unſeres Lebens, in ſolcher Ruhe, wenn ich hier die Worte eines alten Dichters gebrauchen darf, „ergrünte

unſer Herz wie auf einer Aue.“ Von allen Seiten her, nach allen Seiten hin war geſammelt und geforſcht worden, endlich erwachte auch das Verlangen, einiges von unſern Ergebniſſen vorzulegen und mitzuteilen.

In einem und demſelben Jahre traten wir zuerſt jedweder beſonders mit ſehr verſchiedenen Büchern auf, welchen doch beiden deutliche Gunſt widerfuhr. Ich ſuchte darzutun, daß was man als Minneſang und Meiſterſang zu unterſcheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinſamen, weſentlichen Form dasſelbe ſein müſſe, ihre Abweichung nur als Herabſinken einer Kraft in Unkraft anzuſehen ſei, wie alte Gebräuche überall abſterben und verkümmern, ſo daß doch immer noch bedeutende Ähnlichkeiten davon zurückbleiben. Bedeutenderen Eindruck machte aber Wilhelms Überſetzung der däniſchen Heldenlieder, wobei es auch ſchon an einleuchtenden Unterſuchungen über die deutſche Heldenſage nicht gebrach. Ich entſinne mich, daß damals Niebuhr, dem die däniſchen Dichtungen geläufig waren, die gelungene Farbung dieſer Verdeutſchung rühmte, und ganz vor kurzem erſt iſt mir ein Urteil kund geworden, das Hebel darüber gefällt hat und ich mich hier vorzutragen nicht enthalte. Welche Freude würde es meinem Bruder bereitet haben, wenn die Worte dieſes gefeierten, mit dem Volkston des Liedes vertrauteſten Dichters jemals noch zu ſeinem Ohr gedrungen wären. „Wenn dir,“ ſchreibt Hebel einem Freunde, „in der Poeſie wie in der Natur friſcher, lebendiger Morgenhauch, gekühlt über den Waſſern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald, beſſer behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasbalg, ſo lies Grimms ‚Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen.‘ “

Nach dieſen gemeinſchaftlichen, mit aller Luſt gepflognen Arbeiten trat aber eine Wendung ein, die nun wieder getrennte und von einander abweichende Schritte forderte. Daß jeder ſeine Eigentümlichkeit wahren und walten laſſen ſollte, hatte ſich

immer von selbst verstanden; wir glaubten, solche Besonderheiten würden sich zusammenfügen und ein Ganzes bilden können. Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot; seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eignen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte, es zu bestätigen; das übrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen, ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas geraten; Wilhelm mochte nicht aufs Geratewohl ausgehen. Ich weiß, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen, hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft tat und immer wiedertue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte, Stellen aufzuschlagen, die er im besondern Fall zu vergleichen hatte. An der grammatischen Regel lag ihm jedesmal nur so weit, als sie in seine vorhabende Untersuchung zu gehören schien, und dann suchte er sie festzuhalten. Wie hätte er darauf ausgehen wollen, die Regeln selbst zu finden, zu überbieten und zu erhöhen? Ihm gewährte Freude und Beruhigung, sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen; meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn jedermann gern sah und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte, vergingen; auch Musik zu hören, machte ihm große, mir nur eingeschränkte Lust.

Bisher sprach ich von den Unterschieden zwischen uns Brüdern, was ich hinzuzufügen habe, sind lauter Einklänge.

Wir haben noch zuletzt gegen unseres Lebens Neige ein Werk von unermeßlichem Umfang auf die Schultern genommen; besser, daß es früher geschehen wäre, doch waren lange Vorbereitungen und Zurüstungen unvermeidlich; nun hängt dieses deutsche Wörterbuch über mir allein. Ein doppeltes Ziel schwebte uns vor. Die heutige Spracherklärung hatte, wo nicht aller, doch der meisten Vorteile teilhaftig zu werden, die aus erhöhter Forschung hervorgegangen sind. Dann aber sollten reiche Anführungen alle einzelnen Wörter beleben und bestätigen; es kam darauf an, selbst gleich oder ganz ähnliche Beispiele zu häufen, weil sie die Gangbarkeit des Ausdrucks, die sparsam beigebrachten dessen Seltenheit bezeugen mußten. Dann aber unterließen wir jede Beschränkung auf den heutigen Sprachstand und trugen auch die Wörter der vergangnen, uns zunächst stehenden Jahrhunderte ein. Der heutigen Sprache ist fast jeder mächtig, ohne daß er viel nachschlage; seitdem aber angefangen ist, die Schriften der vier letzten Jahrhunderte zu sammeln und neu herauszugeben, wie hätte ein dafür notwendiges Hilfsmittel gebrechen dürfen? Alle Leser werden die schöne Ausführlichkeit loben, die mein Bruder den einzelnen Wortbedeutungen gab, und gern die oft ungleiche Behandlung der Ableitungen oder Wurzeln dulden, ohne daß hiermit ein Tadel des einen oder des andern Verfahrens ausgesprochen sein soll. Mag seit des treuen Mitarbeiters Abgang die Aussicht auf Vollendung des Werkes durch dessen Urheber selbst noch zweifelhafter geworden sein, als sie menschlichen Voraussetzungen nach gleich anfangs war, so tröstet mich die begründete Hoffnung, daß, je mehr mir noch selbst auszuarbeiten gelingt, die ganze Einrichtung, Art und Weise des Unternehmens fest ermittelt sein und auch bewährten Nachfolgern erreichbar bleiben werde.

18.

Die deutsche Universität.

Friedrich Paulsen.*

Der englische Typus der Hochschule, wie ihn die beiden altehrwürdigen Universitäten Oxford und Cambridge darstellen, ist der älteste; in ihm ist die ursprüngliche Form der mittelalterlichen Universität am meisten erhalten, wie denn England überhaupt das konservativste, altes Herkommen am treuesten bewahrende Land in Europa ist. Von hier ist er nach Nordamerika übergegangen. Die Universität ist in diesen Ländern eine autonome Körperschaft; sie regiert sich selbst und unterhält sich aus eigenem, auf Stiftung beruhendem Vermögen; die Staatsregierung hat mit der regelmäßigen Verwaltung nichts zu tun. Die Lebensordnungen sind in den Grundzügen die der mittelalterlichen Universität, Lehrer und Scholaren wohnen in den colleges und halls in einer Art klösterlicher Gemeinschaft beisammen. Auch der Unterricht gleicht nach Inhalt und Form dem Unterricht der alten Universität und ihrer Hauptfakultät, der facultas artium. Sein Ziel ist wesentlich eine erweiterte und vertiefte allgemeine Bildung, wie sie für einen gentleman sich schickt; die eigentlich wissenschaftliche Forschung liegt, ebenso wie die fachwissenschaftliche Vorbildung für den praktischen Beruf, außerhalb der regelmäßigen Aufgabe. Unterrichtsgegenstände sind vor allem die allgemein bildenden Wissenschaften: Sprachen, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie. Die Form des Unterrichts ist schulmäßig, vielfach reiner Privatunterricht.

Der deutsche Typus, wie er in Deutschland und den überwiegend unter deutschem Einfluß stehenden Nachbarländern einheimisch ist, hat den Forderungen der Neuzeit mehr nachgegeben.

* Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. Berlin, 1902. S. 1.

Die deutsche Universität ist Staatsanstalt, sie wird vom Staat errichtet und unterhalten und steht unter der Staatsverwaltung. Doch hat sie nicht unwichtige Stücke der alten korporativen Verfassung sich erhalten; sie besitzt ein gewisses Maß von Selbstverwaltung; sie wählt ihre Behörden, Rektor, Senat und Dekane selbst; sie übt endlich einen bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Lehrstühle, zunächst indem sie durch die Doktorprüfung und die Zulassung der Privatdozenten den Kreis, aus dem der Lehrkörper vorzugsweise ergänzt wird, bestimmt; sodann indem sie für die Besetzung der einzelnen Lehrstühle der Regierung Vorschläge einreicht. In der Gesamtverfassung als Lehranstalt hat die deutsche Universität die ursprüngliche Form sogar am reinsten bewahrt; die vier Fakultäten sind hier als wirksame Lehranstalten erhalten, während in England der Unterricht und das Leben sich zum großen Teil in die colleges zurückgezogen haben.

Faßt man das innere Wesen der deutschen Universität ins Auge, so tritt als ihr besonderer Charakter hervor, daß sie zugleich Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung und Anstalt für den höchsten wissenschaftlichen Unterricht, und zwar sowohl für den allgemein-wissenschaftlichen als den fachwissenschaftlichen und beruflichen Unterricht ist. Wie die englischen Universitäten, bietet sie einen erweiterten und vertieften allgemein-wissenschaftlichen Unterricht; er ist besonders Aufgabe der philosophischen Fakultät. Auch bietet sie den fachwissenschaftlichen Unterricht für die gelehrten Berufe, nämlich des Geistlichen, des Richters und des höheren Verwaltungsbeamten, des Arztes und des Gymnasiallehrers. Sodann aber ist sie, was die englischen nicht sind, der vornehmste Sitz der wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland und zugleich die Pflanzschule der wissenschaftlichen Forschung. Nach deutscher Auffassung ist der Universitätsprofessor zugleich Lehrer und wissenschaftlicher Forscher, und zwar steht letzteres in erster Linie, so daß man eigentlich sagen muß: in Deutschland sind die

wissenschaftlichen Forscher zugleich die Lehrer der akademischen Jugend; womit denn gegeben ist, daß auch der akademische Unterricht in erster Linie ein rein wissenschaftlicher ist; nicht die Vorbildung für den praktischen Beruf, sondern die Einführung in die wissenschaftliche Erkenntnis und Forschung steht vorne an.

In dieser Einheit von Forschung und Lehre besteht nun der eigentümliche Charakter der deutschen Universität. In Oxford und Cambridge gibt es vortreffliche Gelehrte, aber niemand wird die englischen Universitäten die Träger der wissenschaftlichen Arbeit des Landes nennen. Viele der berühmtesten Gelehrten Englands, Männer wie Darwin, H. Spencer, Grote, die beiden Mill, Carlyle, Macaulay, Gibbon, Bentham, Ricardo, Hume, Locke, Shaftesbury, Hobbes, Bacon standen außerhalb der Universitäten, und von manchem unter ihnen wird man sagen dürfen, daß er auf einer englischen Universität unmöglich war. Aber auch die Universitätsgelehrten sind nicht in dem Sinne wie in Deutschland die Lehrer der akademischen Jugend; sie halten wissenschaftliche Vorträge, aber der eigentliche Unterricht liegt in den Händen der fellows und tutors.

Dem gegenüber gilt in Deutschland die Voraussetzung: alle Universitätslehrer sind wissenschaftliche Forscher oder eigentliche Gelehrte; und umgekehrt: alle eigentlichen Gelehrten sind Universitätsprofessoren. Es gibt natürlich Ausnahmen; es gibt sehr hervorragende Gelehrte, die nicht Universitätsprofessoren waren, es genügt an Wilhelm und Alexander von Humboldt zu erinnern; und auch unter den deutschen Gymnasiallehrern ist von je her mancher Gelehrtenname von gutem Klang gewesen. So gibt es natürlich auch umgekehrt unter den Universitätsprofessoren nicht nur einzelne, die als Gelehrte nichts Bedeutendes leisten, sondern auch solche, die vor allem Lehrer sein wollen. Aber die Regel ist das nicht, die Regel ist das Zusammenfallen des Gelehrten mit dem Professor. Ist in Deutschland von einem Gelehrten die Rede, so wird alsbald gefragt: An welcher

Universität ist er? Und ist er an keiner, so darf man voraussetzen, daß er es als eine Zurücksetzung empfindet. Und umgekehrt, wo von einem Professor die Rede ist, wird bald gefragt: Was hat er geschrieben, was hat er wissenschaftlich geleistet?

Die Folgen dieses Verhältnisses für die Gestaltung unseres geistigen und wissenschaftlichen Lebens sind höchst bedeutend.

Der deutsche Gelehrte ist zugleich akademischer Lehrer; darauf beruht seine Stellung im Leben unseres Volks. Unsere Denker und Forscher sind unserem Volk nicht bloß als Schriftsteller vom Papier her, sondern als persönliche Lehrer von Angesicht zu Angesicht bekannt. Männer wie Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher haben auf ihre Zeit vor allem als akademische Lehrer gewirkt; ihr Einfluß als Schriftsteller war nicht so gar groß; ein großer Teil ihrer Schriften ist erst nach ihrem Tode, nach Aufzeichnungen für Vorlesungen oder aus Nachschriften ihrer Schüler, veröffentlicht. Ebenso waren Kant und Christian Wolff Universitätsprofessoren. Und dasselbe gilt von den großen Philologen, von Heyne, F. A. Wolf, G. Hermann, Böckh, sie haben vor allen Dingen durch ihre persönliche Lehrtätigkeit gewirkt, ihre Schüler trugen als Lehrer an den Gelehrtenschulen Geist und Art dieser Männer in die Jugend des Volkes. Oder man denke an die Wirksamkeit, die Historiker wie Ranke und Waitz durch ihr Seminar geübt haben. Oder an unsere Naturforscher und Mathematiker, an Gauß, Liebig, Helmholtz, Kirchhoff, Weierstraß. Man wird sagen dürfen: wenn in einer Geschichte der Wissenschaften in Deutschland alles gestrichen würde, was von Universitätslehrern geleistet worden ist, dann wäre der verbleibende Rest nicht gar groß. Auch das verdient bemerkt zu werden, daß unter den hervorragenden Dichtern unseres Volkes mehr als einer zugleich Universitätslehrer war, so Uhland und Rückert, Bürger und Schiller, Gellert und Haller. Auch der Einfluß, der von Universitätslehrern auf die politische Entwickelung und die Gestaltung des Rechts ausgeübt

worden ist, ist höchst bedeutend; ich erinnere an die Namen Pufendorf und Thomasius, Savigny und Feuerbach, Niebuhr und Treitschke. Und was ist nicht mit der einen Tatsache gesagt, daß Luther und Melanchthon Universitätsprofessoren waren!

Ohne Zweifel ist das ein für beide Teile höchst fruchtbares Verhältnis. Die deutsche Jugend, die auf der Universität mit den geistigen Führern des Volks in unmittelbare Berührung kommt, empfängt hier tiefste und nachhaltigste Anregungen. In deutschen Lebensbeschreibungen pflegen die Universitätsjahre eine hervorragende Rolle zu spielen, nicht selten erscheint der Unterricht eines akademischen Lehrers als bestimmend für die eigene geistige Richtung. Auf der anderen Seite ist das Verhältnis auch für unsere Gelehrten und Forscher ein erfreuliches und fruchtbares; sie bleiben jung im Verkehr mit der Jugend. Die persönliche Gedankenmitteilung hat durch die stille und doch verständliche Gegenwirkung der Hörer etwas Erregendes und Belebendes, was dem einsamen Schriftsteller fehlt. Die Gegenwart der Hörer richtet den Blick des Lehrers beständig auf das Wesentliche und das Allgemeine. Die Neigung zum Philosophieren, die Richtung auf allgemeine Ideen, die dem deutschen Denken nachgesagt wird, hängt doch wohl mit der Tatsache zusammen, daß das Wissen hier mehr als anderswo für die lebendige Mitteilung im mündlichen Unterricht erzeugt wird.

Natürlich hat auch diese Sache ihre Kehrseite. Mit dem universitätsmäßigen Zuschnitt des Wissenschaftsbetriebes stehen einerseits gewisse minder erfreuliche Seiten unseres wissenschaftlichen Lebens in leicht erkennbarem Zusammenhang, so eine Neigung zur litterarischen Überproduktion, zum Schul- und Sektenwesen, zur Geringschätzung der draußen Stehenden, die dann von diesen mit Erbitterung empfunden und mit Heftigkeit den „zünftigen" Gelehrten vorgerückt wird. Gewiß ist, daß es in Deutschland für einen Gelehrten, der außerhalb der Universitätskreise steht, schwerer ist durchzudringen, als in England oder

Frankreich; gewiß auch, daß es ein nützliches Korrektiv für unsere Universitätsgelehrsamkeit sein könnte, wenn neben ihr die nicht inkorporierte wissenschaftliche Arbeit mehr gediehe, sie möchte für manche Dinge einen unbefangeneren Blick und einen zuverlässigeren Maßstabe des Urteils mitbringen. Andererseits erwachsen auch dem Universitätsstudium aus jenem Verhältnis gewisse Schwierigkeiten, vor allem die Ausbildung für den praktischen Beruf kommt nicht selten über dem rein theoretischen Zuschnitt des Unterrichts, der allein das Interesse der Forschung im Auge hat, etwas zu kurz.

Dennoch wird das deutsche Volk im ganzen keine Ursache haben, mit dem hier geschichtlich gegebenen Verhältnis unzufrieden zu sein. Wenn in Deutschland die Wissenschaft dem Herzen des Volkes näher steht, als bei anderen Völkern, so wird das gewiß auch dem glücklichen Umstand verdankt, daß hier von je her die großen Männer der Wissenschaft auch die persönlichen Lehrer der akademischen Jugend waren. Und auf jeden Fall müssen die Universitäten die Fortdauer des Verhältnisses wünschen. Das Geheimnis ihrer Kraft beruht darauf, daß sie die führenden Geister an sich zu ziehen und festzuhalten vermögen; so lange ihnen dies bleibt, werden sie auch die Stellung, die sie im Leben unseres Volkes gewonnen haben, sich zu bewahren im stande sein. Und immer, ist zu hoffen, wird die deutsche Universität den Ruhm bewahren, die Hauptträgerin der deutschen Wissenschaft zu sein. Sicher ist ihr dieser Ruhm, so lange sie als Erbe der Vergangenheit bewahrt jenen Geist der Innerlichkeit: die stille Freude an der Sache, die Treue der Arbeit und die Liebe zur Wahrheit, die über alle Absichten und Rücksichten hinweghebt.

Einstweilen darf sie der Anerkennung sich freuen, die ihr auch vom Ausland gespendet wird, zuerst darin, daß Jünger der Wissenschaft aus allen Ländern auf die deutschen Universitäten ziehen, wie einst die Deutschen nach Paris und Italien pilger-

ten; dann auch darin, daß man in der Fremde ihre Formen nachzubilden bemüht ist. Am erfolgreichsten waren bisher vielleicht einige der hervorragendsten amerikanischen Universitäten in dem Streben, die deutsche Einheit von wissenschaftlicher Arbeit und wissenschaftlichem Unterricht durchzuführen, wie denn auch die Zahl der amerikanischen Gelehrten, die in Deutschland ihre Studien gemacht und den Doktor erworben haben, besonders groß ist. Nicht zum kleinsten Teil hierauf beruht das Gefühl der Verwandtschaft, wodurch das große jugendkräftige Volk jenseits des Ozeans mit dem deutschen Volk verbunden ist. Der amerikanische Botschafter, Andrew White, er selbst als junger Mann Schüler einer deutschen, dann ein hervorragender Lehrer einer amerikanischen Universität, hat einmal in einer öffentlichen Rede den deutschen Universitäten einen großen Anteil an der Geltung, deren der deutsche Name in Amerika sich erfreut, beigemessen: sie hätten den Hauptteil daran, daß Deutschland in Amerika als ein zweites Mutterland angesehen werde.

19.

Die Einwirkung fremder Sprachen auf das Deutsche.

Otto Behaghel.*

In der Sprache eines Volkes spiegelt sich nicht nur die tiefinnerliche Entwicklung seines Geistes, sondern auch ein gutes Teil von seinem Kulturleben, von seiner äußeren Geschichte. An der Hand der Sprache läßt sich vor allen Dingen verfolgen, in welche Berührungen ein Volk mit anderen Völkern gekommen, welchen Einfluß es selbst ausgeübt hat, welche Einwirkungen es von außen erlitten. Denn es gibt wohl kaum eine Sprache, die nicht fremde Bestandteile in sich aufgenommen hat. Und wie es dem deutschen Volke weniger als anderen vergönnt gewesen ist,

* Die deutsche Sprache. Leipzig, 1886. S. 116.

sich lediglich aus sich heraus frei nach seiner Eigenart zu entwickeln, so hat auch das Deutsche in besonders hohem Maße den Einfluß fremder Sprachen erfahren müssen.

Die Berührung zweier Sprachen findet nicht immer und überall auf die gleiche Weise statt. Sie kann herbeigeführt werden durch unmittelbaren periodischen Verkehr ihrer Vertreter, sei es, daß zwei Völker grenznachbarlich bei einander wohnen, sei es daß die Angehörigen eines Stammes sich auf dem Gebiete eines andern angesiedelt haben oder auch nur gelegentlich in Kriegsfahrten das fremde Gebiet überziehen. In diesen Fällen ist die Aneignung der fremden Sprache nur eine durchaus unvollkommene, bruchstückhafte; sie geschieht nicht mit bewußter Absicht, sondern mehr zufällig oder im Drange des Bedürfnisses. So beschränkt sich denn hier der Einfluß der fremden Sprache auf die Mitteilung von einzelnen Wörtern, und zwar werden hier fremde Wörter fast nur dann entlehnt, wenn auch die Anschauungen, denen sie gelten, bisher fremd gewesen. Die so aus der Fremde eingeführten Wörter gehören in weit überwiegender Masse der Klasse der Substantiva an, nur in geringer dem Gebiet der Verba oder Adjektiva. Denn es wird natürlich viel häufiger der Fall sein, daß ein Volk bei einem andern Volke neue Dinge, neue Begriffe vorfindet, als daß es durch dasselbe neue Eigenschaften der Dinge, neue Arten von Tätigkeiten kennen lernt.

Die deutsche Sprache hat fremde Bestandteile in sich aufgenommen von der frühesten Zeit an, wo sie in den Gesichtskreis unserer Forschung eintritt. Freilich, je weiter wir in der Zeit hinaufgehen, desto geringer wird die Sicherheit, mit der wir einzelne Entlehnungen nachweisen können, besonders deshalb, weil oft nicht mehr entschieden werden kann, wer der Gebende, wer der Nehmende gewesen.

Unsere ältesten Leihwörter sind unter den Bezeichnungen für Metalle und für Kulturpflanzen zu suchen. Nun vermögen wir zwar von Wörtern wie Silber und Hanf mit ziemlicher Be-

stimmtheit zu sagen, daß sie nicht ursprüngliche Bestandteile der germanischen Sprache gewesen sind, aber welche Völker es nun waren, die uns diese Ausdrücke vermittelt haben, darüber sind wir kaum im stande, auch nur Vermutungen zu wagen. Jedenfalls liegt die Zeit der Entlehnung weit hinter der Spaltung des Germanischen in einzelne Zweige zurück.

Innig und andauernd waren die Beziehungen, welche zwischen Germanen und Kelten bestanden; es war ja geradezu altkeltischer Boden, auf dem die südlichen und westlichen Stämme der Deutschen sich angesiedelt haben. Dieser alte keltische Hintergrund blickt besonders in Eigennamen durch, in Namen von Flüssen, Bergen und Ortschaften; Namen wie Rhein, Main und Donau, Melibokus und Vogesen, Mainz und Worms sind keltisches Sprachgut. Einer der merkwürdigsten Belege für keltischen Einfluß in unserem Sprachschatze ist das scheinbar echt deutsche Wort reich. Dasselbe bedeutet ursprünglich nicht wie heute mit Glücksgütern gesegnet, sondern mächtig; eine Spur dieser Bedeutung liegt ja noch im Substantiv das Reich vor. Das Wort ist verwandt mit lateinisch rex, kann aber aus lautlichen Gründen nur aus dem Keltischen in das Deutsche eingedrungen sein, legt also den Gedanken nahe, daß auch in Bezug auf staatliche Dinge die Germanen nicht ganz frei von keltischem Einfluß gewesen.

Ebenfalls noch in vorhistorischer Zeit beginnt der Einfluß des Lateinischen; seine Anfänge lassen sich zurückverfolgen bis gegen den Anfang unserer Zeitrechnung, sein Ende ist noch heute nicht gekommen. Freilich ist er zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen, und es läßt sich auch nicht immer deutlich erkennen, wie weit wir es mit wirklich lateinischem Sprachgute zu tun haben, und wie weit etwa romanische Wortformen zu Grunde liegen. Die frühesten Entlehnungen sind rein volkstümlicher Art; sie sind eine Folge teils alten Verkehrs, der zwischen Germanien und Italien gepflegt wurde, teils der römischen Ansiedelungen

im Süden und Westen des deutschen Gebietes. Durch die Vermittelung der Römer haben die Germanen eine Anzahl von Naturerzeugnissen neu kennen lernen: von Tieren den Elephanten, den Pfau und den fabelhaften Drachen; von Pflanzen Birne, Feige, Kirsche, Kohl, Kürbis, Lilie, Mandel, Maulbeere, Pfeffer, Rettich, Rose, u. s. w. — auch die allgemeinen Bezeichnungen Pflanze und Frucht stammen aus dem Lateinischen; aus dem Mineralreich den Marmor. Die höhere römische Kultur hat hauptsächlich auf drei Gebieten das germanische Leben beeinflußt. Erstens und besonders stark, in der Baukunst; daher sehr zahlreiche Entlehnungen: Kalk, Pflaster und Straße, Platz, Mauer und Pfosten, Pforte, Kerker und Keller, Turm und Pfalz, tünchen, Ziegel und Schindel. Zweitens haben die Germanen Weinbau und Gartenbau durch die Römer kennen lernen; daher die Wörter Wein und Most, Winzer, Kelter, keltern (lat. calcitrare, mit Füßen treten), pfropfen (lat. propago), impfen (lat. putare, schneiden), pelzen. Drittens hat die Kunst der Speisebereitung und was dazu gehört, durch die Berührung mit den Römern Fortschritte gemacht; kochen ist lateinisch coquere, Speise vulgärlat. spêsa, lat. expensa; ferner stammen aus dem Lateinischen die Benennungen von Butter, Essig (acetum), Käse, Öl, Semmel, Senf; Weiher als Behälter für lebendige Fische ist das lateinische vivarium. Auch für mancherlei Gerätschaften sind die lateinischen Bezeichnungen ins Deutsch aufgenommen worden: Anker und Kette, Becher, Kopf, Schüssel, Kiste, Sack und Tisch (lat. discus). Auffallend gering an Zahl sind die Entlehnungen auf dem Gebiete von Schmuck und Kleidung; es gehören hierher die Wörter Krone, Purpur, Spiegel. Dem Kreise des politischen Lebens gehört nur das Wort Kaiser an. Daß in Bezug auf Kampf und Krieg die Germanen nicht das Bedürfnis empfanden, bei den Römern eine

Anleihe zu erheben, ist begreiflich; es sind hier fast nur die Wörter Kampf (campus) und Pfeil (pilum) zu nennen. Dagegen für den friedlichen Verkehr, für Handel und Wandel haben die Deutschen wieder bei den Römern gelernt; lateinisch sind Markt (mercatus), Münze (moneta), Meile, Pfund, Zins und Zoll (telonium).

Die Fertigkeit des Schreibens ist von Rom her bei den Germanen gefördert worden; Beweis, das Wort schreiben selbst aus lat. scribere, Brief (breve), Siegel (sigillum). Kunst und Wissenschaft des römischen Volkes haben begreiflicherweise bei jener frühsten, volkstümlichen Berührung nur geringen Einfluß auf unsere Vorfahren üben können; nur das überlegene ärztliche Können ihrer Nachbarn hat schon früh auf die Germanen Eindruck gemacht; daher die Wörter Arzt (archiater), Büchse, Pflaster.

Es bedurfte einer gewaltigeren Macht, als es die weltliche Kultur des Römerreiches war, um auf das Geistesleben der Germanen Einfluß zu gewinnen. Diese erstand im Christentum. Von drei Seiten her ist den Germanen der neue Glaube gepredigt worden; die östlichen Stämme verdanken ihn der griechischen Kirche; irische und römische Glaubensboten haben den westlichen Stämmen und dem innern Deutschland das Evangelium gebracht. Das irische Christentum scheint keinerlei Einfluß auf die deutsche Sprache gewonnen zu haben; mit Byzanz waren hauptsächlich die Goten in Berührung getreten, und diese sind frühe untergegangen. Aber sie haben den übrigen deutschen Völkern eines der wichtigsten Wörter vermittelt, das Wort Kirche (κυριακόν). Auch Pfaffe, Pfingsten, Teufel dürfte durch die Goten zu uns aus dem Griechischen gekommen, dagegen Papst erst später zur Zeit der mit Byzanz in vielfachen Beziehungen stehenden Ottonen eingewandert sein (aus πάππας). Alles, was später der griechischen Sprache entnommen, stammt nicht mehr aus unmittelbarer Berührung.

Am stärksten war natürlich der Einfluß des römischen Kirchentums; mit den Belegen für diesen kommen wir auf den Boden geschichtlicher Zeiten der deutschen Sprache; wir betreten das Gebiet des Althochdeutschen. Lateinisch sind die meisten Bezeichnungen für kirchliche Baulichkeiten und Gerätschaften: Klause, Kloster, Münster, Schule; Altar, Kanzel, Kreuz, Oblate, Orgel; für kirchliche Ämter und Würden: Abt, Küster, Meßner, Mönch, Nonne, Priester (presbyter), Probst (propositus); für kirchliche Gebräuche und Verrichtungen: Feier, Mette (matutina), Vesper; Messe und Segen (signum), Almosen (griech. lat. eleemosyne) und Spende; opfern und predigen; auch für einzelne Vorstellungen der christlichen Religion: Engel, Marter, Pein (poena), Plage, verdammen.

Ein ganz neues Element tritt in der mittelhochdeutschen Zeit in unseren Gesichtskreis ein. Die Kreuzzüge reißen die Deutschen aus ihrer Vereinzelung hinein in den großen Strom des europäischen Lebens; es kommt vor allen Dingen zur engern Berührung mit unsern welschen Nachbarn; die überlegene Kultur, der Glanz und die Verfeinerung des französischen Lebens wirken blendend auf den deutschen Geist. So tritt französische Sprache und französische Litteratur für die Gebildeten des Volkes in den Mittelpunkt ihrer geistigen Bestrebungen. Die mittelhochdeutsche Lyrik erhält neuen kräftigen Anstoß durch französische Vorbilder; unsere höfischen epischen Dichtungen sind im ganzen nur mehr oder weniger freie Umarbeitungen von Erzählungen französischer Meister. So beginnt denn mit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts ein breiter Strom französischer Wörter über die deutsche Sprache hereinzubrechen. Turnier und Jagd, Spiel und Tanz, Musik und Poetik entlehnen ihre Benennungen der Nachbarsprache; mit einer Fülle von Gegenständen des Luxus ziehen auch die fremden Benennungen ein und manch andere Bezeichnung für Dinge des feinen höfischen An-

ſtandes. Sehr viele von dieſen Wörtern haben nur ein kurzes Leben in der Sprache geführt; ſie ſind wieder untergegangen mit dem Verfall der ritterlichen Sitte. Andere ſind bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, wie Abenteuer (aventure), Banner, blond, fehlen (faillir), fein, Manier, Palaſt, Preis, turnieren.

Der lateiniſche Einfluß dauert daneben noch fort in der mittelhochdeutſchen Zeit, ohne jedoch den franzöſiſchen an Stärke zu erreichen. Je näher wir aber der Renaiſſance, den Tagen des Humanismus kommen, um ſo mehr tritt auch das Lateiniſche wieder in den Vordergrund. Mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnt eine lebhafte Überſetzungstätigkeit; im 16. Jahrhundert ſchreiben und ſprechen die Gebildeten mit Vorliebe die Sprache des alten Roms; die heimiſche Sprache wird verachtet, und wir ſtehen in einer Zeit, wo der Kaiſer des heiligen römiſchen Reiches nur mit ſeinem Pferde deutſch reden mochte. Jener Einfluß des Humanismus reicht bis in unſere Tage; noch immer ſuchen die Gelehrten, ſpeziell die Philologen, die heimiſche Sprache mit lateiniſchem Sprachgute zu bereichern, und auch das Griechiſche tritt durch ſie aufs neue in Beziehung zu der deutſchen Sprache.

Im 17. und 18. Jahrhundert wird das Lateiniſche als Modeſprache wieder verdrängt durch das Franzöſiſche, nicht zum mindeſten durch die Verſchuldung des Humanismus, der die Deutſchen an die Verachtung der eigenen Sprache gewöhnt hatte. Der Fülle franzöſiſchen Sprachmaterials, das jetzt wieder das Deutſche überflutet, tritt, wenn auch in viel geringerem Maße, die Entlehnung aus dem Italieniſchen zur Seite, die ſich beſonders in Bezeichnungen für muſikaliſche Dinge und in Ausdrücken des Handels bemerkbar macht. Im 19. Jahrhundert endlich erwächſt uns eine recht betrachtliche Einwanderung fremder Wörter aus dem Engliſchen, zumal von Ausdrücken aus dem Gebiete des politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens, vor allen Dingen

aber des Sports. Einzelne Beiträge zu unserm Sprachschatz haben während der neuhochdeutschen Periode auch unsere östlichen Nachbarn, die Slawen, geliefert; hierher gehören Ausdrücke wie Dolch, Droschke, Hallunke, Kutsche, Peitsche, Peitsche, Pet- schaft, Zobel. Was die übrigen Nachbarvölker, wie Holländer, Dänen, Schweden, beigesteuert haben, ist von verschwindender Bedeutung.

20.

Die Anfänge Luthers.

Leopold von Ranke.*

„Ich bin eines Bauern Sohn," sagt Luther selbst, „mein Vater, mein Großvater sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer geworden; daher bin ich." Das Geschlecht, dem Luther angehört, ist in Möhra zu Hause, einem Dorfe unmittelbar an der Höhe des Thüringer Waldgebirges, unfern der Gegend, an die sich das Andenken der ersten Verkündigungen des Christentums durch Bonifazius knüpft; da mögen die Vorfahren Luthers Jahrhunderte lang auf ihrer Hofstätte gesessen haben, wie diese Thüringer Bauern pflegen, von denen immer ein Bruder das Gut behält, während die anderen ihr Fortkommen auf andere Weise suchen. Von diesem Lose, sich irgendwo auf eigene Hand Heimat und Herd erwerben zu müssen, betroffen, wandte sich Hans Luther nach dem Bergwerk zu Mansfeld, wo er im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdiente mit seiner Frau Margret, die gar oft das Holz auf ihrem Rücken hereinholte. Von diesen Eltern stammte Martin Luther. Er kam in Eisleben auf die Welt, wohin, wie eine alte Sage ist, seine rüstige Mutter eben

*Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Leipzig, 1881. Bd. 1. S. 195.

gewandert war, um Einkäufe zu machen. Er wuchs auf in der Mansfelder Gebirgsluft.

Wie nun Leben und Sitte jener Zeit überhaupt ſtreng und rauh, ſo war es auch die Erziehung. Luther erzählt, daß ihn die Mutter einſt um einer armſeligen Nuß willen blutig geſtäupt, der Vater ihn ſo ſcharf gezüchtigt habe, daß er ſein Kind nur mit Mühe wieder an ſich gewöhnen können; in einer Schule iſt er eines Vormittags fünfzehnmal hintereinander mit Schlägen geſtraft worden. Sein Brot mußte er dann mit Singen vor den Türen, mit Neujahrſingen auf den Dörfern verdienen. Sonderbar, daß man die Jugend glücklich preiſt und beneidet, auf welche doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die ſtrengen Notwendigkeiten des Lebens einwirken, in der das Daſein von fremder Hilfe abhängig iſt und der Wille eines anderen mit eiſernem Gebot Tag und Stunde beherrſcht. Für Luther war dieſe Zeit ſchreckenvoll.

Von ſeinem fünfzehnten Jahre an ging es ihm etwas beſſer. In Eiſenach, wo er eine höhere Schule beſuchte, fand er Aufnahme bei den Verwandten ſeiner Mutter; in Erfurt, wohin er zur Univerſität ging, ließ ihm ſein Vater, der indeſſen durch Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und Gedeihen in beſſere Umſtände gekommen, freigebige Unterſtützung zufließen; er dachte, ſein Sohn ſolle ein Rechtsgelehrter werden, ſich anſtändig verheiraten und ihm Ehre machen.

Auf die Beſchränkungen der Kindheit aber folgen in dem mühſeligen Leben der Menſchen bald andere Bedrängniſſe. Der Geiſt fühlt ſich frei von den Banden der Schule; er iſt noch zerſtreut durch die Bedürfniſſe und Sorgen des täglichen Lebens; mutvoll wendet er ſich den höchſten Problemen zu, den Fragen über das Verhältnis des Menſchen zu Gott, Gottes zur Welt; indem er ihre Löſung gewaltſam zu erſtürmen ſucht, ergreifen ihn leicht die unſeligſten Zweifel. Es ſcheint faſt, als ſei der ewige Urſprung alles Lebens dem jungen Luther nur als

der strenge Richter und Rächer erschienen, der die Sündhaftigkeit, von der ihm ein großartig lebendiges Gefühl von Natur beiwohnte, mit der Qual der Höllenstrafe heimsuche, und den man nur durch Buße, Abtötung und schweren Dienst versöhnen könne. Als er einst, im Juli 1505, von dem väterlichen Hause zu Mansfeld wieder nach Erfurt ging, ereilte ihn auf dem Felde eines jener furchtbaren Gewitter, wie sie sich nicht selten hier am Gebirge lange ansammeln und endlich plötzlich über den ganzen Horizont hin entladen. Luther war schon ohnedies durch den unerwarteten Tod eines vertrauten Freundes erschüttert. Wer kennt die Momente nicht, in denen das stürmische, verzagte Herz durch irgend ein überwältigendes Ereignis, wäre es auch nur der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird? In dem Ungewitter erblickte Luther in seiner Einsamkeit auf dem Feldwege den Gott des Zornes und der Rache; ein Blitz schlug neben ihm ein; in diesem Schrecken gelobte er der heiligen Anna, wenn er gerettet werde, in ein Kloster zu gehen.

Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden eines Abends bei Wein, Saitenspiel und Gesang; es war das letzte Vergnügen, das er sich zugedacht; hierauf eilte er, sein Gelübde zu vollziehen, und tat Profeß in dem Augustinerkloster zu Erfurt.

Wie hätte er aber hier Ruhe finden sollen, in alle der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre hinter die enge Klosterpforte verwiesen, in eine niedrige Zelle mit der Aussicht auf ein paar Fuß Gartenland, zwischen Kreuzgängen, und zunächst nur zu den niedrigsten Diensten verwendet! Anfangs widmete er sich den Pflichten eines angehenden Klosterbruders mit der Hingebung eines entschlossenen Willens. „Ist je ein Mönch in Himmel gekommen," sagt er selbst, „durch Möncherei, so wollte auch ich hineingekommen sein." Aber dem schweren Dienste des Gehorsams zum Trotz ward er bald von peinvoller

Unruhe ergriffen. Zuweilen ſtudierte er Tag und Nacht und verſäumte darüber ſeine kanoniſchen Horen; dann holte er dieſe mit reuigem Eifer nach, ebenfalls ganze Nächte lang. Zuweilen ging er, nicht ohne ſein Mittagsbrot mitzunehmen, auf ein Dorf hinaus, predigte den Hirten und Bauern und erquickte ſich dafür an ihrer ländlichen Muſik; dann kam er wieder und ſchloß ſich Tage lang in ſeine Zelle ein, ohne jemand ſehen zu wollen. Alle früheren Zweifel und inneren Bedrängniſſe kehrten von Zeit zu Zeit mit doppelter Stärke zurück.

Wenn er die Schrift ſtudierte, ſo ſtieß er auf Sprüche, die ihm ein Grauen erregten, z. B.: „Errette mich in deiner Gerechtigkeit, deiner Wahrheit.“ „Ich gedachte,“ ſagt er, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder ſtraft.“ In den Briefen Pauli traten ihm Stellen entgegen, die ihn Tage lang verfolgten. Wohl blieben ihm die Lehren von der Gnade nicht unbekannt; allein die Behauptung, daß durch dieſelbe die Sünde auf einmal hinweggenommen werde, brachte auf ihn, der ſich ſeiner Sünde nur allzuwohl bewußt blieb, eher einen abſtoßenden, perſönlich niederbeugenden Eindruck hervor. Sie machte ihm, wie er ſagt, das Herz bluten, ihn an Gott verzweifeln. Es war die Sehnſucht der Kreatur nach der Reinheit ihres Schöpfers, der ſie ſich in dem Grunde ihres Daſeins verwandt, von der ſie ſich doch wieder durch eine unermeßliche Kluft entfernt fühlt, ein Gefühl, das Luther durch unabläſſiges einſames Grübeln nährte, und das ihn um ſo tiefer und ſchmerzhafter durchdrang, da es durch keine Bußübung beſchwichtigt, von keiner Lehre innerlich und wirkſam berührt wurde, kein Beichtvater darum wiſſen wollte. Es kamen Momente — damals oder ſpäter — wo die angſtvolle Schwermut ſich aus den geheimen Tiefen der Seele gewaltig über ihn erhob, ihre dunklen Fittige um ſein Haupt ſchwang, ihn ganz daniederwarf. Als er ſich einſt wieder ein paar Tage unſichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde ſeine Zelle und fanden ihn ohn-

mächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie erkannten ihren Freund; mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an, das sie mitgebracht; unter der wohlbekannten Weise stellte die mit sich selber hadernde Seele die Harmonie ihrer inneren Triebe wieder her und erwachte zu gesundem Bewußtsein.

Liegt es aber nicht in den Gesetzen der ewigen Weltordnung, daß ein so wahres Bedürfnis der gottsuchenden Seele dann auch wieder durch die Fülle der Überzeugung befriedigt wird?

Der erste, der Luthern in seinem verzweiflungsvollen Zustande, man kann nicht sagen, Trost gab, aber einen Lichtstrahl in seine Nacht fallen ließ, war ein alter Augustinerbruder, der ihn in väterlichem Zuspruch auf die einfachste erste Wahrheit des Christentums hinwies, auf die Lehre Pauli, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Diese Lehren, die er wohl auch früher gehört haben mochte, die er aber in ihrer Verdunkelung durch Schulmeinungen und Zeremoniendienst nie recht verstanden, machten erst jetzt auf ihn einen vollen, durchgreifenden Eindruck. Er sann hauptsächlich dem Spruche nach: „Der Gerechte lebet seines Glaubens“; er las die Erklärung Augustins darüber. „Da ward ich froh,“ sagt er, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält; da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein zusammen und ward meiner Sache gewiß.“ Eben das war die Überzeugung, deren seine Seele bedurfte; er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung des Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle ihres Lichtes verklärt, daß uns davon in dem historischen Christus Vorbild und unwidersprechliche Gewißheit gegeben worden; er ward allmählich von dem Begriff der finsteren, nur durch Werke rauher Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit frei. Er war wie ein Mensch, der nach langem

Irren endlich den rechten Pfad gefunden hat und bei jedem Schritte sich mehr davon überzeugt; getrost schreitet er weiter.

In der merkwürdigsten Stimmung finden wir ihn auf einer Reise, die er ein paar Jahre darauf in Sachen seines Ordens nach Rom machte. Als er der Türme von Rom aus der Ferne ansichtig wurde, fiel er auf die Erde, hob seine Hände auf und sprach: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!“ Hierauf war keine Übung der Pilgerfrömmigkeit, die er nicht mit Hingebung langsam und andächtig vollzogen hätte; er ließ sich darin nicht durch die Leichtfertigkeiten anderer Priester stören; er sagt, er hätte beinahe wünschen mögen, daß seine Eltern schon gestorben wären, um sie hier durch diese bevorrechteten Gottesdienste sicher aus dem Fegefeuer erlösen zu können; aber dabei empfand er doch auch in jedem Augenblick, wie wenig alles das mit der tröstlichen Lehre übereinstimme, die er in dem Briefe an die Römer und bei Augustin gefunden. Indem er die Scala santa auf den Knieen zurücklegte, um den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war, hörte er eine widersprechende Stimme unaufhörlich in seinem Innern rufen: „Der Gerechte lebet seines Glaubens.“

Es ist sehr bemerkenswert, daß Luther das Heil der Welt bei weitem weniger von einer Verbesserung des Lebens erwartet, die nun erst einen zweiten Gesichtspunkt ausmacht, als von einer Wiederherstellung der Lehre. Von keiner anderen Lehre aber zeigt er sich so vollkommen durchdrungen und erfüllt, wie von der Rechtfertigung durch den Glauben. Er dringt unaufhörlich darauf, daß man sich selber verleugnen und unter die Fittige Christi fliehen müsse; er wiederholt bei jeder Gelegenheit den Spruch Augustins: Was das Gesetz verlange, das erlange der Glaube. Man sieht, noch war Luther nicht ganz mit sich einig, noch hegte er Meinungen, die einander im Grunde widersprachen; allein in allen seinen Schriften atmet doch zugleich ein gewaltiger Geist, ein noch durch Bescheidenheit und Ehrfurcht

zurückgehaltener, aber die Schranken schon überall durchbrechender Jugendmut, ein auf das Wesentliche dringender, die Fesseln des Systems zerreißender, auf neuen Pfaden, die er sich bahnt, vordringender Genius.

Zweiter Teil

21.

Lessings „Minna von Barnhelm."

Heinrich Bulthaupt.*

Lessing war ein begeisterter Verehrer Shakespeares, aber seine „Minna" weist nichts von der phantastischen Überfülle und Buntheit des Materials auf, die sich in sämtlichen Lustspielen des großen englischen Magiers oft zum Schaden des Ganzen geltend macht. Er war kein Freund der Franzosen, aber was die klassischen Poeten unseres Nachbarvolkes vor allem auszeichnet, die stilvolle Einfachheit der Komposition, das besaß er trotz ihnen, nur nicht bis zu jenem Grade, auf welchem die Befolgung der aristotelischen Einheitsregeln zur Pedanterie wird. Mit geringem Apparat, aus einer bis zur Dürftigkeit simplen Fabel schuf er, von seinen Lebenserfahrungen und der bewunderungswürdigen Schärfe seines Geistes sicher geleitet, ein Drama, das im besten Sinne eine Charakterkomödie wurde, deren Figuren sich um eine nie aufdringlich hervortretende Idee prächtig gruppieren. Aus dem Zusammentreffen der Charaktere resultiert bei ihm die Handlung. Mit peinlicher Sorgfalt ist der Zufall fern gehalten, Konfusion und Irrtum möglichst vermieden, der bloßen Situationskomik nirgends eine Stelle gegönnt. Ernst und schwer scheint der Konflikt zu werden, aber niemals belastet er uns; das reizende Spiel der Liebe gegen den zugespitzten Ehrbegriff, der in seiner Übertriebenheit einen feinen Beigeschmack von Komik gewinnt, ist ebenso erheiternd, wie psychologisch geistvoll berechnet und ein glänzendes Muster dafür, wie auf dem Gebiete des Lustspiels alle Kämpfe des Herzens und der Leidenschaften mit den spielend gehabten Waf-

* Dramaturgie des Schauspiels. Leipzig, 1898. Bd. 1. S. 16.

fen des Verſtandes gelöſt, alle aufziehenden Wolken durch ein heiteres Sonnenlächeln verſcheucht werden.

Das leidenſchaftsloſe, kühle Gebiet des Verſtandes kennt keine verſengenden Sonnenſtrahlen, keine tragiſchen Untiefen. Wie das Leben ſelbſt über tauſend geknickte Hoffnungen leichten Schrittes hinwegeilt, führt uns hier ein leichtes Wort auch an brechenden Herzen vorüber, und die Grazie iſt es, die den Schmerz zurückſcheucht und uns genießen läßt, weil wir keine Zeit haben, Mitleid zu empfinden. Faſt ein jeder künſtleriſche Genuß iſt, mit der Wirklichkeit verglichen, ungemiſcht. Das Leben denkt nicht daran, ſich ſo ausſchließlich ernſt zu geben, wie wir es in der Tragödie, ſo ausgelaſſen, wie wir es im Luſtſpiel ſehen. Die Kunſt aber darf ſich aus dem launiſchen Reich der Zufälle in das Reich des ſchönen Geſetzes retten und aus dem Mannigfaltigen, das ſie im Stoffe findet, ausſcheiden, was ihren läuternden Zwecken nicht taugt. Aber einige der Allergrößten dürfen uns die ſeltſame Miſchung des Lebens kredenzen, ohne uns abzuſtoßen oder uns zu verwirren, können uns in der Tragödie lachen, im Luſtſpiel weinen machen, — ein Lachen der Rührung, eine Träne aus freudigem Auge. Shakeſpeare hat es wie keiner vermocht, und Leſſing hat ſich ihm nahe geſtellt durch die Einführung der Dame in Trauer, deren ernſte Erſcheinung gleichwohl mit den komiſcheſten Treffern in den Szenen des Werner in engem Zuſammenhange ſteht. Und das iſt es nicht allein. Auch die luſtigſten Farben erblühen hier dem ernſteſten Grunde, und wiederum ſieht man auch durch die dunkeln Tiefen hindurch auf einen ſo klaren und reinen Grund, daß uns über die Fülle des Echten und Guten, das wir hier gewahren, und das ſich ſo ganz, ſo offen mit all ſeinen Fehlern gibt, das innerſte Herz vor Freuden bewegt wird. Dieſe geniale Fähigkeit, dies wunderbare Himmelsgeſchenk Humor iſt es, das Leſſing hoch über alle franzöſiſchen und deutſchen Luſtſpieldichter erhebt, und das ſeine „Minna“ einzig macht.

Der Unverstand hat sich dieserhalb denn auch gewundert, daß „Minna von Barnhelm“ ein Lustspiel genannt wird. Freilich spekuliert Lessing nicht auf das dröhnende Lachen, aber was müßte das für ein Tor sein, der die köstliche Laune verkennte, die hier trotz aller in die Handlung fallenden Schatten die Herrschaft führt. Die feine Art, wie jede Figur in das Gebiet der Schwächen und Torheiten, das eigentliche Revier des Lustspiels, hinüberspielt, ist ja nicht genug zu bewundern. Das Allzuviel der Freiheit, die das muntere adlige Mädchen sich erlauben zu können glaubt, Tellheims Ängstlichkeit in Geldsachen, sobald es sich um ihn selbst handelt, seine fast leichtsinnige Sorglosigkeit, wenn es gilt, für andere zu sorgen, die deutsche Grobheit des Just und die französische Geschmeidigkeit des Elegants in Lumpen sind ebenso köstliches Material für das Lustspiel wie die martialischen Begierden Werners und Franziskas kecke Zunge, die von dem alten Bedienten so derb abgestraft wird.

Mit jener scheinbar außerhalb dieses Kreises stehenden Erscheinung aber, der trauernden Witwe des Rittmeisters Marloff, die die Erinnerung an das ganze Elend des Krieges in einer wundervollen Szene wach ruft, verknüpft sich eng das nationale Element des Stückes. Die Leute, die vor unseren Augen reden und handeln, sind nur ein kleiner Teil des Ganzen, hinter ihnen öffnet sich der Blick in die großen Ereignisse, die eben die Geschicke der Völker bewegen. Im engen Anschluß an das Gegebene, im richtigen Gefühl, daß das Lustspiel sich zu einer unvergleichlichen Wirkung zu erheben vermag, wenn es mit seiner Zeit und seiner Umgebung die engste Fühlung unterhält und als der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters das Vorhandene porträtiert und künstlerisch erhebt, bringt Lessing selbst die für alle Deutschen populäre Persönlichkeit Friedrichs des Großen in die Aktion und führt einen Teil der Lösung durch denjenigen herbei, der seinen Gerechtigkeitssinn oft sogar auf Kosten der Justiz bekundet und gewiß nicht daran gedacht hat,

daß er auch einmal in die Lage kommen würde, poetiſche Gerechtigkeit zu üben. Dies iſt bei Leſſing, deſſen politiſche Anſichten die weiteſten waren, doppelt bemerkenswert. Preußen war und iſt nicht Deutſchland, und die Vaterlandsliebe war für den Dichter, wie wir wiſſen, keine ſonderliche Tugend. Auch haben an ſich ja Patriotismus und Politik nichts mit dem Künſtleriſchen zu tun — und dennoch hat er das Richtige getroffen, als er zum erſten Male eine große hiſtoriſche Bewegung dramatiſch verwertete, als er nicht bloß Menſchen, ſondern Kinder einer beſtimmten Zeit, ſeiner Zeit, und in dieſem Sinne eine neue hiſtoriſche Komödie ſchuf.

Hamburg und Wien gingen mit der Aufführung voran. Berlin folgte, und wie dort, ſo war auch hier der Erfolg ein glänzender, faſt unerhörter. Das deutſche Drama hielt mit ihm ſeinen ſiegreichen Einzug in die preußiſche Hauptſtadt und damit in ganz Deutſchland. Nach dem Abgang der ſchwarzgekleideten Witwe, des lebendigen Wahrzeichens der Schreckniſſe des Krieges, entlud ſich der bis dahin zurückgehaltene Beifall des Publikums in lautem Jubel und ſtillen Tränen. Neunzehnmal in ſechs Wochen konnte man das neue „Zugſtück“ geben. Neunzehnmal in ſechs Wochen! Man erwäge, was das in jener Zeit bedeuten will. Mit ſtolzer Genugtuung, wie ſie das Schickſal nicht oft gewährt, konnte die Muſe auf dieſen ſeltenen Triumph blicken. Ein gutes Werk fand allgemeine Gunſt, das neidiſche Glück lohnte einmal dem Verdienten, dem Würdigen. Wohl ſchreibt Brachvogel in ſeiner Geſchichte des Berliner Theaters mit Recht einen Teil der erſten Wirkung dem patriotiſchen Gefühl zu. „Wie viele ſolcher Damen in Trauer gab es damals nicht in Berlin! Wie viele ſolcher wackerer Tellheims zählte nicht die Garniſon der Reſidenz, die in dieſer Figur Leſſings das Vorbild preußiſcher Offiziersehre und ſoldatiſch ritterlicher Tugend erblickten.“ Der Grund aber, daß das Stück auch jetzt noch eben ſo ſtark wirkt, liegt doch einzig

darin, daß das Politische und Patriotische nie mit wohlfeilen Phrasen in den Vordergrund gerückt und zur Hauptsache gemacht wird, daß es immer nur der Hintergrund bleibt, auf welchem die Handlung sich abspielt und die Personen sich bewegen.

Es charakterisiert den Unterschied in der Art zu empfinden in unserem Jahrhundert und dem vorigen, daß selbst bei dem männlichen, ehernen Lessing alle seine Menschen das Gefühl, die Rührung, die Tränen so offen, so unverhohlen zur Schau tragen. Nicht nur die Witwe, nein, auch die Männer, Soldaten, und gerade sie, sind bei aller Straffheit und Kernigkeit doch auch von einer Weichmütigkeit des Empfindens, die heutzutage kaum mehr als gesund, nicht einmal als anständig gelten dürfte. Es steckt darin weit mehr als der sentimentale Zug des vorigen Säkulums; es sind Zeugnisse jener echt menschlichen Ehrlichkeit, die auf die Indianertugenden in der äußerlichen Besiegung aller Anfechtungen der Seele und des Leibes keinen Wert legt, sondern die sich zeigt, wie sie ist, offen, ungeschminkt. Wer möchte auch darauf verfallen, den streitbaren, scharfen, spottliebenden, oft grausam-ironischen Lessing sentimental oder weichlich zu schelten? Niemand. Und niemand, der offene Augen hat, wird in den Augenblicken der Rührung, die die Männer in der „Minna“ überkommt, etwas anderes als ein starkes und gesundes Gefühl erblicken. Tellheim erwidert der Rittmeisterin, die ihn mit ihrem Unglück bekannt macht: „Hören Sie auf, Madame, weinen wollte ich mit Ihnen gern, aber ich habe heute keine Tränen.“ Just kehrt mit verweinten Augen aus der Küche zurück, und selbst der gute Paul Werner muß sich, nachdem der Major sich ihn versöhnt, allein mit der Franziska die Augen wischen.

Beachtet man aber diesen weichmütigen Zug, bemerkt man, mit wie feiner Schonung Tellheim die Rittmeisterin behandelt, und wie sympathisch diese Schonung anmutet, dann stellt sich

die Vergällung dieſer edlen und im ſchönſten Sinne mannhaften Natur nur als ein vorübergehendes ſeeliſches Leiden dar, das den Kern ſeines Weſens nicht ergriffen hat, und das, wenn es ſoeben noch beängſtigend hervorgebrochen, im nächſten Augenblick ſchon vergeſſen iſt und einer hellen Fröhlichkeit weichen kann. Im vierten Akt erſchreckt er ſeine Verlobte durch das verzweifelte „Lachen des Menſchenhaſſes“; ſobald ihm aber das Märchen von Flucht und Enterbung aufgebunden wird, bekommt ſeine „ganze Seele neue Triebfedern,“ er wird frei und heiter. Auf die bloße Nachricht, „das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen Juſt bei dem Wirte verſetzt, zu ſich genommen,“ bricht er los und gebärdet ſich wie ein fertiger Miſanthrop, aber ſchon bei der Ankunft des Grafen (der ſich in ſeiner vornehmen Ruhe von der ganzen aufgeregten Geſellſchaft ſo prächtig abhebt), iſt er verwandelt, um bei der Einſicht in ſein Unrecht alsbald wieder leicht und überglücklich zu werden. Es iſt eine weſentliche Eigenſchaft ſeines Charakters, in ſeinen Stimmungen raſch zu wechſeln und jäh vom Glück zur Verzweiflung zu ſpringen. Er nennt ſich einen Bettler, einen Krüppel, nur weil er einen Ring verſetzen muß und den Arm in der Binde trägt. Eine „militäriſche“ Natur iſt er im Grunde trotz ſeiner Mannhaftigkeit nicht. Er hat wohl die knappen und exakten Formen ſeines Standes, aber der Soldat ſchaut bei ihm nicht überall hervor, geſchweige denn beherrſcht er ihn. Rauh und hart iſt er nur gegen ſolche, die eine beſſere Behandlung nicht verdienen, gegen den Wirt beſonders, dem Juſt bekanntlich noch etwas anderes als nur harte Worte wünſcht.

An die Seite dieſes trefflichen Mannes tritt nun die liebenswürdige Geſtalt der Minna, die faſt in allem ſein Gegenteil und die wohltuendſte Ergänzung ſeines Weſens iſt. Nimmt er die Dinge ſchwer und ernſt, ſo ſieht ſie alles im roſigſtem Lichte. Er iſt ein wenig pedantiſch, ſie fröhlich und ausgelaſſen. Wenn ihn die Ehre ungalant und treubrüchig macht, ſo treibt ſie die

Liebe über alle gewöhnlichen Grenzen der Sitte hinaus; ſie macht ſich nichts daraus, im ſicheren Gefühl ihrer Reinheit, die Werbende zu ſein und ſich dem geliebten Mann einfach an den Kopf zu werfen. Ihre Liebe zu Tellheim iſt ihr Stolz, ihr Glück, um das ſie kein Zufall, kein Ehrbegriff bringen ſoll. Und ſcheint es wirklich, als ſollte ſie ſeiner verluſtig gehen, da hilft ihr feiner Geiſt und ſchafft Rat; in einem allerdings bis hart an die Grenze des Zuläſſigen gehenden kecken Spiele, für das die Strafe nicht ausbleibt (Franziska findet das mit ihrem: „Nun mag ſie es haben“ ganz in der Ordnung), entlockt ſie dem Tellheim das kräftigſte, wärmſte Geſtändnis ſeiner Liebe in Wort und Tat und erreicht endlich, was nicht nur ſie, was ja auch Tellheim, was das Schickſal will. Denn dieſe beiden edlen Menſchen ſind wirklich für einander beſtimmt. Wenn je die gegenſeitige Ergänzung der Eigenſchaften des Herzens und des Kopfes eine glückliche Ehe verbürgt, ſo iſt es gewiß hier der Fall.

Wie freundlich wirkt es nun, daß auch bei dem Paare, das dem Helden und der Heldin am nächſten ſteht, ein ähnliches Verhältnis ſtattfindet, bei Franziska und Werner. Franziska hat einen hellen Verſtand und einen praktiſchen Sinn. Sie bleibt Herrin in jeder Lage, einerlei ob ſie mitzuſpielen oder nur zu beobachten hat. Sie durchſchaut Menſchen und Dinge ſchnell und richtig und führt, was ſie will, kurz und entſchloſſen aus. Dabei iſt ſie wortgewandt und witzig, oft vorlaut, einmal ſo ſehr, daß ihre Herrin und Geſpielin ſie ſehr ungütig in ihre Schranken weiſen muß („Ohne dich in unſer Spiel zu mengen, Franziska, wenn ich bitten darf“), bisweilen auch ein wenig obenhin. Sie hat ihre Freude am äußerlich Imponierenden und Gewandten, ſie ſetzt die Ehrlichkeit zu tief herab und findet — einen Mann, der die Ehrlichkeit ſelbſt iſt, der mit der einzigen Lüge, die er dem Major aufzuſchwatzen verſucht, ein rührendes Fiasko macht. Ihr gutes Herz im Bunde mit der Sicher-

heit ihres Urteils macht sie zur verläßlichen Ratgeberin ihres Fräuleins. Sie ist es, die sofort ausrechnet, daß Tellheim sich in einer üblen Lage befinden muß, den Riccaut hat sie alsbald weg, und als Minna einsieht, mit dem Ringspiel zu weit gegangen zu sein, gesteht diese der Franziska offen: „Ich hätte dir folgen sollen.“ Paul Werner hat von dieser überlegenen Klugheit kein Tröpfchen. Irgend jemand hat ihm vom Prinzen Heraklius vorgefabelt, gleich ist er auch mit vollen Segeln dabei und plant einen Feldzug nach Persien. Er hat sogar einen kleinen Anflug vom miles gloriosus. Franziska ist zuverlässig eine gute Wirtschafterin. Das Geldgeschenk, das ihr Minna in der Freude des Herzens aufzwingt, will sie bescheiden zurückweisen, und über den Beutezug des Riccaut ist sie so außer sich, daß sie ihm sogar das Geld wieder abnehmen will. Eine solche Frau tut dem Herrn Wachtmeister not, der auf den Fall des Prinzen Heraklius hin sein schönes Schulzengericht zum Verdruß des Majors und zu Justs großer Verwunderung zu Gelde gemacht hat. So ergänzt sich auch hier alles. Und damit die Parallele in der Hauptsache nicht fehle, ist auch bei diesen beiden die Frau diejenige, die wirbt: „Herr Wachtmeister, braucht Er keine Frau Wachtmeisterin?“ Es ist eine Gruppierung, wie sie dem größten Maler nicht glücklicher hätte gelingen können.

22.

Der Turnvater Jahn.

Heinrich von Treitschke.*

Zu allen Zeiten hat die Jugend radikaler gedacht als der Alter, weil sie mehr in der Zukunft als in der Gegenwart lebt, und die Mächte des Beharrens in der historischen Welt noch wenig zu würdigen weiß. Es bleibt aber immer ein Zeichen

* Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig, 1893. Bd. 2. S. 383.

krankhafter Zustände, wenn die Kluft zwischen den Gedanken der Alten und der Jungen sich allzusehr erweitert und die schwärmende Begeisterung der Jünglinge mit der nüchternen Tätigkeit der Männer gar nichts mehr gemein hat. Ein solcher innerer Zwiespalt begann sich nach dem Frieden in Norddeutschland zu zeigen. Die jungen Männer, die im Waffenschmucke den Anbruch ihres eigenen bewußten Lebens und den Anbruch ihres Vaterlandes zugleich genossen oder auf der Schulbank klopfenden Herzens die Kunde von den Wundern des heiligen Krieges vernommen hatten, waren noch trunken von den Erinnerungen jener einzigen Tage; sie führten den Kampf gegen das Welschtum und die Zwingherrschaft im Geiste weiter und fühlten sich wie verraten und verkauft, da nun die Prosa der stillen Friedensarbeit von neuem begann. Wie sollten sie verstehen, welche quälenden wirtschaftlichen Sorgen den Älteren die Seele belasteten? In alten Zeiten — so etwa lautete die summarische Geschichtsphilosophie des jungen Volks — in den Tagen der Völkerwanderungen und des Kaisertums war Deutschland das Herrenland der Erde gewesen; dann waren die langen Jahrhunderte der Ohnmacht und der Knechtschaft, der Verbildung und Verwelschung hereingebrochen, bis endlich Lützows wilde verwegene Jagd durch die germanischen Wälder brauste und die heiligen Scharen der streitbaren Jugend das deutsche Volk sich selber zurückgaben. Und was war der Dank? Statt der Einheit des Vaterlandes entstand „das deutsche Bunt," wie Vater Jahn zu sagen pflegte; die Alten aber, denen der Heldenmut der Jungen das fremde Joch vom Nacken genommen, versanken wieder in das Philistertum, saßen am Schreibtisch und in der Werkstatt, als sei nichts geschehen.

Hatte Fichte nicht recht gesehen, als er einst weissagte, dies in Selbstsucht verkommene alte Geschlecht müsse erst verschwinden bis auf den letzten Mann, ehe die Zeit der Freiheit und der Klarheit den Deutschen tagen könne? Und war es nicht an der

Jugend, den erschlafften Alten ein Vorbild wahrer Deutschheit und damit aller echten menschlichen Tugend zu geben? Sie allein besaß ja schon „das durchaus neue Selbst," das der Philosoph seinem Volke erwecken wollte, und verstand den Sinn seines stolzen Ausspruchs: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend." Nicht umsonst hatte der Redner an die deutsche Nation gelehrt: „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein." Stolz wie er selber, mit erhobenem Nacken und trotzig gekräuselten Lippen schritt dies kriegerische junge Geschlecht einher, durchglüht von dem Bewußtsein einer großen Bestimmung, gleich dem Meister entschlossen, nicht sich der Welt anzupassen, sondern die anderen für sich zurechtzulegen. Seine Sehnsucht war die Tat, die aus freier Selbstbestimmung entsprießende Tat, wie sie Fichte gepriesen, und jeder Blick der strafenden Augen schien zu sagen: „Was kommen soll, muß von uns kommen!" Niemals vielleicht ist ein so warmes religiöses Gefühl, so viel sittlicher Ernst und vaterländische Begeisterung in der deutschen Jugend lebendig gewesen; aber mit diesem lauteren Idealismus verband sich von Haus aus eine grenzenlose Überhebung, ein unjugendlicher altkluger Tugendstolz, der alle Stille, alle Schönheit und Anmut aus dem deutschen Leben zu verdrängen drohte. Die rauhen Sitten des jungen Geschlechts erinnerten nur zu lebhaft an den Ausspruch des Meisters: „Eine Liebenswürdigkeitslehre ist vom Teufel." Wenn diese Spartaner auf Abwege gerieten, dann konnten die Verirrungen des überspannten sittlichen Selbstgefühls leicht verderblicher wirken als die holde Torheit des gedankenlosen jugendlichen Leichtsinns.

Wer darf sagen, ob Fichte bei längerem Leben versucht haben würde, diese tatendurstige Jugend in den Schranken der Bescheidenheit zu halten oder ob die Enttäuschungen der Friedenszeit den radikalen Idealisten selber verbittert hätten. Er starb schon im Januar 1814, vom Lazarettfieber dahingerafft, ein

Opfer des Krieges, dessen Sinn und Ziele er so groß und rein verstanden hatte; und nun geriet die Jugend, die immer nach einer Führung verlangt, unter den Einfluß anderer Lehrer, von denen keiner hoch genug stand, um den Übermut des jungen Geschlechts zu mäßigen. Unter den Lützow'schen Jägern hatte der Turnvater Jahn wenig gegolten, der unbändige Polterer paßte nicht in die strenge Ordnung des militärischen Dienstes. Erst während der Friedensverhandlungen machte er wieder von sich reden, als er zum Entzücken der Gassenbuben in den Straßen von Paris umherzog, den Knotenstock in der Hand, beständig scheltend und wetternd gegen die geilen Welschen. Das lange Haar, das dem treuen Mann einst nach der Jenaer Schlacht in einem Tage ergraut war, hing ungekämmt auf die Schultern hernieder; der Hals war entblößt, denn das knechtische Halstuch ziemte dem freien Deutschen so wenig wie die weichliche Weste; ein breiter Hemdkragen überdeckte den niederen Stehkragen des schmutzigen Rocks. Und diesen fragwürdigen Anzug pries er wohlgefällig als die wahre altdeutsche Tracht. Welch ein Fest, als die Österreicher eines Tages die ehernen Rosse des Lysippos von dem Triumphbogen des Carrouselplatzes herabnahmen, um sie nach Venedig zurückzuführen; mit einem Male stand der riesige Recke neben dem Erzbilde der Viktoria droben auf dem Bogen, hielt den deutschen Soldaten eine donnernde Rede und schlug der Siegesgöttin mit wuchtigen Fäusten auf ihren verlogenen Mund und ihre prahlerische Trompete. Seitdem kannte ihn die ganze Stadt; das Herz lachte ihm im Leibe, so oft ihn die Pariser mit feindseligen Blicken maßen und einander zuflüsterten: "Le voilà! Celui-ci!"

Nach der Heimkehr eröffnete er wieder seine Turnschule; „Frisch, frei, fröhlich, fromm ist der Turngemein Willkomm!" In hellen Haufen eilte die Berliner Jugend auf den Turnplatz. Von den Studenten kam freilich nur ein Teil, den meisten ging es wider die Ehre, daß unter den Turnern vollkom-

mene Gleichheit herrschen und man sich mit den Knoten duzen sollte; auch bei den niederen Klassen fand die neue Kunst zunächst wenig Anklang, denn wer beständig mit dem Körper arbeitet, glaubt der Schulung des Leibes nicht erst zu bedürfen. Um so eifriger beteiligte sich das kleine Volk aus den Gymnasien und den anderen Schulen der höheren Stände. Diese jungen Teutonen hatten dem heiligen Kriege fern bleiben müssen und brannte vor Begier, jetzt das Versäumte nachzuholen, durch trotzigen Mut und rüstige Fäuste ihre Deutschheit zu erweisen; ihre Augen leuchteten, wenn ihnen Jahn in seinen wunderlichen Stabreimen das Bild des echten Turners schilderte: „Tugendsam und tüchtig, keusch und kühn, rein und ringfertig, wehrhaft und wahrhaft!" Und wie lebte und webte es auf dem Turnplatze, wenn die Jungen, allesamt in grauen Jacken von ungebleichter Leinwand, mit nacktem Halse und langem Haar gleich dem Meister, ihre unerhörten Künste übten. Entzückt rühmte das Turnlied:

Als der Turnermeister, der alte Jahn,
Für des Volks urheilige Rechte
Vortrat zu der Freiheit Rennlaufbahn,
Da folgt' ihm ein wehrlich Geschlechte.
Hei, wie schwungen sich die Jungen
Frisch, froh, fromm, frei!
Hei, wie sungen da die Jungen: Juchhei!

Wenn die Ferienzeit nahte, dann nahm Jahn gern seine Axt auf die Schulter und brach mit einer kleinen Schar von Getreuen zu einer weiten Turnfahrt auf; über Stock und Stein ging es dann vorwärts bei Wind und Wetter in gewaltigen Märschen bis nach Rügen oder ins schlesische Gebirge. Nachts lagerten sich die Graujacken gern beim Wachtfeuer unter freiem Himmel, alles zur Mehrung der frommen Deutschheit, und stolz erklang das Turnwanderlied:

Stubenwacht, Ofenpacht
Hat die Herzen weich gemacht.

Wanderfahrt, Turnerart
Macht sie frank und hart.

Zur Nahrung diente oft nur trockenes Brot, und selten ward anderes als Milch oder Wasser getrunken; denn auch die Mäßigkeit rechnete der Turnvater zu den eigentümlichen Tugenden der Deutschen, was vor ihm noch nie ein Sterblicher behauptet hatte. Langsame Köpfe durften nicht murren, wenn ihnen der jähzornige Meister durch Verabreichung einer „Dachtel" die Gedankenarbeit beschleunigte; das war keine gemeine Ohrfeige, sondern hing nach Jahns Etymologie mit „Denken" zusammen. Verging sich aber einer gar zu gröblich gegen die Grundsätze des Deutschtums oder begegnete der weiblichen Schar sonst etwas Anstößiges, etwa eine französische Inschrift oder ein geputzter Modegeck, dann kauerten sich die jungen Unholde im Kreise um den Gegenstand des Entsetzens, reckten die Zeigefinger vor und brüllten: „Äh, äh!"

In tapferen Völkern müssen alle schulmäßigen Leibesübungen kriegerischen Zwecken dienen, wenn sie nicht zu läppischer Spielerei ausarten sollen. Eingefügt in den regelmäßigen Schulunterricht konnte das Turnen der überfeinerten Bildung der Zeit ein heilsames Gegengewicht bieten und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht erleichtern. In diesem Sinne hatte Gneisenau schon vor Jahren die kriegerische Ausbildung der gesamten Jugend empfohlen. Jener wunderliche Heilige aber, der sich schon bei Lebzeiten durch seine Eulenspiegeleien zu einer sagenhaften Person erhoben sah, konnte auch das Vernünftige nur auf närrische Weise betreiben. Die Turnplätze wurden die fruchtbaren Heimatstätten jener Parteilegenden, welche dem Volke die Geschichte seines Befreiungskriegs verfälschten. Nicht die Künste der Männer des Korporalstocks, sondern die Begeisterung der Landwehr, des Landsturmes und vornehmlich der Freischaren hatte den Sieg errungen. Alle die Großtaten, welche Jahn mit seinen Lützowern vorgehabt aber

leider nicht zu stande gebracht hatte, vollendeten sich jetzt nachträglich in den prahlerischen Gesprächen seiner Turngenossen. Wer diesen Kraftmenschen glaubte, mußte die Überzeugung gewinnen, daß beim nächsten Einfall der Franzosen die deutsche Turnerschaft nur eine einzige ungeheure Bauchwelle zu schlagen brauchte, um den Feind zu zermalmen. „Wir Sturmerprobten," versicherte das Turnlied, „wir zittern vor Söldnerschlachten nicht," und wieder:

Sold mag hinaus senden zum Strauß
Buntes Gewürme; Türme und Stürme
Sind wir, die Zügel und Flügel im Strauß!

23.

Die dramatische Charakterbildung bei den Romanen und bei den Germanen.

Gustav Freytag.*

Die Art und Weise der dramatischen Charakterbildung durch die Dichter zeigt die größte Mannigfaltigkeit. Sie ist zunächst nach Zeiten und Völkern verschieden. Sehr verschieden bei Romanen und Germanen. Das Behagen an charakterisierenden Einzelheiten ist von je bei den Germanen größer gewesen, bei den Romanen größer die Freude an der zweckvollen Gebundenheit der dargestellten Menschen durch eine kunstvoll verschlungene Handlung. Tiefer faßt der Deutsche seine Kunstgebilde, ein reicheres inneres Leben sucht er an ihnen zur Darstellung zu bringen, das Eigentümliche, ja Absonderliche hat für ihn großen Reiz. Der Romane aber empfindet das Beschränkte des Einzelnen vorzugsweise vom Standtpunkt der Konvenienz und Zweckmäßigkeit; er macht die Gesellschaft, nicht wie der Deutsche das innere Leben des Helden, zum Mittelpunkt; ihn freut es,

* Technik des Dramas. Leipzig, 1894. S. 218.

fertige Personen, oft nur mit flüchtigem Umriß der Charaktere, einander gegenüber zu stellen. Auch da, wo genaue Darstellung eines Charakters, wie bei Molière, die besondere Aufgabe ist, und wo die Einzelheiten der Charakteristik hohe Bewunderung abnötigen, sind diese Charaktere — der Geizige, der Heuchler — meist innerlich fertig; sie stellen sich mit einer zuletzt ermüdenden Eintönigkeit in verschiedenen gesellschaftlichen Beziehungen vor; sie werden trotz der Vortrefflichkeit der Zeichnung unserer Bühne immer fremder werden, weil ihnen das höchste dramatische Leben fehlt, das Werden des Charakters. Wir wollen auf der Bühne lieber erkennen, wie einer geizig wird, als wie er es ist.

Was also dem Germanen die Seele füllt, einen Stoff wert macht und zu schöpferischer Tätigkeit reizt, ist vorzugsweise die eigenartige Charakterbewegung der Hauptfiguren; ihm gehen in schaffender Seele leicht zuerst die Charaktere auf, zu diesen erfindet er die Handlung, aus ihnen strahlt Farbe, Licht und Wärme auf die Nebenfiguren; den Romanen lockt stärker die fesselnde Verbindung der Handlung, die Unterordnung des Einzelwesens unter den Zwang des Ganzen, die Spannung, die Intrigue. Dieser Gegensatz ist alt, er dauert noch in der Gegenwart. Dem Deutschen wird es schwerer, zu den tief empfundenen Charakteren die Handlung aufzubauen, dem Romanen verschlingen sich leicht und anmutig die Fäden derselben zu einem kunstvollen Gewebe. Diese Eigentümlichkeit bedingt auch einen Unterschied in der Fruchtbarkeit und in dem Werte der Dramen. Die Litteratur der Romanen hat wenig, was sie den höchsten Leistungen des germanischen Geistes an die Seite setzen kann; aber den schwächeren Talenten unseres Volkes gedeiht bei ihrer Anlage häufig kein brauchbares Theaterstück. Einzelne Szenen, einzelne Personen erwärmen und fesseln, dem Ganzen fehlt die saubere, spannende Ausführung. Den Fremden gelingt das Mittelgut besser; auch da, wo weder die dichterische Idee noch die Charaktere Anspruch auf dichterischen Wert haben, unterhält

noch die kluge Erfindung der Intrigue, die kunſtvolle Verbindung der Perſonen zu bewegtem Leben.

Ferner aber iſt bei jedem einzelnen Dichter die Art des Charakteriſierens eine verſchiedene, ſehr verſchieden der Reichtum an Geſtalten, ebenſo die Sorgfalt und Deutlichkeit, womit ihr Weſen dem Zuhörer dargelegt wird. Auch hier iſt Shakeſpeare der reichſte und tiefſte der Schaffenden, nicht ohne eine Eigentümlichkeit, welche uns zuweilen in Verwunderung ſetzt. Wir ſind geneigt anzunehmen und wiſſen aus vielen Nachrichten, daß ſein Publikum nicht vorzugsweiſe aus dem Scharfſinnigen und Gebildeten Altenglands beſtand; wir ſind alſo berechtigt vorauszuſetzen, daß er ſeinen Charakteren ein einfaches Gewebe geben und ihre Stellung zu der Idee des Dramas nach allen Seiten hin genau darlegen werde. Das geſchieht nicht immer. Zwar bleibt der Hörer bei den Haupthelden Shakeſpeares nie über wichtige Motive ihres Handelns in Ungewißheit, ja die volle Kraft ſeiner Dichtergröße kommt gerade dadurch zur Erſcheinung, daß er in den Hauptcharakteren die Vorgänge der Seele von der erſten aufſteigenden Empfindung bis zum Höhepunkte der Leidenſchaft mit gewaltig packender Kraft und Wahrheit auszudrükken weiß, wie kein anderer. Und wohl darf man ſagen, daß die Charaktere Shakeſpeares, deren Leidenſchaft doch die höchſten Wellen ſchlägt, zugleich mehr als das Gebilde irgend eines anderen Dichters geſtatten, tief hinab in ihr Inneres zu blicken. Aber dieſe Tiefe iſt für die Augen des darſtellenden Künſtlers wie für die Hörer zuweilen unergründlich, und ſeine Charaktere ſind in ihrem letzten Grunde durchaus nicht immer ſo durchſichtig und einfach, wie ſie flüchtigen Augen erſcheinen, ja mehrere von ihnen haben etwas beſonders Rätſelhaftes und ſchwer Verſtändliches, welches ewig zur Deutung lockt und doch niemals ganz erfaßt werden kann.

Denn Shakeſpeares Art der Charakterbildung ſtellt in ungewöhnlicher Größe und Vollkommenheit dar, was dem Schaffen

der Germanen überhaupt eigen ist gegenüber der alten Welt und gegenüber den Kulturvölkern, welche nicht mit deutschem Leben durchsetzt sind. Dies Germanische aber ist die Fülle und liebevolle Wärme, welche jede einzelne Gestalt zwar genau nach den Bedürfnissen des einzelnen Kunstwerks formt, aber auch das ganze außerhalb des Stückes liegende Leben derselben überdenkt und in seiner Besonderheit zu erfassen sucht. Während der Deutsche behaglich die Bilder der Wirklichkeit mit den bunten Fäden der spinnenden Phantasie überzieht, empfindet er die wirklichen Grundlagen seiner Charaktere, das tatsächliche Gegenbild mit menschenfreundlicher Achtung und mit dem möglichst genauen Verständnis seines gesamten Inhalts. Dieser Tiefsinn, die liebevolle Hingabe an das Individuelle und wieder die hohe Freiheit, welche mit dem Bilde wie mit einem werten Freunde zweckvoll verkehrt, haben seit alter Zeit den gelungenen Gestalten der deutschen Kunst einen besonders reichen Inhalt gegeben; darum ist in ihnen ein Reichtum von Einzelzügen, ein gemütlicher Reiz und eine Vielseitigkeit, durch welche die Geschlossenheit, wie sie dramatischen Charakteren notwendig ist, nicht aufgehoben, sondern in ihren Wirkungen höchlich gesteigert wird.

Bei Schiller ist die Art und Weise der Charakterschilderung in der Jugend sehr anders, als in den Jahren seiner Reife. Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hat Pracht und Adel seiner Charaktere die deutsche Bühne beherrscht, und lange haben die schwachen Nachahmer seines Stils nicht verstanden, daß die Fülle seiner Diktion nur deshalb so große Wirkungen hervorbrachte, weil unter ihr ein Reichtum von dramatischen Leben wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt. Dies kräftige Leben der Personen ist bereits in seinen ersten Stücken sehr auffallend, ja es hat in „Kabale und Liebe“ so bedeutenden Ausdruck gewonnen, daß nach dieser Richtung in den späteren Werken nicht immer ein Fortschritt sichtbar wird. Dem Verse und höheren Stil hat er wenigstens die markige Kürze, den bühnengemäßen Ausdruck der

Leidenschaft, manche Rücksicht auf die Darsteller nachgesetzt. Immer voller und beredter wurde ihm der Ausdruck der Empfindungen durch die Sprache.

Auch seine Charaktere — am meisten die reichlich ausgeführten — haben jene besondere Eigenschaft seiner Zeit, ihr Denken und Empfinden dem Hörer in vielen Momenten der Handlung eindringlich zu berichten. Und sie tun es in der Weise hochgebildeter und beschaulicher Menschen, denn an die leidenschaftliche Empfindung hängt sich ihnen sofort ein schönes, oft ausgeführtes Bild, und der Stimmung, welche so aus ihrem Innern heraustönt, folgt eine Betrachtung — wie wir alle wissen, oft von hoher Schönheit — durch welche die sittlichen Grundlagen des aufgeregten Gefühls klar gemacht werden, und die Befangenheit der Situation durch eine Erhebung auf höheren Standpunkt wenigstens für Augenblicke aufgehoben erscheint. Es ist offenbar, daß solche Methode des dramatischen Schaffens der Darstellung starker Leidenschaften im allgemeinen nicht günstig ist, und sie wird sicher in irgend einer Zukunft unseren Nachkommen seltsam erscheinen; aber ebenso sicher ist, daß sie die Art zu empfinden, welche den gebildeten Deutschen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eigentümlich war, so vollständig wiedergibt, wie keine andere Dichtweise, und daß gerade darauf ein Teil der großen Wirkung beruht, welche Schillers Dramen noch jetzt auf das Volk ausüben. Allerdings nur ein Teil, denn die Größe des Dichters liegt gerade darin, daß er, welcher seinen Charakteren auch in bewegten Momenten so viele Ruhepunkte zumutet, dieselben doch in höchster Spannung zu erhalten weiß; fast alle haben ein starkes, begeistertes inneres Leben, einen Inhalt, mit welchem sie der Außenwelt sicher gegenüber stehen. Deshalb ist die leidenschaftliche Bewegung der Hauptcharaktere Schillers nicht immer dramatisch, aber diese Unvollkommenheit wird oft verdeckt durch das reiche Detail und die schöne Charakteristik, mit welcher gerade er die helfenden Nebenfiguren ausstattet. End-

lich ist der größte Fortschritt, welchen die deutsche Kunst durch ihn gemacht, daß er in gewaltigen tragischen Stoffen seine Personen zu Teilnehmern einer Handlung macht, welche nicht mehr die Beziehungen des Privatlebens, sondern die höchsten Interessen der Menschen, Staat, Glauben, zum Hintergrunde hat. Für junge Dichter und Darsteller freilich wird seine Schönheit und Kraft immer gefährlich sein, weil das innere Leben seiner Charaktere überreichlich in der Rede ausströmt; er tut darin so viel, daß dem Schauspieler manchmal wenig zu schaffen übrig bleibt, seine Dramen bedürfen weniger der Bühne als die eines anderen Dichters.

24.

Die Idee der Rettung in Goethes „Faust."

Kuno Fischer.*

Mit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts kam, wohl vorbereitet, nach einer Entwickelung, die von den dürftigsten Anfängen mühsam aufwärts gestiegen, durch Klopstock geflügelt, durch Lessing geführt und zu dem Gefühle ihrer Eigenmacht erstarkt war, in die deutsche Empfindungs- und Gedankenwelt jene gewaltige Gährung, woraus die Epoche unserer genialen Dichtung hervorging, die größte der vaterländischen Litteratur seit Luther. Aus dem Sturm und Drange jener Jahre stammen die Anfänge des Goethe'schen „Faust." Mancherlei Größen rühmt der Tag, die flüchtig sind, wie die Geschlechter und Interessen des Tages. Was sich im Laufe der Jahrhunderte erhält, fortlebend und fortwirkend in den Gemütern, erhebt sich auf die Höhe der Zeit und wächst mit den Zeiten. Solche Größen sind in der Landschaft unserer geistigen Welt wie die Gebirge, zu deren ragenden Gipfeln wir emporschauen. Einer dieser Gipfel ist das Gedicht, von dem wir reden; es ist der

* Goethes Faust. Stuttgart, 1887. S. 1, 358.

höchste und gehaltvollste Ausdruck eines Menschenlebens, eines der lichtvollsten und reichsten, welche die Welt sah, eines Volkes, eines Zeitalters. In dem Umfange unserer gesamten Litteratur wird kein zweites Gedicht zu nennen sein, von dem man wie von diesem sagen kann, daß sein Name und Ruhm so weit reicht als die äußersten Grenzen der Kunde deutscher Dichtung; kein zweites, in welchem der Genius unseres Volkes so sehr eine Urkunde seiner innersten Eigentümlichkeit erkennt, das er wie das Buch seines Geheimnisses betrachtet und darum mit einer Liebe ergriffen hat, die keine Kritik je wegzureden oder zu erschüttern vermag. Wird doch jeder Deutsche, der einmal die Zauber dieses Gedichtes empfunden hat, davon gefesselt und immer von neuem gelockt, sich in den Genuß und die Betrachtung desselben zu vertiefen, als ob nach neuen, reiferen Lebenserfahrungen nun erst der Zeitpunkt gekommen sei, es wirklich zu verstehen und zu ergründen.

In der gesamten europäischen Litteratur gibt es wohl nur ein poetisches Werk, das in der Wirkung auf Volk und Welt sich mit Goethes „Faust" vergleichen ließe: Dantes Gedicht von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradiese. Aus dem Genius des italienischen Volkes geboren, ist dieses Gedicht weit hinaus über die nationalen Grenzen eine Offenbarung für die Menschheit geworden; in ihm erkennen wir die Weltanschauung, die noch von den Ideen des Mittelalters erfüllt und schon von dem Zuge zur Wiederbelebung des Altertums ergriffen ist. Wie sich die göttliche Komödie zu dem Geiste des italienischen Volkes und zu dem Anfange der Renaissance verhält, ähnlich verhält sich Goethes „Faust" zu dem Geiste des deutschen Volkes und der neuen Zeit. Beide Werke haben ein Thema von ewigem Inhalt: das vom Fall und der Läuterung des Menschen. Darum nenne ich das Goethe'sche Gedicht unsere divina commedia; es ist nicht als solche entstanden, aber dazu geworden, und es mußte sich zu diesem grandiosen Charakter entwickeln, denn der Keim dazu lag in seiner Herkunft.

Schon in dem Magus unserer Volkssage war ein erhabener Zug sichtbar, den das älteste Faustbuch, Marlowes Tragödie und das deutsche Volksschauspiel hervorgehoben hatten: der Drang nach höchster Erkenntnis, das Trachten nach Zauberkräften aus unbefriedigtem Wissensdurst. „Er nahm Adlerflügel an sich und wollte alle Gründe im Himmel und auf Erden erforschen." Je heller die Zeiten werden, um so mehr erleuchtet sich in dem Sagengebilde des Faust dieser Zug, diese angeborene Höhenrichtung seines Geistes, sie erscheint als das eigentlich Faustische. Wissensdurst ist auch Weltdurst. Eine solche Natur muß die Welt erleben und geht den Weg der Leidenschaften, der, mit Dante zu reden, durch den Wald der Verirrungen führt; sie wird von den Versuchungen der Welt erfaßt und tief in Schuld verstrickt werden, sie kann fallen, aber vermöge ihrer Höhenrichtung nicht sinken, sondern muß mitten in den Verdunkelungen des Lebens dem Licht und der Läuterung zustreben. Eine aufwärts gerichtete und emporstrebende Menschennatur ist gut.

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Das Prometheische ist nicht diabolisch, sondern göttlich; das Faustische ist unzerstörbar, unverderblich. Wenn jener Kompaß, den die Natur zu seiner Mitgift gemacht hat, die ursprüngliche Richtung verliert, wenn das hohe Streben vernichtet und das Heer der niederen Begierden in ihm zur Herrschaft gebracht werden kann, dann ist Faust verloren und das Böse hat gesiegt.

Daß es nicht siegt und Faust die Rettung erringt, deren Bürgschaft er in sich trägt, will nun Goethes Dichtung zeigen, sie muß daher ihrem Faust mit dem Versucher verkehren und eine Art Pakt schließen lassen; in diesem Punkte macht die neue Fabel noch gemeinsame Sache mit der alten. Nur kann der Vertrag beider nicht mehr auf eine bestimmte Frist lauten, nach deren Ablauf Faust rettungslos dem Teufel gehört und der

Hölle verfällt; in diesem Punkte verläßt die neue Dichtung ganz den Weg und die Richtung der Sage. Faust ist nur in einem Falle verloren: wenn er sich selbst verliert, wenn er aufhört, zu ringen und zu streben, wenn seine Kraft im Genusse der Welt verschüttet, begraben, erstickt wird, wenn er im Genusse (jeder ist beschränkt) beharrt und sich der Lust (jede ist momentan) verknechtet, wenn mit einem Wort an die Stelle des Strebens das Behagen an sich und die Selbstzufriedenheit tritt. Das aber läßt sich nicht ausmachen durch einen Pakt, sondern nur durch eine Probe, durch eine solche, die das ganze Leben umfaßt: die Lebensprobe. Es kommt darauf an, ob er diese Probe besteht; darum allein handelt es sich in dem Verträge zwischen ihm und dem Satan. Die Entscheidung liegt in keinem Termin, sondern in einer zunächst ungewissen Zukunft; daher ist die Form des Vertrages die Wette:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan;
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehen, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei.

Der Termin ist das Lebensziel, bedingt nicht durch eine Frist, sondern durch den Verlust der Wette. So erscheint Fausts Schicksal zunächst ungewiß und problematisch, keineswegs ausgemacht wie in der Volkssage. Diese ist völlig verlassen.

Man wolle mir nicht entgegnen, daß ja auch bei Goethe auf die Wette ein schriftlicher, mit Blut unterzeichneter Pakt folgt. Weit entfernt, die Volkssage in diesem Zuge nachzuahmen, wollte der Dichter vielmehr den Unterschied zwischen einer solchen Wette und einem solchen Pakt grell dadurch erleuchten. Hier ist der Pakt nicht furchtbar, sondern absurd und lächerlich. „Auch was Geschriebnes forderst du, Pedant?"

Wenn dies dir völlig G'nüge tut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Wenn Faust die Wette aber verliert, so hat er sich verloren, und alles ist entschieden.

Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Es ist vollkommen lächerlich, einen Schein aufzustellen und mit Brief und Siegel zu versprechen, daß etwas geschehen *soll*, was geschehen *ist*.

Eben deshalb, weil der Gegenstand dieser Wette Faust selbst ist, sein eigenstes, innerstes Wesen, kann ihr Ausgang nicht zweifelhaft sein. Entweder der Augenblick, der ihn befriedigt, kommt nie, so hat er die Wette auch dem Wortlaute nach gewonnen; oder er kommt, dieser Augenblick der Befriedigung, wie er kommen muß, im Wege echter Läuterung, wie er kommen muß, um das Ziel des Lebens und der Handlung zu erfüllen und die Wette zum Austrage zu bringen, so wird Faust die letztere scheinbar verloren, in Wahrheit gewonnen haben. Was ihn jetzt befriedigt, liegt nicht im Gewühle der Weltzerstreuung und der Weltgenüsse, sondern ist ein so geläutertes und durch eigene Kraft erhöhtes Dasein, daß der Teufel erst recht sein Spiel verloren hat. Sein Genuß ist die Frucht seiner Arbeit, ist der Blick auf den großen, segensreichen Wirkungskreis, den er geschaffen, auf das Land, das er den Elementen abgerungen, bebaut und in eine Menschenwelt verwandelt hat, in einen Schauplatz strebender Geschlechter nach seinem Bilde. Was

ihn beglückt, ist die Saat, die er ausstreut und andere ernten sollen: das Vorgefühl dieser Ernte, die nach ihm kommt. Es gibt nichts Größeres. Ein so erfülltes Lebensziel, eine so bestandene Lebensprobe ist ein Wohlgefallen für Götter, keine Triumph für den Teufel, und wenn er noch so viele Scheine hätte. Ein erhabener Greis, am äußersten Ziele der Tage, in der Tatkraft des Herrschers, sich vergessend in seinem Werke, bekennt er in seinen letzten Worten:

Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn!
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Er hat sich die Unsterblichkeit errungen als die Frucht seines Strebens, Engel tragen den unsterblichen Faust empor unter Triumphgesang:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen!
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

„In diesen Versen," sagte Goethe selbst, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten."

In dem Schicksale des Faust, das einen Augenblick wie schwebend erscheint zwischen dem Herrn und dem Satan, handelt es sich um die Lebensfrage der Menschheit. Wenn ein solcher Streben, aus eigenster Kraft entsprungen und auf das Höchste gerichtet, zu nichts gemacht und erstickt werden kann, wenn sich in diesem Menschen das Wort des Mephistopheles wirklich bewährt:

Staub soll er fressen und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange,

so gibt es überhaupt in der Menschenwelt nichts wahrhaft Erhabenes, so ist das Menschengetriebe ein leeres Possenspiel, so ist alles menschliche Streben erfolglos, kein Emporsteigen, sondern ein beständiges Fallen, und der Mensch ist, wie Mephistopheles dem Herrn ins Angesicht die Art des Menschen verspottet:

Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt.
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jedem Quark begräbt er seine Nase.

Dann ist das höchste Streben das erfolgloseste, unter den menschlichen Torheiten die größte, unter den Narrheiten die Tollheit! Daß es sich nicht so verhält, daß die Menschheit zur Losung einer göttlichen Weltaufgabe berufen ist, daß dieser Beruf sich in ihrem Streben offenbart, bezeugt der Herr mit einem Beispiel, indem er hinweist auf den Faust. Er nennt ihn seinen Knecht. So gilt Faust dem Herrn wie dem Satan als Repräsentant oder Typus der Menschheit. In diesem Sinn nimmt ihn Goethes Dichtung; eben darin besteht die philosophische Fassung des Faustmythus. Das Wesen und Bestimmung der Menschheit liegt in ihrer fortschreitenden Läuterung.

Jetzt ist die Grundidee, welche den Plan der Dichtung aus-

macht, vollständig klar. Ihr Thema von ewigem Inhalt, der Fall und die Läuterung des Menschen, erhebt den „Faust“ Goethes zu unserer divina commedia und rechtfertigt die Vergleichung mit Dante. Die Wette, welche Mephistopheles dem Herrn anbietet und welche der Herr nicht als Wette annimmt, sondern als Faustprobe dem Versucher zugleich gewährt und aufgibt, motiviert die Wette zwischen Faust und Mephistopheles und mit dieser den Schluß und die Lösung. So gewinnen wir vom Prologe aus einen freien Blick über die Goethe'sche Fausttragödie in ihrem ganzen Verlauf, vom Anfang im Himmel durch das große Welt- und Lebensproblem, das sich in jenem Bündnis zwischen Faust und Mephistopheles darstellt, bis zur bestandene Probe, dem Schlusse des zweiten Teils, der Vollendung des Ganzen.

25.

Moralische Vorurteile.

Friedrich Nietzsche.*

1. Zwecke? Willen?

Wir haben uns gewöhnt, an zwei Reiche zu glauben: an das Reich der Zwecke und des Willens, und an das Reich der Zufälle; in letzterem geht es sinnlos zu, es geht, steht und fällt darin, ohne daß jemand sagen könnte, weshalb, wozu. Wir fürchten uns vor diesem mächtigen Reiche der großen kosmischen Dummheit, denn wir lernen es meistens so kennen, daß es in die andere Welt, in die der Zwecke und Absichten, hineinfällt wie ein Ziegelstein vom Dache und uns irgend einen schönen Zweck totschlägt. Dieser Glaube an die zwei Reiche ist eine uralte Romantik und Fabel. Wir klugen Zwerge mit unserem Willen und unseren Zwecken werden durch die dummen, erzdummen Riesen, die Zufälle, beläſtigt, über den Haufen ge-

* Werke. Leipzig, 1897. Bd. 4, Morgenröte. S. 130, 200, 64.

rannt, oft totgetreten, — aber trotz alledem möchten wir nicht ohne die schauerliche Poesie dieser Nachbarschaft sein; denn Untiere kommen oft, wenn uns das Leben im Spinnennetze der Zwecke zu langweilig oder zu ängstlich geworden ist, und geben eine erhabene Diversion dadurch, daß ihre Hand einmal das ganze Netz zerreißt. Nicht daß sie es gewollt hätten, diese Unvernünftigen! Nicht daß sie es nur merkten! Aber ihre groben Knochenhände greifen durch unser Netz hindurch, als ob es Luft wäre.

Die Griechen nannten dies Reich des Unberechenbaren und der erhabenen ewigen Borniertheit „Moira" und stellten es als den Horizont um ihre Götter, über den sie weder hinauswirken noch -sehen können; mit jenem heimlichen Trotz gegen die Götter, welcher bei mehreren Völkern sich vorfindet in der Gestalt, daß man sie zwar anbetet, aber einen letzten Trumpf gegen sie in der Hand behält; zum Beispiel, wenn man als Inder oder Perser sie sich abhängig vom Opfer der Sterblichen denkt, so daß die Sterblichen schlimmsten Falls die Götter hungern und verhungern lassen können; oder wenn man, wie der harte melancholische Skandinavier, mit der Vorstellung einer einstmaligen Götterdämmerung sich den Genuß der stillen Rache schafft zum Entgelt für die beständige Furcht, welche seine bösen Götter ihm machen. Anders das Christentum mit seinem weder indischen, noch persischen, noch griechischen, noch skandinavischen Grundgefühle, welches den Geist der Macht im Staube anbeten und den Staub noch küssen hieß. Dies gab zu verstehen, daß jenes allmächtige „Reich der Dummheit" nicht so dumm sei, wie es aussehe, daß wir vielmehr die Dummen seien, die nicht merkten, daß hinter ihm der liebe Gott stehe, er, der zwar die dunkeln, krummen und wunderbaren Wege liebe, aber zuletzt doch alles herrlich hinausführe. In der neueren Zeit ist in der Tat das Mißtrauen groß geworden, ob der Ziegelstein, der vom Dache fällt, wirklich von der göttlichen Liebe herabgeworfen werde, und

die Menschen fangen wieder an, in die alte Spur der Riesen- und Zwergromantik zurückzugeraten.

Lernen wir also, weil es hohe Zeit dazu ist: In unserem vermeintlichen Sonderreiche der Zwecke und der Vernunft regieren ebenfalls die Riesen! Und unsere Zwecke und unsere Vernunft sind keine Zwerge, sondern Riesen! Und unsere eigenen Netze werden durch uns selber ebenso oft und ebenso plump zerrissen wie von dem Ziegelsteine! Und es ist nicht alles Zweck, was so genannt wird, und noch weniger alles Wille, was Wille heißt! Und wenn ihr schließen wolltet: „Es gibt also nur ein Reich, das der Zufälle und der Dummheit?" so ist hinzuzufügen: Ja, vielleicht gibt es nur ein Reich, vielleicht gibt es weder Willen noch Zwecke, und wir haben sie uns nur eingebildet. Jene eisernen Hände der Notwendigkeit, welche den Würfelbecher des Zufalls schütteln, spielen ihr Spiel unendliche Zeit; da müssen Würfe vorkommen, die der Zweckmäßigkeit und Vernünftigkeit jedes Grades vollkommen ähnlich sehen. Vielleicht sind unsere Willensakte, unsere Zwecke nichts anderes als eben solche Würfe, und wir sind nur zu beschränkt und zu eitel dazu, unsere äußerste Beschränktheit zu begreifen: die nämlich, daß wir selber mit eisernen Händen den Würfelbecher schütteln, daß wir selber in unseren absichtlichsten Handlungen nichts mehr tun, als das Spiel der Notwendigkeit zu spielen. Vielleicht! Um über dies Vielleicht hinauszukommen, müßte man schon in der Unterwelt und jenseits aller Oberflächen zu Gaste gewesen sein und am Tische der Persephone mit ihr selber gewürfelt und gewettet haben.

2. Vom Volke Israel.

Zu den Schauspielen, auf welche uns das nächste Jahrhundert einladet, gehört die Entscheidung im Schicksale der europäischen Juden. Daß sie ihren Würfel geworfen, ihren Rubikon überschritten haben, greift man jetzt mit beiden Händen; es bleibt

ihnen nur noch übrig, entweder die Herren Europas zu werden oder Europa zu verlieren, so wie sie einst vor langen Zeiten Ägypten verloren, wo sie sich vor ein ähnliches Entweder-Oder gestellt hatten. In Europa aber haben sie eine Schule von achtzehn Jahrhunderten durchgemacht, wie sie hier kein andres Volk aufweisen kann, und zwar so, daß nicht eben der Gemeinschaft, aber umsomehr den Einzelnen die Erfahrungen dieser entsetzlichen Übungszeit zu gute gekommen sind. In Folge davon sind die seelischen und geistigen Hilfsquellen bei den jetzigen Juden außerordentlich; sie greifen in der Not am seltensten von allen, die Europa bewohnen, zum Becher oder zum Selbstmord, um einer tiefen Verlegenheit zu entgehen, — was dem geringer Begabten so nahe liegt. Jeder Jude hat in der Geschichte seiner Väter und Großväter eine Fundgrube von Beispielen kältester Besonnenheit und Beharrlichkeit in furchtbaren Lagen, von feinster Überlistung und Ausnützung des Unglücks und des Zufalls; ihre Tapferkeit unter dem Deckmantel erbärmlicher Unterwerfung, ihr Heroismus im spernere se sperni übertrifft die Tugenden aller Heiligen.

Man hat sie verächtlich machen wollen dadurch, daß man sie zwei Jahrtausende lang verächtlich behandelte und ihnen den Zugang zu allen Ehren, zu allem Ehrbaren verwehrte, dafür sie um so tiefer in die schmutzigeren Gewerbe hineinstieß, — und wahrhaftig, sie sind unter dieser Prozedur nicht reinlicher geworden. Aber verächtlich? Sie haben selber nie aufgehört, sich zu den höchsten Dingen berufen zu glauben, und ebenso haben die Tugenden aller Leidenden nie aufgehört, sie zu schmücken. Die Art, wie sie ihre Väter und ihre Kinder ehren, die Vernunft ihrer Ehen und Ehesitten zeichnet sie unter allen Europäern aus. Zu alledem verstanden sie es, ein Gefühl der Macht und der ewigen Rache sich aus eben den Gewerben zu schaffen, welche man ihnen überließ (oder denen man sie überließ); man muß es zur Entschuldigung selbst ihres Wuchers

sagen, daß sie ohne diese gelegentliche angenehme und nützliche Folterung ihrer Verächter es schwerlich ausgehalten hätten, sich so lange selbst zu achten. Denn unsere Achtung vor uns selber ist daran gebunden, daß wir Wiedervergeltung im Guten und Schlimmen üben können. Dabei reißt sie ihre Rache nicht leicht zu weit; denn sie haben alle die Freisinnigkeit, auch die der Seele, zu welcher der häufige Wechsel des Ortes, des Klimas, der Sitten von Nachbarn und Unterdrückern den Menschen erzieht; sie besitzen die bei weitem größte Erfahrung in allem menschlichen Verkehre und üben selbst in der Leidenschaft noch die Vorsicht dieser Erfahrung. Ihrer geistigen Geschmeidigkeit und Gewitztheit sind sie so sicher, daß sie nie, selbst in der bittersten Lage nicht, nötig haben, mit der physischen Kraft, als grobe Arbeiter, Lastträger, Ackerbausklaven, ihr Brot zu erwerben.

Ihren Manieren merkt man noch an, daß man ihnen niemals ritterlich vornehme Empfindungen in die Seele und schöne Waffen um den Leib gegeben hat; etwas Zudringliches wechselt mit einer oft zärtlichen, fast stets peinlichen Unterwürfigkeit. Aber jetzt, da sie unvermeidlich von Jahr zu Jahr mehr sich mit dem besten Adel Europas verschwägern, werden sie bald eine gute Erbschaft von Manieren des Geistes und des Leibes gemacht haben; so daß sie in hundert Jahren schon vornehm genug dreinschauen werden, um als Herren bei den ihnen Unterworfenen nicht Scham zu erregen. Und darauf kommt es an! Deshalb ist ein Austrag ihrer Sache für jetzt noch verfrüht! Sie wissen selber am besten, daß an eine Eroberung Europas und an irgend welche Gewaltsamkeit für sie nicht zu denken ist; wohl aber, daß Europa irgendwann einmal wie eine völlig reife Frucht ihnen in die Hand fallen dürfte, welche sich ihr nur leicht entgegenstreckt. Inzwischen haben sie dazu nötig, auf allen Gebieten der europäischen Auszeichnung sich auszuzeichnen und unter den Ersten zu stehen; bis sie es so weit bringen, das, was auszeichnen soll, selber zu bestimmen.

Und wohin soll auch diese Fülle angesammelter großer Eindrücke, welche die jüdische Geschichte für jede jüdische Familie ausmacht, diese Fülle von Leidenschaften, Tugenden, Entschlüssen, Entsagungen, Kämpfen, Siegen aller Art, — wohin soll sie sich ausströmen, wenn nicht zuletzt in große geistige Menschen und Werke? Denn, wenn die Juden auf solche Edelsteine und goldene Gefäße als ihr Werk hinzuweisen haben, wie sie die europäischen Völker kürzerer und weniger tiefer Erfahrung nicht hervorzubringen vermögen und vermochten, wenn Israel seine ewige Rache in eine ewige Segnung Europas verwandelt haben wird: dann wird jener siebente Tag wieder einmal da sein, an dem der alte Judengott sich seiner selber, seiner Schöpfung und seines auserwählten Volkes freuen darf, — und wir alle, alle wollen uns mit ihm freun!

3. Der erste Christ.

Wenn man die Bibel aufmacht, so geschieht es, um sich zu erbauen, um in seiner eigenen, persönlichen großen oder kleinen Not einen Fingerzeig des Trostes zu finden; kurz, man liest sich hinein und sich heraus. Daß in ihr auch die Geschichte einer der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen beschrieben steht, die Geschichte des Apostels Paulus, wer weiß das, einige Gelehrte abgerechnet? Ohne diese merkwürdige Geschichte aber, ohne die Verwirrungen und Stürme einer solchen Seele, gäbe es keine Christenheit; kaum würden wir von einer kleinen jüdischen Sekte erfahren haben, deren Meister am Kreuze starb. Daß das Schiff des Christentums einen guten Teil des jüdischen Ballastes über Bord warf, daß es unter die Heiden ging und gehen konnte, das hängt an der Geschichte dieses einen Menschen, eines sehr gequälten, sehr bemitleidenswerten, sehr unangenehmen und sich selber unangenehmen Menschen.

Er litt an einer fixen Idee, oder deutlicher, an einer fixen, stets gegenwärtigen, nie zur Ruhe kommenden Frage: Welche

Bewandtnis es mit dem jüdischen Gesetze habe, und zwar mit der Erfüllung dieses Gesetzes. In seiner Jugend hatte er ihm selber genug tun wollen, heißhungrig nach dieser höchsten Auszeichnung, welche die Juden zu denken vermochten, dieses Volk, welches die Phantasie der sittlichen Erhabenheit höher als irgend ein anderes Volk getrieben hat, und welchem allein die Schöpfung eines heiligen Gottes, nebst dem Gedanken der Sünde als eines Vergehens an dieser Heiligkeit, gelungen ist. Paulus war zugleich der fanatische Verteidiger und Ehrenwächter dieses Gottes und seines Gesetzes geworden und fortwährend im Kampfe und auf der Lauer gegen die Übertreter und Anzweifler desselben, hart und böse gegen sie und zum Äußersten der Strafen geneigt. Und nun erfuhr er an sich, daß er, — hitzig, melancholisch, bösartig im Haß, wie er war, — das Gesetz selber nicht erfüllen konnte. Vielerlei lag ihm auf dem Gewissen, und wie sehr er auch diesem Gewissen durch den äußersten Fanatismus der Gesetzesverehrung und -verteidigung wieder Luft zu machen suchte, es kamen Augenblicke, wo er sich sagte: „Es ist alles umsonst! Die Marter des unerfüllten Gesetzes ist nicht zu überwinden!“ Das Gesetz war das Kreuz, an welches er sich geschlagen fühlte; wie haßte er es! wie trug er es ihm nach! wie suchte er herum, um ein Mittel zu finden, es zu vernichten, nicht mehr es für seine Person zu erfüllen! Und endlich leuchtete ihm der rettende Gedanke auf, zugleich mit einer Vision; ihm, dem wütenden Eiferer des Gesetzes, der innerlich dessen todmüde war, erschien auf einsamer Straße jener Christus, den Lichtglanz Gottes auf seinem Gesichte, und Paulus hörte die Worte: „Warum verfolgst du mich?“ Das Wesentliche, was da geschah, ist aber dieses: sein Kopf war auf einmal hell geworden. „Es ist unvernünftig,“ hat er sich gesagt, „gerade diesen Christus zu verfolgen. Hier ist ja der Ausweg, hier ist ja die vollkommene Rache, hier und nirgends sonst habe und halte ich ja den Vernichter des Gesetzes.“ Der Kranke fühlte

sich mit einem Schlage wieder hergestellt, die moralische Verzweiflung ist wie fortgeblasen, denn die Moral ist fortgeblasen, vernichtet, — nämlich erfüllt, dort am Kreuze! Bisher hatte ihm jener schmähliche Tod als Hauptargument gegen die Messianität, von der die Anhänger der neuen Lehre sprachen, gegolten; wie aber, wenn er nötig war, um das Gesetz abzutun?

Die ungeheuren Folgen dieses Einfalls, dieser Rätsellösung wirbeln vor seinem Blicke, er wird mit einem Male der glücklichste Mensch; das Schicksal der Juden, nein, aller Menschen scheint ihm an diesen Einfall, an diese Sekunde seines plötzlichen Aufleuchtens gebunden; er hat den Gedanken der Gedanken, den Schlüssel der Schlüssel, das Licht der Lichter; um ihn selber dreht sich fürderhin die Geschichte! Denn er ist von jetzt ab der Lehrer der Vernichtung des Gesetzes. Dem Bösen absterben, — das heißt, auch dem Gesetz absterben; im Fleische sein, — das heißt, auch im Gesetze sein! Mit Christus eins geworden, — das heißt, auch mit ihm der Vernichter des Gesetzes geworden; mit ihm gestorben, — das heißt, auch dem Gesetze abgestorben! Selbst wenn es noch möglich wäre, zu sündigen, so doch nicht mehr gegen das Gesetz, „ich bin außerhalb desselben." „Wenn ich jetzt das Gesetz wieder aufnehmen und mich ihm unterwerfen wollte, so würde ich Christus zum Mithelfer der Sünde machen." Denn das Gesetz war dazu da, daß gesündigt werde, es trieb die Sünde immer hervor, wie ein scharfer Saft die Krankheit; Gott hätte den Tod Christi nie beschließen können, wenn überhaupt ohne diesen Tod eine Erfüllung des Gesetzes möglich gewesen wäre; jetzt ist nicht nur alle Schuld abgetragen, sondern die Schuld an sich vernichtet; jetzt ist das Gesetz tot, jetzt ist die Fleischlichkeit, in der es wohnt, tot, oder wenigstens in fortwährendem Absterben, gleichsam verwesend. Noch kurze Zeit inmitten dieser Verwesung — das ist das Los des Christen, bevor er, eins geworden mit Christus, aufersteht mit Christus, an der göttlichen Herrlichkeit teilnimmt

mit Christus und Sohn Gottes wird gleich Christus. Damit ist der Rausch des Paulus auf seinem Gipfel, und ebenfalls die Zudringlichkeit seiner Seele; mit dem Gedanken des Einswerdens ist jede Scham, jede Unterordnung, jede Schranke von ihr genommen. Dies ist der erste Christ, der Erfinder der Christlichkeit. Bis dahin gab es nur einige jüdische Sektierer.

26.

Henry George: Fortschritt und Armut.

Gustav Schmoller.*

Als ich das mit ziemlich viel Lärm und Reklame auch in Deutschland eingeführte Buch von Henry George zur Hand nahm, und in den ersten Kapiteln einen Kunstwein kredenzt fand, der ausschließlich nach den alten englischen Trebern schmeckte, war ich zuerst recht enttäuscht und dachte: Auch wieder einmal viel Lärm um nichts. Je weiter ich aber las, desto mehr gewann mich der Schriftsteller, und zuletzt legte ich das Buch mit dem Gefühle weg, daß hier ein frischer ganzer Mann, dem die neue Welt, das Rauschen des Urwaldes und die kernhafte Kraft des Amerikanertums noch ein ganzes Herz und einen offenen scharfen Blick gelassen, uns ein Selbstbekenntnis darüber ablegt, was aus einer Mischung solcher Elemente mit der abgelebten Schulweisheit englischer Populärphilosophie werden könne. Ich ward deshalb milder darüber gestimmt, daß der Verfasser mit dem, was er Neues gegenüber der englischen Nationalökonomie bringt, für uns Deutsche zu einem großen Teil nur offene Türen einstößt, daß er mit seinen praktischen Vorschlägen in der Hauptsache Kindlich-Unpraktisches verlangt, daß er, einer tieferen wissenschaftlichen Bildung ermangelnd,

* Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig, 1888. S. 248.

vielfach doch ganz in den alten Geleisen manchesterlicher Weisheit stecken bleibt. Der Kern des Mannes ist trotz alledem ein bedeutender; es lohnt sich immerhin ihn kennen zu lernen.

Der Verfasser geht von der Frage aus, wie es kommt, daß überall mit zunehmendem Reichtum, mit zunehmender Kapitalbildung, mit zunehmender Bevölkerung, das Elend, der Pauperismus sich einstelle, daß wir keine großen Städte mit Palästen, mit glänzenden Magazinen und mit galonnierten Bedienten sehen ohne verlumpte Bettler und halbverhungerte Kinder. Und er behauptet, daß das wahre Heilmittel ausschließlich darin liege, den Grund und Boden zum Gemeingut zu machen. Der Privatbesitz ist ungerecht, denn er ist kein Erzeugnis des Individuums. Nur auf das Erarbeitete, durch menschliche Anstrengung Geschaffene hat der Einzelne gerechterweise einen ausschließlichen Anspruch. Der Privatgrundbesitz gibt dem Eigentümer die Herrschaft über die von demselben ausgeschlossenen Menschen. Welche rechtliche Form diese Herrschaft hat, ist gleichgültig. Die frühere Sklaverei ist teilweise nicht schlimmer, sondern für den Arbeiter günstiger gewesen als seine heutige Lage. Einen Anspruch auf Entschädigung haben die bisherigen Eigentümer nicht. Der Grundbesitz war überall Gemeingut; das muß er wieder werden. Wenn man in den Vereinigten Staaten das Grundmonopol noch nicht ganz so stark fühlt als in Ländern alter Kultur, so wird sich das doch in kurzer Zeit ändern; guter bebaubarer Boden ist nicht mehr allzuviel übrig.

Man hat den Privatgrundbesitz dadurch verteidigt, daß man sagte, nur er führe zu Bodenverbesserungen. Aber nicht das Zaubermittel des Eigentums, sondern das der Sicherheit der Arbeit hat den flämischen Sand in fruchtbare Felder verwandelt. Jeder Bebauer muß ein absolutes Recht darauf erhalten, daß das Resultat seines Fleißes ihm gehöre. Wie ist das aber zu erreichen? Nicht dadurch, daß man, wie Herbert Spencer vor-

schlägt, alles Land gegen Entschädigung einzieht und an den Meistbietenden verpachtet, sondern dadurch, daß man die Grundrente durch Besteuerung für den Staat appropriiert, im übrigen jedem seinen Besitz zur freien Verfügung beläßt. Alle anderen Steuern können dann abgeschafft werden; die Güterproduktion wird dann nicht mehr auf Schritt und Tritt gehemmt; nur die einzige Grundrentensteuer hemmt die Produktion nicht, sie fördert sie, indem sie es unmöglich macht, große Strecken Land in Hinblick auf künftige Wertsteigerungen zu okkupieren und dem Anbau zu entziehen. Die Grundrentensteuer ist die gerechteste und unparteiischste aller Steuern. Alle anderen Monopole sind geringfügig im Vergleich zum Bodenmonopol.

Unter den Wirkungen der großen Reformmaßregel hebt George zunächst die hervor, daß die Beseitigung aller anderen Steuern und Zölle die Tatkraft, Betriebsamkeit und Wirtschaftlichkeit ganz ungemessen steigern würde. Dann führt er aus, daß alles jetzt der Benutzung entzogene Land dem Anbau zurückgegeben würde, daß der Verkaufspreis des Bodens fallen, alle Grundstückspekulation aufhören würde. Selbst in England würden durch eine solche Politik Hunderttausende von Morgen Landes dem Anbau geöffnet. Der Landmann würde nicht genötigt, die Hälfte seiner Mittel gleich festzulegen; wer ein Haus bauen wolle, brauche nicht für die Stelle soviel zu zahlen, wie das Haus zu errichten koste. Statt daß die Arbeiter um Beschäftigung konkurrieren, würden überall die Arbeitgeber um Arbeiter konkurrieren, und es würden die Lohne bis annähernd auf den Ertrag der Arbeit steigen. Die spekulative Steigerung der Rente und die dadurch erfolgende Schmälerung des Zins- und Lohneinkommens würden aufhören. Stiege die Rente wieder infolge weiterer Fortschritte, so käme das durch den Staat allen gleichmäßig zu gute. Die ungeheuren Kosten für das Armenwesen würden ebenso verschwinden, wie die großen finanziellen Aufwendungen, mit denen sich die Gesellschaft heute

gegen Laster und Leichtsinn, Verbrechen und Vergehen schützen muß. Bei höherem Lohn würde der Erfindungsgeist ungeahnte Fortschritte machen. Nur die ganz großen Vermögen würden reduziert. Alle anderen Bürger würden mehr durch die Änderung gewinnen als verlieren. Die Menschen würden unendlich besser, edler, vollkommener werden. Man würde sich dem Ideal der Jeffersonschen Demokratie, der Abschaffung der Regierung nähern. Die Habsucht, die Gier nach Besitz würde verschwinden, denn sie sei heute nur eine Folge der Angst, in die große Klasse der Bedürftigen zu verfallen. Die Selbstsucht, die auch jetzt entfernt nicht das Hauptmotiv menschlicher Handlungen sei, würde zurücktreten gegenüber den edlen Seelenkräften. Die Arbeit würde nicht mehr aus Not geschehen, sondern um einem veredelten Tätigkeitstrieb zu genügen. Wo große Kapitalien nötig seien, würden Produktivassoziationen entstehen.

So wird in fast dithyrambischer Weise, in den glänzendsten Farben die Zukunft geschildert, die die Grundrentensteuer herbeiführen soll, und damit der Übergang zu der Frage gefunden: Was ist das allgemeine Gesetz des menschlichen Fortschritts? Die englischen Kulturhistoriker geben darauf die Antwort, daß der Kampf ums Dasein und die Vererbung der Eigenschaften der ausgezeichneteren überlebenden Wesen auch den Fortschritt des sozialen Lebens erkläre. Es entstehen dadurch immer vollendetere Menschen. Das läßt George nicht gelten, die Menschen, als Individuen, sind ihm von Natur ziemlich gleich, wenn er auch die Vererbung bestimmter Eigenschaften nicht ganz leugnen will. Hauptsächlich aber betont er, daß die zunehmende Erhöhung der individuellen Eigenschaften das Absterben ganzer Kulturen nicht erkläre. Wenn die höhere Kultur Roms auf höheren individuellen Eigenschaften beruhte, wie kam es, daß sie den rohen Germanen unterlag?

Nein, die Menschen schreiten fort, je mehr sie geistige Kraft übrig behalten über diejenige, die sie für die bloße Erhaltung

und den Kampf ums Dasein verausgaben, und das tun sie, je vollkommener ihre sozialen Einrichtungen sind, je umfassender und reger die Verbindung unter ihnen ist, je gerechter ihre Institutionen sind, je mehr das Moralgesetz und die Gleichheit herrscht. Was den Fortschritt in dieser Beziehung hemmt, ist die beginnende soziale und wirtschaftliche Ungleichheit, der Sieg herrschender Klassen, die ihre Privilegien für immer feststellen, die bestehende Ordnung der Dinge versteinern wollen. Bei einigen Völkern gelingt ihnen dies; jahrhundertelanger Stillstand ist die Folge. Bei anderen erzeugt der innere Kampf den Untergang. Die ganze moderne Welt, auch die republikanisch-amerikanische steht, wenn ihr nicht die große soziale Reform gelingt, im Begriff, ebenfalls sich abwärts zu wenden. Mit beredten Worten schildert dabei George die Schattenseiten der amerikanischen Zustände und schließt mit einem edel und schwungvoll gehaltenen persönlichen Glaubensbekenntnis, das, wie die Dinge auch gehen mögen, dem Einzelnen den Trost eines anderen Lebens in Aussicht stellt.

Wir haben den Verfasser, ohne ihn durch kritische Randglossen zu unterbrechen, in seinem Gedankengang bis zum Schluß begleitet; die Einheitlichkeit einer geschlossenen Weltanschauung konnte dabei wohl zu Tage treten, nicht aber die Kraft und Lebendigkeit der Sprache, die Feinheit vieler einzelnen Bemerkungen, das Treffende der Schilderung, wo derselbe auf amerikanische Dinge zu sprechen kommt. Das letztere [illegible]nun aber ganz wesentlich zum Verständnis des Buches. Es handelt sich in der Hauptsache um Generalisationen aus amerikanischen Verhältnissen, die aber soweit schief und falsch werden, als sie der Verfasser in die spanischen Stiefel englischer Schuldogmatik einschnürt, um sie zum Range allgemeiner Wahrheiten zu erheben. Er glaubt, durch diese Einschnürung seine Sätze würdig in die Reihe abgetretener Schuhe einzureihen, die er in Ermangelung anderweitiger philosophischer, rechtsgeschichtlicher, kultur- und wirt-

schaftsgeschichtlicher Bildung für das einzige Rüstzeug hält, um mit Anstand in dem Garten der Sozialwissenheit spazieren gehen zu können. Dabei merkt er wohl, daß einige dieser Schuhe Löcher haben; er bekämpft mit Recht die Lohnfondstheorie, die Zurückführung aller Fortschritte auf individuelle Eigenschaften; er zeigt bei der Ausbesserung der alten Schuhe ein scharfes Nachdenken; aber im ganzen werden die alten Schuhe durch die neuen Flicken, die er aufsetzt, doch nicht neu. Ja, teilweise verdirbt er sie sogar noch, indem er Lederstücke aus dem Urwald auf weiche wollene Zeugschuhe setzt, die nur für die weichen Teppiche eines komfortablen europäischen Wohnzimmers bestimmt sind.

Seine allgemeinen nationalökonomischen Schlüsse sind durchaus, ohne der Wahrheit ganz zu entbehren, zu abstrakte Verallgemeinerungen, ähnlich wie die Sätze Ricardos, an den er sich materiell und formell anschließt. Daß der Seltenheitswert im Grundbesitz eine Art Monopol darstellt, daß die Grundrente die Einkommensverteilung zu Gunsten der Grundbesitzer zeitweise stark beeinflußt, ist ebenso wahr, als falsch ist, dieses Monopol für das einzige oder wichtigste zu halten. Der George vorschwebende richtige Gedanke, dem er eine übertriebene und einseitige Anwendung gibt, ist der: Wo wirtschaftliche Parteien und Klassen sich im Tauschverkehr nicht mit ungefähr gleichen Kräften gegenüberstehen, wo die eine Klasse durch eine Monopolstellung eine weitgehende Überlegenheit behauptet, kann sie andere ausbeuten. Dem muß durch freie Vereinigungen oder staatliche Intervention entgegengewirkt werden. Niemals aber lassen sich natürlich alle Monopole, alle Überlegenheiten beseitigen. Und keinenfalls ist eine Extrasteuer, die jedes nicht durch Arbeit, sondern durch allgemeine Verhältnisse geschaffene Einkommen konfisziert, das einzig richtige Hilfsmittel.

Die Empfehlung des impôt unique ist ein naiver Rückfall in einen über hundert Jahre alten, zu unzähligen Malen wider-

legten Irrtum. Die Einführung einer solchen Steuer würde vollends in den Ländern alter Kultur mit stabilen oder gar rückgängigen Grundpreisen, mit weitgehender hypothekarischer Verschuldung die furchtbarste volkswirtschaftliche Krisis erzeugen. Der Glaube, alle geschichtliche Entwickelung wäre harmonisch, wenn nicht das private Grundeigentum eingeführt worden wäre, die konfiszierende einzige Grundrentensteuer sei die einzige große Tat, welche alle sozialen Übel plötzlich von der Erde verschwinden machen würde, ist so kindlich, so unhistorisch, daß er kaum ernsthaft genommen werden kann. Nur gänzliche Unkenntnis der Geschichte der Landwirtschaft kann verkennen, welche fördernde Rolle die Einführung des privaten Grundbesitzes gespielt hat.

Ob der private Grundbesitz in seinen heutigen Rechtsformen deshalb auch in aller Zukunft fortdauern werde, ist eine andere Frage. Bei normaler Verteilung desselben ist er jedenfalls die wesentliche Grundlage für jede unabhängige Aristokratie, wie für einen gesunden Mittelstand. Nur wo das Pachtsystem allgemein gesiegt hat, oder wo der Grundbesitz allgemein überschuldet ist, ist es denkbar, daß ernste und tiefgreifende Veränderungen im ganzen Rechtssysteme des Grundeigentums sich vorbereiten. Für möglich und wahrscheinlich halte ich es, daß allerwärts weitere Schranken und Pflichten als heute dem privaten Grundeigentum auferlegt werden. Jedenfalls aber wird jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Landgesetzgebung und des Agrarrechts nicht in einer solchen schablonenhaften Maßregel, wie in einer konfiszierenden einzigen Grundrentensteuer bestehen, sondern in einer komplizierten, den Verhältnissen angepaßten Reform.

27.

Wissen ist Macht.

Hermann von Helmholtz.*

Das Wissen allein ist nicht Zweck des Menschen auf der Erde. Obgleich die Wissenschaften die feinsten Kräfte des menschlichen Geistes erwecken und ausbilden, so wird doch derjenige keine rechte Ausfüllung seines Daseins auf Erden finden, welcher nur studiert, um zu wissen. Wir sehen oft genug reich begabte Männer, denen ihr Glück oder Unglück eine behagliche äußere Existenz zugeworfen hat, ohne ihnen zugleich den Ehrgeiz oder die Energie zum Wirken mitzuteilen, ein gelangweiltes und unbefriedigtes Leben dahinschleppen, während sie in fortdauernder Sorge für Vermehrung ihres Wissens und weitere Bildung ihres Geistes dem edelsten Lebenszwecke zu folgen glauben. Nur das Handeln gibt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten, oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muß sein Ziel sein. Denn auch das letztere ist ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit.

Wissen ist Macht. Keine Zeit kann diesen Grundsatz augenfälliger darlegen als die unsere. Die Naturkräfte der unorganischen Welt lehren wir, den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und den Zwecken des menschlichen Geistes zu dienen. Die Anwendung des Dampfes hat die Körperkraft der Menschen in das Tausendfache und Millionenfache vermehrt; Webe- und Spinnmaschinen haben solche Arbeiten übernommen, deren einziges Verdienst geisttötende Regelmäßigkeit ist. Der Verkehr der Menschen unter einander mit seinen gewaltig eingreifenden materiellen und geistigen Folgen ist in einer Weise gesteigert, wie es sich niemand auch nur hätte träumen lassen in der Zeit, als die

* Vorträge und Reden. Braunschweig, 1896. Bd. 1. S. 180.

Älteren unter uns ihr Leben begannen. Es sind aber nicht nur die Maschinen, durch welche die Menschenkräfte vervielfältigt werden; es sind nicht nur die Gußstahlkanonen und die Panzerschiffe, die Vorräte an Lebensmitteln und Geld, auf denen die Macht einer Nation beruht, obgleich diese Dinge ihren Einfluß so deutlich gezeigt haben, daß auch die stolzesten und unnachgiebigsten der absoluten Regierungen unserer Zeit daran denken mußten, die Industrie zu entfesseln und den politischen Interessen der arbeitenden bürgerlichen Klassen eine berechtigte Stimme in ihrem Rate einzuräumen. Es ist die politische und rechtliche Organisation des Staates, die moralische Disziplin der Einzelnen, welche das Übergewicht der gebildeten Nationen über die ungebildeten bedingt, und die letzteren, wo sie die Kultur nicht anzunehmen wissen, einer unausbleiblichen Vernichtung entgegenführt. Hier greift alles ineinander. Wo kein fester Rechtszustand ist, wo die Interessen der Mehrzahl des Volkes sich nicht in geordneter Weise geltend machen können, da ist auch die Entwickelung des Nationalreichtums und der darauf beruhenden Macht unmöglich; und zum rechten Soldaten wird nur der werden können, welcher unter gerechten Gesetzen das Ehrgefühl eines selbständigen Mannes auszubilden gelernt hat; nicht der Sklave, der den Launen eines eigenwilligen Gebieters unterworfen ist.

Daher ist denn auch jede Nation als Ganzes schon durch die alleräußerlichsten Zwecke der Selbsterhaltung, auch ohne auf höhere ideale Forderungen Rücksicht zu nehmen, nicht nur an der Ausbildung der Naturwissenschaften und ihrer technischen Anwendung interessiert, sondern ebenso gut an der Ausbildung der politischen, juristischen und moralischen Wissenschaften und aller derjenigen historischen und philologischen Hilfsfächer, die diesen dienen. Keine Nation, welche selbständig und einflußreich bleiben will, darf zurück bleiben. Auch fehlt diese Erkenntnis bei den kultivierten Völkern Europas nicht. Die öffentlichen

Mittel, welche den Universitäten, Schulen und wissenschaftlichen Anstalten zugewendet werden, übertreffen alles, was in früheren Zeiten dafür geleistet werden konnte. Ich habe schon von der wachsenden Teilung und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit gesprochen. In der Tat bilden die Männer der Wissenschaft eine Art organisierter Armee. Sie suchen zum Besten der ganzen Nation und fast immer in deren Auftrag und auf deren Kosten, die Kenntnisse zu vermehren, welche zur Steigerung der Industrie, des Reichtums, der Schönheit des Lebens, zur Verbesserung der politischen Organisation und der moralischen Entwickelung der Individuen dienen können. Nicht nach dem unmittelbaren Nutzen freilich darf dabei gefragt werden, wie es der Ununterrichtete so oft tut. Alles, was uns über die Naturkräfte oder die Kräfte des menschlichen Geistes Aufschluß gibt, ist wertvoll und kann zu seiner Zeit Nutzen bringen, gewöhnlich an einer Stelle, wo man es am allerwenigsten vermutet hätte. Als Galvani einen Froschschenkel mit verschiedenartigen Metallen berührte und ihn zucken sah, hätte wohl niemand gedacht, daß achtzig Jahre später Europa mit Drähten durchzogen sein würde, welche Nachrichten mit Blitzesschnelle von Madrid nach Petersburg tragen mittelst desselben Vorganges, dessen erste Äußerungen jener Anatom beobachtete. Die elektrischen Ströme waren Vorgänge, die in seinen und anfangs auch noch in Voltas Händen nur die allerschwächsten Kräfte ausübten und die nur durch die allerzartesten Beobachtungsmittel wahrgenommen werden konnten. Hätte man sie liegen lassen, weil ihre Untersuchung keinen Nutzen versprach, so würden in unserer Physik die wichtigsten und interessantesten Verknüpfungen der verschiedenartigen Naturkräfte unter einander fehlen. Als der junge Galilei in Pisa während des Gottesdienstes eine schaukelnde Lampe beobachtete und sich durch Abzählen seines Pulses überzeugte, daß die Dauer der Schwingungen unabhängig von der Größe der Schwingungsbögen sei, wer konnte sich denken, daß

dieſe Entdeckung dazu führen würde, mittelſt der Pendeluhren eine damals für unmöglich gehaltene Feinheit der Zeitermeſſung zu erreichen, die es dem Seefahrer in den entfernteſten Gewäſſern ermöglicht, zu erkennen, auf welchem Längengrade er ſich befindet.

Wer bei der Verfolgung der Wiſſenſchaften nach unmittelbarem praktiſchem Nutzen jagt, kann ziemlich ſicher ſein, daß er vergebens jagen wird. Vollſtändige Kenntnis und vollſtändiges Verſtändnis des Waltens der Natur- und Geiſteskräfte iſt es allein, was die Wiſſenſchaft erſtreben kann. Der einzelne Forſcher muß ſich belohnt ſehen durch die Freude an neuen Entdeckungen, als neuen Siegen des Gedankens über den widerſtrebenden Stoff; durch die äſthetiſche Schönheit, welche ein wohlgeordnetes Gebiet von Kenntniſſen gewährt, in welchem geiſtiger Zuſammenhang zwiſchen allen einzelnen Teilen ſtattfindet, eines aus dem anderen ſich entwickelt und alles die Spuren der Herrſchaft des Geiſtes zeigt. Er muß ſich belohnt ſehen durch das Bewußtſein, auch ſeinerſeits beigetragen zu haben zu dem wachſenden Kapital des Wiſſens, auf welchem die Herrſchaft der Menſchheit über die dem Geiſte feindlichen Kräfte beruht. Er wird freilich nicht immer erwarten dürfen, auch die äußere Anerkennung und Belohnung zu empfangen, die dem Werte ſeiner Arbeit entſprächen. Es iſt wohl wahr, daß ſo mancher, dem man nach ſeinem Tode ein Monument geſetzt hat, glücklich geweſen wäre, hätte man ihm während ſeines Lebens den zehnten Teil der dazu verwendeten Geldmittel gewährt. Indeſſen dürfen wir nicht verkennen, daß der Wert der wiſſenſchaftlichen Entdeckungen gegenwärtig von der öffentlichen Meinung bereitwilliger anerkannt wird als früher, und daß ſolche Fälle, wo die Urheber bedeutender wiſſenſchaftlicher Fortſchritte darben müſſen, ſeltener und ſeltener werden; daß im Gegenteile Regierungen und Völker im ganzen das Bewußtſein der Pflicht gewonnen haben, daß ausgezeichnete Leiſtungen in

der Wissenschaft durch entsprechende Stellungen oder durch besonders ausgeworfene Nationalbelohnungen zu vergelten seien.

So haben also die Wissenschaften einen gemeinsamen Zweck, den Geist herrschend zu machen über die Welt. Während die Geisteswissenschaften direkt daran arbeiten, den Inhalt des geistigen Lebens reicher und interessanter zu gestalten, das Reine vom Unreinen zu sondern, so streben die Naturwissenschaften indirekt nach demselben Ziele, indem sie den Menschen von den auf ihn eindrängenden Notwendigkeiten der Außenwelt mehr und mehr zu befreien suchen. Jeder einzelne Forscher arbeitet an seinem Teile; er wählt sich diejenigen Aufgaben, denen er vermöge seiner geistigen Anlage und seiner Bildung am meisten gewachsen ist. Jeder Einzelne muß aber wissen, daß er nur im Zusammenhange mit den anderen das große Werk weiter zu fördern im stande ist, und daß er deshalb verpflichtet ist, die Ergebnisse seiner Arbeit den übrigen möglichst vollständig und leicht zugänglich zu machen. Dann wird er Unterstützung finden bei den anderen und wird ihnen wieder seine Unterstützung leihen können. Die Annalen der Wissenschaft sind reich an Beweisen solcher Wechselverhältnisse, die zwischen den scheinbar entlegensten Gebieten eingetreten sind. Die historische Chronologie ist wesentlich gestützt auf astronomische Berechnungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, von denen die Nachricht in den alten Geschichtsbüchern aufbewahrt ist. Umgekehrt beruhen manche wichtige Daten der Astronomie, z. B. die Unveränderlichkeit der Tageslänge, die Umlaufszeit mancher Kometen, auf alten historischen Nachrichten. Neuerdings haben es die Physiologen unternehmen können, das vollständige System der von den menschlichen Sprachwerkzeugen zu bildenden Buchstaben aufzustellen und Vorschläge zu einer allgemeinen Buchstabenschrift darauf zu gründen, welche für alle menschlichen Sprachen paßt. Hier ist also die Physiologie in den Dienst der allgemeinen Sprachwissenschaft getreten und hat schon die Erklärung mancher son-

derbar ſcheinenden Lautumwandlungen geben können; indem dieſe nicht, wie man es bisher auszudrücken pflegte, durch die Geſetze der Euphonie, ſondern die Ähnlichkeit der Mundſtellungen bedingt waren. Die allgemeine Sprachwiſſenſchaft gibt wiederum Kunde von den uralten Verwandtſchaften, Trennungen und Wanderungen der Volksſtämme in vorgeſchichtlicher Zeit, und von dem Grade der Kultur, den ſie zur Zeit ihrer Trennung erlangt hatten. Denn die Namen derjenigen Gegenſtände, die ſie damals ſchon zu benennen wußten, finden ſich in den ſpäteren Sprachen gemeinſam wieder. So liefert alſo das Studium der Sprachen hiſtoriſche Nachrichten aus Zeiten, für welche ſonſt kein hiſtoriſches Dokument exiſtiert. Ich erinnere ferner an die Hilfe, welche der Anatom dem Bildhauer leiſten kann, wie dem Archäologen, welcher alte Skulpturwerke unterſucht. Iſt es mir erlaubt, eigener neueſter Arbeiten hier zu gedenken, ſo will ich noch erwähnen, daß es möglich iſt, durch die Phyſik des Schalles und die Phyſiologie der Tonempfindung die Elemente der Konſtruktion unſeres muſikaliſchen Syſtems zu begründen, eine Aufgabe, die weſentlich in das Fach der Äſthetik hineingehört. Die Phyſiologie der Sinnesorgane überhaupt tritt in engſte Verbindung mit der Pſychologie. Sie weiſt in den Sinneswahrnehmungen die Reſultate pſychiſcher Prozeſſe nach, welche nicht in das Bereich des auf ſich ſelbſt reflektierenden Bewußtſeins fallen und welche deshalb notwendig der pſychologiſchen Selbſtbeobachtung verborgen bleiben mußten.

Ich konnte hier nur die auffälligſten, mit wenigen Worten leicht zu bezeichnenden Beiſpiele eines ſolchen Ineinandergreifens anführen und mußte dazu die Beziehung zwiſchen möglichſt fern ſtehenden Wiſſenſchaften wählen. Aber viel ausgedehnter natürlich iſt der Einfluß, welchen die einzelne Wiſſenſchaft auf die ihr nächſtverwandte ausübt; er iſt ſelbſtverſtändlich, von ihm brauche ich nicht zu reden, denn jeder kennt ihn aus eigener Erfahrung.

So betrachte sich jeder Einzelne als einen Arbeiter an dem gemeinsamen großen Werke, welches die edelsten Interessen der ganzen Menschheit berührt, nicht als einen solchen, der nur zur Befriedigung seiner eigenen Wißbegier oder seines eigenen Vorteils, oder um mit seinen eigenen Fähigkeiten zu glänzen, sich bemüht, dann wird ihm auch das eigene lohnende Bewußtsein und die Anerkennung seiner Mitbürger nicht fehlen.

28.

Die religiöse und politische Denkweise Friedrichs des Großen.

Hermann Hettner.*

Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich den preußischen Thron. Wenige Monate vorher hatte Friedrich an Voltaire geschrieben: „Wäre die Vorsehung dergestalt, wie man sie gewöhnlich auffaßt, so müßten die Newton, Wolff, Locke und Voltaire an der Spitze stehen." Und noch am 23. Mai, als der Tod des Vaters bereits mit Sicherheit für die nächsten Tage vorauszusehen war, schrieb er an Wolff: „Es ist das schöne Vorrecht der Philosophen, die Führer der Fürsten zu sein. Die Philosophen haben die Pflicht, folgerichtig zu denken; den Fürsten kommt es zu, folgerichtig zu handeln. Die Philosophen sollen die Welt durch Lehre aufklären, wir durch Tat und Vorbild. Die Philosophen sollen entdecken, wir ausführen." Die Denkmünze der Königsberger Huldigung trug den Wahlspruch: Felicitas populi, die Denkmünze der Berliner Huldigung: Veritati et Justitiæ.

Zunächst allerdings nahmen die Ereignisse einen durchaus unerwarteten Lauf. Der junge König, welcher verheißen hatte, ein Mark Aurel zu werden, ward ein Eroberer. Am 20. Okto-

* Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. Braunschweig, 1893. Bd. 2. S. 21.

ber 1740 ſtarb Kaiſer Karl VI., der letzte männliche Sproß des Hauſes Hapsburg. Tiefſte Erregung bemächtigte ſich Friedrichs, als dieſe Kunde nach Rheinsberg gelangte. Früher als er gehofft und gedacht hatte, war die Zeit gekommen, langgehegten, aber ſorgſam verſchloſſenen Plänen Daſein zu geben. Noch an demſelben Tage ſchrieb er an Voltaire: „Der Kaiſer iſt tot. Dieſer unvorhergeſehene Fall zerſtört alle meine friedlichen Ideen. Der Augenblick iſt da, das alte politiſche Syſtem Europas völlig umzuwandeln.“ Raſch entſchloſſen unterhandelte Friedrich mit dem Miniſter Podewils und dem Feldmarſchall Schwerin über die Mittel zur Beſitzergreifung Schleſiens. Unter dem Vorwand von Anſprüchen, an deren Gültigkeit der König ſelbſt am allerwenigſten glaubte, wurde der Krieg eröffnet. Er ſelbſt ſagt in der zweiten Bearbeitung der *Histoire de mon temps*, daß das Bewußtſein, über ein tüchtiges Heer und geordnete Finanzen zu verfügen, vielleicht auch der Wunſch, von ſich reden zu machen, ihn zum Kriege gedrängt hätten. Bald aber waren die beiden erſten ſchleſiſchen Kriege beendet; ſchlau, rückſichtslos, aber waffentüchtig und heldenkräftig. Friedrich war der Schöpfer der politiſchen Größe Preußens geworden.

Nun war Raum gegeben für die großen Taten des Friedens. Schon vom erſten Anbeginn ſeiner Regierung, ſelbſt mitten in der härteſten Bedrängnis, in welche ihn ſeine Eroberungspläne gezogen, war der König unabläſſig bemüht geweſen, jene hohen Ideale zu verwirklichen, welche einſt ſein jugendliches zukunftſinnendes Herz bewegt, erwärmt, beglückt und erhoben hatten. Nach dem Schluß des erſten ſchleſiſchen Krieges konnte er ſchreiben: „Ich habe getan, was ich dem Ruhm meines Volkes ſchuldig zu ſein glaubte; jetzt will ich tun, was ich ſeinem Glück ſchulde.“ Die großartigen Reformen, welche Friedrich von jetzt ab in ſeinem Staat aufs kräftigſte durchführte, ſind das lebendigſte Zeugnis dieſes Strebens.

Aus Friedrichs Anſichten über das Weſen der Religion folgte die unbedingſte Denk- und Gewiſſensfreiheit.

Erst durch Friedrich den Großen wurde die Befreiung der Bildung von der Übermacht pfäffischer Beschränkung und Bevormundung vollendete Tatsache. Der Haß, welchen die Finsterlinge aller Art noch jetzt gegen ihn hegen, ist die ehrendste Anerkennung, wie tief und heilsam er in den fressenden Schaden einschnitt. Es ist ein ewig beherzigungswertes Wort über die Sicherstellung staatlicher Religionsfreiheit, wenn Friedrich in seiner unvergleichlichen Schrift über die Regierungsformen und Regentenpflichten sagt: „Es gibt einige Länder, in denen alle Bürger eine und dieselbe Religion haben; es entsteht daher die Frage: Ist eine solche Einheit zu erzwingen, oder kann man jedem unbeschränkt seine eigene Denkart gestatten? Mürrische Staatsmänner werden euch sagen, jedermann muß dieselbe Überzeugung haben, auf daß nichts die Bürger von einander trenne; der Theologe wird hinzufügen: Wer nicht denkt wie ich, ist verdammt, und es ziemt sich nicht, daß mein König ein König über Verdammte sei. Darauf ist zu antworten, daß eine solche Einheit schlechterdings unherstellbar ist; man kann einen armen Teufel zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, welchem sein Inneres widerstrebt; was aber hat der Verfolger damit gewonnen? Steigt man auf den Ursprung der Gesellschaft hinab, so ist klar, daß der Souverän kein Recht hat über die Denkart der Bürger. Ist es nicht ein Wahn, sich einzubilden, daß die Menschen zu einem von ihresgleichen gesagt haben sollen: Wir erheben dich über uns, weil wir die Knechtschaft lieben, und wir geben dir Macht, unsere innersten Gedanken und Empfindungen zu lenken ganz nach deiner Willkür? Im Gegenteil sie haben gesagt: Regiere uns, verteidige uns; im übrigen verlangen wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest. Diese Willensmeinung ist unumstößlich. Und die allgemeine Duldung allein verbürgt das Glück des Staates. Wo der Kultus frei ist, ist jedermann ruhig; Religionsverfolgung dagegen hat noch immer den blutigsten Hader hervorgerufen."

Von dieſer Geſinnung war ſein Handeln, war ſeine Geſetzgebung erfüllt. Weltberühmt iſt die Marginalreſolution vom 22. Juni 1740: daß die Religionen alle zu tolerieren ſeien, und in ſeinem Lande jeder nach ſeiner Façon ſelig werden könne.

Und aus Friedrichs Rechts- und Staatsgrundſätzen folgt jene Regierungsform, welche man treffend den aufgeklärten Deſpotismus genannt hat. Der philoſophiſche König verwirklicht den Geiſt des rationaliſtiſchen Naturrechts, welches die Entſtehung des Staats aus einem Vertrag der Bürger mit dem Staatsoberhaupt ableitet und daher die Berechtigung und Beſtimmung der Regierung einzig und allein in die Beſchirmung des Rechts und der Freiheit aller ſetzt.

Von allen feſtländiſchen Königen war Friedrich ſeit Jahrhunderten wieder der erſte und auf lange Zeit der einzige, welcher von ſich rühmen konnte, daß er nie auch nur einen Pfennig aus der Staatskaſſe für ſeinen eigenen Gebrauch verwende. Die tiefgreifendſten Umgeſtaltungen in der Verwaltung ſuchten das arme und im Vergleich zu anderen Ländern unergiebige Preußen durch Hebung des Handels und des Gewerbefleißes und durch Regelung der Kreditverhältniſſe zu Blüte und Wohlſtand zu bringen. Und vor allem war Friedrich bedacht, das Volk von aller feudalen Bedrückung zu befreien. Zwar iſt es dem großen König, welcher die Leibeigenſchaft, ſelbſt in der milderen Form der auf Grund und Boden haftenden Erbuntertänigkeit, als den allerunglücklichſten und für die Würde der Menſchheit empörendſten Zuſtand erklärte, zu ſeinem großen Schmerz nicht vergönnt geweſen, die völlige Aufhebung derſelben zu erreichen; der ſtörriſche Widerſtand der Gutsherren hatte ihm die leidvolle Überzeugung gegeben, daß eine gegen die alten Verträge verſtoßende, urplötzliche und gewaltſame Aufhebung dieſer Einrichtung der ganzen Landwirtſchaft den tötlichſten Streich verſetze. Aber ſein hellſehender Blick hatte dem großen Ziel ſo raſtlos vorgearbeitet, daß es einem von der fortſchreiten-

den Bildung der Zeit unterstützten glücklicheren Nachfolger mit leichter Mühe gelang, den Ruhm dieser menschenfreundlichen und geschichtlich notwendigen Tat für sich zu gewinnen.

Das Größte und Segensreichste aber waren Friedrichs Verdienste um die Rechtspflege. „Die schlimme Justiz schreit zum Himmel!" hatte oft schon sein Vater, Friedrich Wilhelm I., mit tiefster Entrüstung ausgerufen. Friedrich der Große wollte nicht bloß die Rinde des bösen Baumes, sondern die Wurzel desselben fassen. Die Achtung vor dem Gesetz, die ihn selbst beseelte, die ihn sagen ließ: Les lois doivent parler et le souverain doit se taire, sollte auch die Richtschnur der preußischen Justiz werden. Waren die Rechtszustände in solcher Verwilderung auf ihn gekommen, daß, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, es genügte, reich zu sein, um einen Prozeß zu gewinnen, und arm zu sein, um ihn zu verlieren, so war es sogleich nach der Beendigung der ersten schlesischen Kriege seine hauptsächlichste Sorge, durch Hebung des Richterstandes, durch Abkürzung des Prozeßverfahrens und vor allem durch die Verbesserung der Gesetzgebung selbst nunmehr jene unverbrüchliche Rechtsgleichheit durchzuführen, welche die Lebensbedingung aller persönlichen Freiheit ist. Von vorzüglicher Bedeutung war die neue Organisation des Prozeßwesens. Mit Recht konnte Friedrich mit reinster Befriedigung sagen, daß die neue Justizordnung das Glück der Bürger befestigt habe; sie habe ihnen das beruhigende Gefühl gegeben, daß fortan der Besitz sicher und gewiß sei, daß einzig das Gesetz regiere, und daß jedermann unter dem Schutz dieses Gesetzes in Frieden leben könne. Es war ein Beweis für die dringende Notwendigkeit der erfolgten Fortschritte, wenn auch die meisten anderen deutschen Staaten jetzt den Gedanken eines neuen deutsches Gesetzbuches mit dem lebhaftesten Eifer ergriffen und sich besonders die Abkürzung des Prozeßverfahrens anzueignen bestrebten. Und den Schluß seines Lebens krönte Friedrich der Große mit der großartigen

Schöpfung des preußischen Landrechts, das im wesentlichen noch heute in Preußen seine unveränderte Geltung hat. Obgleich erst nach dem Tode des großen Königs vollendet, ist das Landrecht doch ganz und gar von dem freisinnigen Geist seines Urhebers getragen. Die staatsrechtlichen Bestimmungen dieses Gesetzbuches sind in ihrer ursprünglichen, unter dem Druck späterer Einwirkungen freilich unendlich abgeschwächten Fassung mit der französischen Erklärung der Menschenrechte von 1789 oft überraschend gleichlautend. Die Schwierigkeiten, welche die neue Regierung Friedrich Wilhelms II. der Einführung dieses Landrechts entgegenstellte, der Haß, mit welchem es die politischen Romantiker immer verfolgt haben, sind das sprechendste Zeugnis seiner Freiheit und Trefflichkeit. Mirabeau, der in seiner Schrift über die preußische Monarchie so gern und so schonungslos die Schwächen des damaligen preußischen Staatswesens aufdeckte, spricht ohne Rückhalt dem preußischen Landrecht den Ruhm zu, daß es in seinen gesetzgeberischen Grundlagen dem übrigen Europa mindestens um hundert Jahre vorausgeeilt sei.

Eine neue Staatsordnung war mit Friedrich in die Geschichte getreten. Es hat seiner Regierung nicht an schweren Mißgriffen und Verirrungen gefehlt, wie sie einem ausschließlich persönlichen Kabinetsregiment unausbleiblich innewohnen; aber die Geschichte hat Friedrich den ehrenden Beinamen des Großen gegeben, welchen sie selbst einem Cäsar und Napoleon vorenthalten hat, weil dieser Beiname nur das Vorrecht großer Kulturheroen ist. Die entscheidende Wendung von der Staatsidee Ludwigs XIV. zur Staatsidee Friedrichs des Großen ist, um einen Ausdruck der Aristotelischen Politik zu gebrauchen, der Fortschritt von einem Herrscher nach Willkür zu einem Herrscher nach dem Gesetz.

Daher der tiefgreifende Einfluß, welchen Friedrich der Große auch auf die Erweckung und Fortbildung des deutschen Geistes-

lebens ausgeübt hat. Daher insbesondere die epochemachende Stellung des siebenjährigen Krieges. Man fühlte und wußte, daß dieser Krieg ein Kampf der neuen und alten Zeit sei, ein Kampf der Freiheit und Aufklärung gegen die dunkeln Mächte pfäffischer und despotischer Bedrückung.

29.

Aus dem deutschen Sprachschatze.

Eberhard-Lyon.*

1. Genie und Talent.

Das Genie (von frz. le génie, lat. genius, Schutzgeist) wird angeboren, das Talent (von lat. talentum, Wage, dann Gewicht, Pfund, endlich das, was das Schicksal dem Menschen an Kräften und Schätzen zugeteilt hat) kann auch erworben werden. Man sagt nicht, ein großer Tonkünstler habe sich das Genie, aber wohl das Talent erworben, die schwersten Musikstücke mit der größten Fertigkeit auszuführen. In Genie wird ferner die Beziehung der Anlagen auf ihren Ursprung angedeutet, in Talent auf dasjenige, zu dessen Hervorbringung sie erfordert werden. Da aber dazu oft verschiedene Geschicklichkeiten gehören, so müssen zuweilen zu der nämlichen Art von Werken, für welche jemand Genie hat, mehrere Talente mitwirken. Genie ist also umfassender als Talent, und zu einem Genie gehören viele Talente. Ein großer Dichter muß Genie zur Dichtkunst haben, er muß aber, wenn er vortreffliche Gedichte schaffen will, dazu das Talent für Vers, Rhythmus und Sprache, das Talent, die Natur zu beobachten und getreu wiederzugeben, in sich vereinigen. Da das Talent erworben werden kann und eine jede einzelne Kunstfertigkeit ein Talent ist, der Inbegriff aller aber, auch der schwersten, und derer, die

* Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig, 1889.

nicht durch Übung erworben werden können, Genie genannt wird, so legt man ferner ein Talent schon demjenigen bei, der das darin leistet, was die besseren und besten in seiner Kunst gewöhnlich zu leisten pflegen; das Genie muß auch die besten übertreffen. Ein jeder vorzügliche Maler muß Talent zu seiner Kunst haben, aber ein Rafael hat Genie und ist ein Genie. Endlich schwingt sich das Genie ohne die gewöhnliche Hilfe zu dem höchsten Gipfel seiner Kunst, das Talent ersteigt die ihm angemessene Stufe mit Hilfe der Regeln und der Übung. Das Talent bezieht sich daher vorwiegend auf die mechanischen oder durch mechanische Handgriffe erreichbaren Teile der Kunst, denn in diesen kann die Fertigkeit durch Übung und Studium erworben werden. Das Genie umfaßt das Geistige der Kunst, und diesem kann sich keiner nähern, der nicht selbst Genie hat. Rafaels himmlischer Ausdruck ist noch unerreicht geblieben, denn er kann nicht erlernt werden.

Man bezeichnet das Genie auch als die schöpferische Kraft des Menschengeistes. Goethe nennt es geradezu den Geist-Schöpfer, den Creator spiritus. Denn da es alles sich selbst verdankt, da es durch kein Studium, keine Regeln, keine Nachahmung vorbereitet zu sein braucht, da es keinem Vorbilde nachbildet, so schafft es sich neue Bahnen und bringt neue Schöpfungen ans Licht. Das Genie schafft, das Talent führt aus. Das hindert indes nicht, daß das Genie sich durch Studium vervollkommne und die Werke seiner Vorgänger benutze. Goethe bezeichnet Genie als „diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Tun Gesetz und Regel gibt." Schiller stellt den Begriff des Genies in herrlicher Weise dar in seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung" in der Stelle: „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Ästhetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der

Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet. Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchsloser Simplizität und Leichtigkeit lösen; das Ei des Kolumbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes, seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen."

2. Vernunft und Verstand.

Verstand (von verstehen, eigentlich sich einem Gegenstand in den Weg stellen, sodaß man sich gleichsam des Gegenstandes geistig bemächtigt) ist die Fähigkeit, klare und deutliche Begriffe und Urteile über sinnliche Gegenstände zu gewinnen, Vernunft (von vernehmen) die Fähigkeit, auch das zu erfassen, was nicht in die Sinne fällt, d. h. auch rein geistige übersinnliche Wahrheiten zu erkennen und zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verknüpfen. In der Bestimmung des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft weichen die verschiedenen Philosophen voneinander ab, sie kommen jedoch darin überein, daß Vernunft als die höhere, Verstand als

die niedrigere Fähigkeit gilt, daß die Vernunft mehr verbinde und zur Einheit zusammenfasse, der Verstand mehr scheide und das Einzelne bestimme. Vernunft ist das Vermögen, sich der Gründe für die Erscheinungen bewußt werden, über die Ursachen aller Dinge nachdenken und die nicht gegebenen Ursachen aus den gegebenen Erscheinungen ableiten zu können. Den verschiedenen Grad der Schärfe, womit das geschieht, nennen wir Verstand. „Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund." (Schiller.) „Die Vernunft ist auf das Werdende, der Verstand auf das Gewordene angewiesen; jene bekümmert sich nicht, wozu; dieser fragt nicht, woher. Sie erfreut sich am Entwickeln, er wünscht alles festzuhalten, damit er es nützen könne." (Goethe.)

3. Worte und Wörter.

Der Plural von Wort heißt Wörter, wenn man diese Redeteile als einzelne, für sich bestehende Lauteinheiten ohne Rücksicht auf ihre Verbindung in zusammenhängender Rede betrachtet; Worte, wenn man auf ihren Zusammenhang in der Rede Bezug nimmt. In einem Wörterbuch werden die erklärten Ausdrücke außer allem Zusammenhange bloß nach alphabetischer Ordnung aufgeführt. Der Prediger sagt hingegen: die Textesworte, wenn er den Text vorliest, über den er predigen will. Von Wort heißt der ursprüngliche Plural althochdeutsch und mittelhochdeutsch diu wort. Schon im Mittelhochdeutschen kam aber neben dem ursprünglichen Plural auch die Form worter vor. Üblicher wird der Plural Wörter, wie wir neuhochdeutsch sagen, erst mit dem 16. Jahrhundert. Doch die beiden Formen, Worte und Wörter, sind in der Bedeutung bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts nicht un-

terschieden. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird der oben angeführte Unterschied gemacht. Wenn sich nun im allgemeinen dieser Unterschied auch festgesetzt hat, so kann man doch ganz ruhig, ohne gegen den Geist der deutschen Sprache zu verstoßen, den Plural Worte auch da gebrauchen, wo man von einzelnen Lauteinheiten schlechthin als von Teilen der Sprache redet; denn die Form Worte kann als der ursprüngliche Plural in allen Beziehungen verwendet werden und ist dann etwa so zu betrachten wie die Plurale Lande für Länder, Denkmale für Denkmäler, Gewande für Gewänder, d. h. als der ältere und edlere Plural. Wir können daher sagen: Hauptworte, Zeitworte, u. s. w., und Hauptwörter, Zeitwörter, u.s.w., nicht aber umgekehrt den Plural Wörter da verwenden, wo die Form Worte stehen muß. Man kann daher über Dichterworte schreiben und sprechen, nicht aber über Dichterwörter.

4. Ding und Sache.

Ding bezeichnet jedes Etwas nach seinem allgemeinsten Charakter des bloßen Seins, sowohl das sinnlich Wahrnehmbare, als auch das bloß Gedachte; es ist also das allgemeinere und umfassendere Ausdruck. Sache hingegen nennt der Mensch diejenigen Dinge, welche in einer nähern Verbindung mit ihm stehen. Diese Verbindung entsteht aus dem Nutzen oder Schaden, den sie für ihn haben können, und um dessen willen sie ihn interessieren, sowie aus der Möglichkeit, sie seinen Absichten gemäß zu behandeln. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Sache ist die eines Rechtsstreites und des ihm unterworfenen Gegenstandes (vgl. die Worte: Sachwalter, Widersacher). Die nächste Verallgemeinerung war, daß man Sache für jede Angelegenheit brauchte. Endlich erstreckte man die Bedeutung auch auf die Dinge, die uns wegen ihres Nutzens interessieren und über die wir zu unserm Vorteile schalten. Daraus ist dann

endlich der Begriff einer Sache erwachsen, wonach sie ein jedes Ding ist, das Eigentum oder Besitz des Menschen werden kann. Besonders werden bewegliche Dinge, Kleidungsstücke und kleinere Gegenstände, die zum täglichen Gebrauch dienen, als Sachen bezeichnet. Der Gegensatz von Sache ist Person, während Ding auch die Personen mit in sich begreift. Die Sklaverei ist eine Entwürdigung des Menschengeschlechts, weil sie die Menschen zu Sachen erniedrigt. Der Himmel, die Erde, die Himmelskörper sind Dinge, aber keine Sachen. Dagegen sagt man: „Schicke mir meine Sachen (nicht, meine Dinge) nach."

5. Kopf und Haupt.

Kopf bedeutete ursprünglich Trinkschale (mlat. coppa, das auf lat. cupa, Faß, zurückgeht), dann bezeichnete es Gefäße ähnlicher Art, z. B. Schröpfkopf, Pfeifenkopf, endlich die Hirnschale, das Gefäß für das Hirn. Vielleicht wirkte hier die Sitte mit ein, daß man die Schädel Verstorbener, mit Gold beschlagen, als Trinkgefäße benutzte. Jetzt bezeichnet es den auf dem Hals sitzenden Teil des tierischen und menschlichen Körpers. Haupt (mit lat. caput verwandt) ist die ältere, ursprünglichere und edlere Bezeichnung und wird jetzt nur noch vom Kopfe des Menschen gesagt; nur in poetischer Sprache spricht man zuweilen vom Haupt eines Rosses, eines Löwen und ähnlicher edler und königlicher Tiere. Kopf bezeichnet mehr den Körperteil als solchen, Haupt bezeichnet ihn als den schönsten und edelsten; es wird daher vorwiegend in solchen Verbindungen gebraucht, welche einen Ausdruck von Feierlichkeit haben. Man sagt: „Er ging in bloßem Kopfe in Regen und Schnee, er nickte mit dem Kopfe," aber: „Er entblößte sein Haupt," oder: „Er neigte ehrerbietig sein Haupt, so oft er den Namen des höchsten Wesens aussprach." Man setzt seinen Hut auf den Kopf; wenn aber ein König gekrönt wird, so

wird ihm die Krone auf das Haupt gesetzt; und die Könige sind gekrönte Häupter, nicht gekrönte Köpfe. Durch diesen Unterschied in dem eigentlichen Gebrauche wird auch der Unterschied in dem uneigentlichen bestimmt. Haupt wird bildlich von dem gesagt, was das Oberste und Höchste oder das Wichtigste in einer Sache ist, z. B. Hauptsache, Hauptlehre, Hauptmann. Kopf kann in diesem Sinne nicht stehen. Kopf bezeichnet in übertragener Bedeutung überhaupt den oberen Teil eines Dinges, z. B. Säulenkopf, Kohlkopf, Distelkopf. In Bezug auf den Menschen wird es uneigentlich gebraucht nur als der Sitz des Verstandes. Ein Mann von Kopf ist daher ein Mann von Verstand, und es kann einer das Haupt einer Partei sein, der nicht ihr Kopf ist. So sagt man z. B., daß in der orleanistischen Faktion der Herzog von Orleans das Haupt, der Graf von Mirabeau aber der Kopf gewesen sei. „Das Haupt oder vielmehr der Kopf der Familie Rothschild ist der Baron James, ein merkwürdiger Mann, dessen eigentümliche Kapazität sich freilich nur in Finanzverhältnissen offenbart.“ (Heine.) Eine Kopfarbeit ist eine solche, die viel Verstand erfordert, eine Haupttarbeit ist überhaupt eine sehr wichtige oder umfassende Arbeit.

30.

Der wirtschaftliche Kampf ums Dasein.

Wilhelm Neurath.*

Stellen wir uns vor, es gäbe auch auf dem Monde oder anderen Gestirnen vernunftbegabte, etwa menschenähnliche Wesen. Denken wir uns ferner einen Mondphilosophen mit so vorzüglichen Sehinstrumenten ausgerüstet, daß er, aus der Vogelperspektive auf das wirtschaftliche Leben der europäischen Gesellschaft

*Volkswirtschaftliche und sozialpolitische Essays. Wien, 1880. S. 189.

niederblickend, diese etwa als ein solches Bild erschauen würde, wie es sich dem Naturforscher darbietet, welcher dem Treiben in einem Ameisenbau oder Bienenkorbe seine tiefste Aufmerksamkeit widmet. Er würde ersehen, daß diese Masse von Geschöpfen in Klassen oder Gruppen geteilt ist, und daß jede Klasse irgend einem Berufe, einer Funktion zum Besten des Ganzen dieser Millionen hingegeben ist. Millionen von Menschen zeigen sich damit beschäftigt, dem Boden alle jene Stoffe abzuringen, welche dazu dienen, die sämtlichen Glieder des sozialen Ganzen zu ernähren, ihnen Material für Kleid, Wohnhaus, Werkzeuge, Waffen, u. s. w. zu geben. Andere Millionen sind jahraus, jahrein an dem Werke, die der Natur abgerungenen rohen Stoffe mundgerechter für den Verbrauch zu machen oder sie in das, was wir Kleid, Werkzeug, u. s. w. nennen, umzuwandeln. Wieder andere Millionen widmen sich dem Geschäfte, die rohen Stoffe von den Bodenarbeitern den Raffinierungsstätten zuzuführen und aus diesen die schon geformten Artikel allen Konsumenten näher zu bringen. Eine große Klasse von Individuen in diesem Menschenbienenkorbe vermittelt wieder zwischen den genannten Klassen und überwacht sowohl die Aufspeicherung von Rohstoffen, um dieselben an die Stätten der Verarbeitung zu verteilen, wie die Aufspeicherung von Konsumartikeln, um diese endlich für die letzte Bestimmung an alle Glieder des großen Ganzen in kleinen Portionen zu übergeben. Unser Philosoph erkennt so die Klassen der Ackerbauer und Bergbauer, die der Handwerker, Fabrikanten, der Transporteure, die der Kaufleute, der Groß- und Kleinhändler.

Jener Forscher wird, falls er etwa durch lange Epochen hin seine Beobachtungen anstellt, ferner Folgendes bemerken: Diese auf dem Erdenball herumkrabbelnden Wesen werden geschickter in ihren Arbeitsweisen und gelangen zu neuen Bedürfnissen. Und mit jedem Schritte in diesen Richtungen sieht er eine Bildung von neuen Klassen eintreten und eine Änderung in der

relativen Größe der einzelnen Klassen erfolgen. Zum Teile ähnliche Wandlungen hat der Strom jener Mittel aufzuweisen, welche den verschiedenen Klassen zur Nahrung, zum Stoff der Arbeit und als Ausrüstung für die Arbeit dienen. Unser Philosoph bemerkt beispielweise, daß mit dem Fortschritte der Kultur neue Gewerbe auftreten, daß die Zahl der Ackerbauer im Verhältnisse zu anderen ökonomischen Klassen abnimmt, daß der Strom der Kapitalien in Arme, in Kanäle, in Kanälchen, genau den sich komplizierenden Verhältnissen des fortschreitenden sozialen Ganzen gemäß, sich teilt und wieder teilt, daß die Arten der Waren mannigfaltiger, die Menge der verfeinerten Artikel immer größer wird.

„Hier sehe ich," wird er sagen, „eine staatliche Organisation des Wirtschaftslebens von Millionen Wesen vor mir, und diese staatliche Organisation muß wohl ihr Oberhaupt besitzen, welchem ein Heer von Beamten als Organe dienen. Oder es muß in dieser Masse eine beratende und beschließende Versammlung geben, welche diesen Millionen und Millionen Arbeiter, die so vorzüglich im Dienste des Ganzen funktionieren, ihre Geschäfte, ihre Arbeitsmittel und die Mittel der Erhaltung zuzuweisen hat." In der Tat arbeitet ja in weiter Ferne beispielsweise der rumänische Bauer für die Fabriksarbeiter in Manchester, welche Brot aus Getreide von der unteren Donau konsumieren, und wieder kleidet sich dieser Bauer in Zeugen, deren Stoff vielleicht aus Indien und deren Spinn- und Webearbeit aus britischen Industriestätten herstammt. Die Mittel, welche irgend ein Einzelner von uns an einem Tage verbraucht oder gebraucht, der Kaffee, der Zucker, das Brot, der Pfeffer, das Salz, die Gewebe von Leinen, Wolle, Baumwolle, Seide, die Messer, Scheren, die Bücher, u. s. w., wenn wir diese nach der Herkunft ihrer Stoffe und der in ihnen verkörperten Arbeit befragen würden, hätten uns ja von verschiedensten Dörfern, Städten, Ländern, Völkern und Weltteilen zu erzählen. In der Tat ist also jene wirtschaft-

liche Organisation, welche der Philosoph des fernen Gestirnes vor Augen hat, eine überaus großartige, und die Frage, wo die Behörde oder die beratende Versammlung für dieses umfassende sozialökonomische Leben sich finde, eine hochberechtigte.

Bei dieser Suche wird der Blick unseres Philosophen vor allem auf den Umlauf jener glänzenden runden Plättchen stoßen, denen wir den Namen der Münzen, des Geldes geben. Denn die Aufmerksamkeit jeder Arbeitergruppe und jedes einzelnen Arbeiters ist auf diese geheimnisvollen, in beinahe rastlosem Umlauf begriffenen Dinge gerichtet. Diese glänzenden Dinge rufen alles an die Arbeit, diese Dinge locken alle Arbeitsstoffe und Arbeitsmittel zu dem Orte der Verarbeitung hin, und diese Dinge holen wieder für jeden Einzelnen all die Mittel herbei, die er braucht, um zu leben und zu funktionieren. Und welch inniger Zusammenhang zeigt sich zwischen den Strömungen der Befriedigungs- und Arbeitsmittel (des Kapitals) durch die Gesellschaft und den Strömungen jener glänzenden dämonischen Wesen! Wo das Geld wegströmt, wendet sich auch der Kapitalstrom, der Strom der für die Arbeit nötigen Mittel, weg; wohin aber Geld und Kapital in regerem Flusse sich wenden, dahin wenden sich auch die arbeitenden Kräfte. Kurz, die ganze wunderbare Ordnung des vom Mondphilosophen beobachteten sozialen Lebens zeigt sich wie von jenen dämonischen Plättchen regiert, denn alles in diesem sozialen Gewimmel „hängt am Golde, drängt nach Golde." Diese Plättchen, wird unser Forscher denken, müssen wohl Befehle einer unsichtbaren Behörde durch alle Teile jener Gesellschaft tragen, Befehle eines hochweisen Geistes, welcher den Plan dieses gesamten großen Wirtschaftslebens ersonnen, überwacht, beseelt und leitet.

Das ist also das Bild der sozialen Ökonomie, in einigen seiner hauptsächlichen Züge gezeichnet. Die Richtigkeit dieser Zeichnung bestreitet weder jemand, der in der modernen Gesellschaft überhaupt lebt, noch der Forscher auf dem Gebiet der na-

tionalen Ökonomie. Aber die Schlußfolgerung aus dem erschauten Bilde, die wird wohl bestritten werden. Jedermann von uns weiß, daß das Geld durchaus keine Befehle an den Empfänger im Gepräge trägt. Jedermann von uns weiß auch, daß es keine derartige Behörde gibt, welche jedem seinen Beruf und seine Arbeit zuweist und dafür sorgt, daß ein jeder mit den Mitteln für seine Erhaltung und seine Arbeit versorgt und versehen wird. Aber als Lehre wurde diese Behördelosigkeit des Wirtschaftslebens erst von den Nationalökonomen des 18ten und 19ten Jahrhunderts entwickelt. Nicht ein König mit seinen Ministern und einem Heere von Beamten; nicht ein Parlament mit seinen Gesetzen; nicht eine gesetzgebende Macht und Regierung, welche durch alles Volk zusammen gebildet würde, wie Kommunisten und Sozialisten träumen, wäre im stande, für das wirtschaftliche Leben einen Plan zu ersinnen, eine Ordnung und Organisation zu schaffen, welche sich entfernt mit jener messen könnte, welche sich in der Wirklichkeit von selbst herausbildet. Noch mehr. So oft der Staat, die Behörden oder eine gesamte sozialstaatliche Versammlung in das freie Getriebe des Verkehres eingreift, ergeben sich daraus nur Störungen und Hemmungen für das wirtschaftliche Leben. Das war die Ansicht jener Nationalökonomie, welche im ersten Viertel vorigen Jahrhunderts auf dem Gipfel ihres Einflußes stand.

Und wie erklärte diese Nationalökonomie das soziale Wunder der sich von selbst herausbildenden wirtschaftlichen Organisation? Dies geschah in folgender Weise: Wie in allen organischen Wesen überhaupt, liegt auch im Menschen die natürliche Tendenz zu einer den Mitteln der Erhaltung vorauseilenden Vermehrung. Es kommen in der Regel mehr Menschen in die Welt, als in ihr wohl zu leben, oder überhaupt sich voll auszuleben, Mittel finden. Es entsteht dadurch ein heftiges Drängen nach Erwerb und Kämpfen um Erwerb. Wie in einem überfüllten Schiffe, müssen immer einige über Bord gestoßen werden. Nicht alle können

an der „Tafel der Natur" ein Plätzchen für sich erringen. Die wirtschaftlich Tüchtigeren haben die größere Wahrscheinlichkeit, sich zu behaupten; für die wirtschaftlich minder Tüchtigen ist die Wahrscheinlichkeit des Unterliegens die nähere. Durch den Konkurrenzkampf werden also die Konkurrenzunfähigen unablässig dem Untergang zugeführt, die wirtschaftliche Tüchtigkeit aber gehoben und vermehrt, und das gesellschaftliche Ganze muß dabei gewinnen.

Die wirtschaftliche Tätigkeit besteht aber vor allem in der Fähigkeit, herauszuspüren, einerseits was die anderen bedürfen und begehren, andererseits was sie zu leisten und zu gewähren im stande sind. Sie besteht zweitens in der Kraft, dem, was irgendwo begehrt oder gesucht wird, durch eigene Leistungen entsprechen zu können. Finde ich schnell heraus, was am meisten begehrt wird, und weiß ich schnell diesem Begehren zu entsprechen, dann wird meine Situation eine besonders günstige. Diese Tüchtigkeit liegt aber entweder schon in meiner angeborenen Begabung, oder ich kann sie durch Anspannung meiner Intelligenz erlangen. Jenem Begehren, welches im Marktpreise des Gesuchten schon zum Vorschein kommt, ist natürlich am leichtesten zu entsprechen. Wo die Preise steigen, dahin strömen leicht und rasch die Arbeitskräfte zu, welche von den hohen Preisen den Vorteil haben wollen. Wo das Nachlassen des Begehrs schon im Preise zum Ausdrucke kommt, da schränkt sich die Produktion leicht ein und die Arbeitskräfte wenden sich zum Teile weg. Und dieses Steigen und Sinken der Preise, welches von selbst den Strom des Geldes, der Kapitalien und der Arbeitskräfte so lenkt und verteilt, wie es den Bedürfnissen des Ganzen am besten entspricht, dieses Steigen und Sinken bedarf durchaus keiner Regulation durch eine Behörde. Denn der steigende Bedarf bewirkt ja von selbst das Steigen der Preise, wie das Nachlassen eines Bedarfes das entsprechende Sinken von Preisen hervorruft. Der Trieb zum Leben und

Genießen, von der Konkurrenz mächtig entflammt, reicht also vollkommen hin, um im allgemeinen alle Glieder der Gesellschaft zur Arbeit zu drängen, jedem seine passende Stelle anzuweisen, so vielerlei Klassen und Berufe ins Dasein zu rufen, als die Gesellschaft bedarf, und allen diesen Organen des großen wirtschaftlichen Lebens die angemessene Zahl von Individuen und die richtige Menge Kapitals zuzuführen. Der Unternehmer sucht Gewinn und möglichst großen Gewinn; das Kapital sucht Verzinsung und möglichst hohe; der Arbeiter sucht Lohn und möglichst guten Lohn. Und nur dort ist Gewinn, Zins und Lohn zu finden, wo die Gesellschaft einer Produktion bedarf. In jenen Richtungen der Produktion aber, welche der größten Steigerung benötigen, sind eben die höchsten Gewinne, Zinsen und Löhne zu erzielen. Dahin also werden auch die produktiven Kräfte vom Egoismus hingeleitet werden. Es bedarf also nicht eines weise planenden Geistes, um jene großartige Harmonie und Organisation im sozialen Wirtschaftsleben hervorzurufen, welche sich dem aus der Vogelperspektive niederblickenden Philosophen so herrlich offenbarte, jene Ordnung und Harmonie, welche nach dem Ausdrucke Adam Smiths auf eine „unsichtbare Hand," auf ein göttliches Walten hindeuten soll; denn der Egoismus treibt einen jeden dazu, dem allgemeinen Wohl zu dienen, obwohl er nur die eigene Befriedigung zu finden sinnt und strebt.

Das Leben der modernen Gesellschaft gibt uns also das Bild eines Haushalts, welcher, planvoll organisiert, planvoll sich entwickelt, ohne daß der Plan dieser Ökonomie von irgend einem Einzelgeiste oder von einer geistigen Ratsversammlung ersonnen wäre und in der Ausführung überwacht und unterstützt würde. Der Drang zum Leben und Wohlleben, welcher die Individuen und Familien der menschlichen Gesellschaft erfüllt, dieser Drang, welchen die den Mitteln der Erhaltung vorauseilende Vermehrung der Menschen zu einem heftigen Kampf der Konkurrenz

emporschraubt, dieser Faktor führt jeden Einzelmenschen zu einem Kampf um den Platz oder das Plätzchen, wo sich ihm und seiner Familie die Mittel des Lebens bieten könnten. Nicht nur zwischen Individuen desselben Volkes, sondern auch zwischen allen Völkern, Nationen, Rassen dieses Erdballs besteht ein solcher Kampf der Konkurrenz. Sie konkurrieren mit einander um die fruchtbarsten und schönsten Länder; sie konkurrieren um die auszubeutenden Absatzmärkte; sie konkurrieren um größeren Anteil an der kommerziellen Herrschaft über ganze Weltteile und die ganze Erde. Und in diesen Kämpfen kommen immer Tage, welche den minder tüchtigen Völkern staatlichen, nationalen oder auch physischen Untergang bringen. Die minder tauglichen Teile der Menschheit werden ausgemerzt, und die befähigteren, tüchtigeren Nationen und Rassen erfüllen in immer weiterem Umkreise hin diese Erde.

Die Natur hat uns Menschen, ohne Bewußtsein und Wahl, die Triebe zum Leben und zur Vermehrung gegeben und uns in weit höherem Maße mit diesen Trieben, als mit Mitteln der Erhaltung ausgestattet. Die Natur ist, nach der Auffassung der modernen Sozialökonomie, nicht eine Göttin mit vielen nährenden Brüsten, wie manche Völker einst gedacht haben. Vielmehr bringt sie eine weit größere Zahl Geschöpfe hervor, als Nahrungsquellen, um die ins Leben gesetzten Geschöpfe auch am Leben zu erhalten. Aber diese Disharmonie zwischen der großen Zahl von Mäulern, welche Nahrung suchen, und der zu geringen Zahl nährender Quellen erzeugt einen Kampf um die Bedingungen der Erhaltung und um die begünstigteren Situationen, einen Kampf, welcher auf sozialem Gebiete sich als Motor gesellschaftlicher Organisation und menschlichen Fortschrittes erweist.

31.

Konrad Ferdinand Meyer.

Adolf Bartels.*

Obwohl Konrad Ferdinand Meyer stets ein guter Schweizer geblieben ist, erscheint er als Poet doch gewissermaßen international und zugleich als ausgesprochener Kulturpoet. Ein moderner Franzose oder Engländer hätte sich fast gleich entwickeln können, und in der Tat findet man auch eher in der französischen und englischen Litteratur Meyer verwandte Gestalten als in der deutschen. Geboren wurde Meyer am 11. Oktober 1825 zu Zürich aus patrizischer Familie und, da sein Vater früh starb, von seiner Mutter, einer geistig hervorragenden Frau, erzogen. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte dann Jurisprudenz, betrieb aber nebenbei eifrige historische und philologische Studien und begab sich darauf, um seine schwache Gesundheit zu stärken, auf Reisen. Längere Zeit hielt er sich in Lausanne, Genf und Paris auf und lernte auch Italien genau kennen. So trat ihm, zumal er halbfranzösisch erzogen worden war und zahlreiche Beziehungen in der französischen Schweiz unterhielt, die romanische Kultur nahe, die germanische zurück. Doch änderte sich das, als er dann dauernd in der Nähe von Zürich Aufenthalt nahm und von seinen historischen Studien allmählich zur Poesie überging. Zweiundvierzig Jahre alt, veröffentlichte er ein Bändchen „Balladen" (1867). Die endgültige Entscheidung für die deutsche Kunst brachte das Jahr 1870. „Achtzehnhundertsiebzig," schreibt er selbst, „war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltge-

* Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig, 1903. S. 156.

schichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage.“ Diese 1872 erschienene markige Dichtung, in der Hutten, körperlich, aber nicht geistig gebrochen, sein Leben an sich vorüberziehen läßt, gewann nach und nach an Geltung. Man kann sie als den Prolog der gesamten Meyerschen Dichtung auffassen. Er blieb mit ihr in der Hauptsache am Renaissance- und Reformationszeitalter haften und suchte, wo es irgend ging, weltgeschichtlichen Gehalt in möglichst gedrungene Form und plastische Situationen zu fassen.

Im Jahre 1873 kam Meyers erste Novelle, „Das Amulett,“ heraus, deren Haupthandlung zur Zeit der Bartholomäusnacht spielt. Die Erzählung ist wieder dem Helden selbst in den Mund gelegt, obschon biographisch, doch von einheitlicher düsterer Grundstimmung, reich an feinen und ergreifenden Zügen, schon in dem meisterhaften künstlich-schlichten Stil, der alle Prosawerke Meyers auszeichnet. Aber sie macht noch den episodischen Eindruck, den der Dichter in seinen späteren Novellen zu überwinden strebte.

Ihr folgte der Roman „Jürg Jenatsch“ (1874), der das umfangreichste Werk Meyers geblieben ist, formell sein schwächstes; denn die reichlich zwanzig Jahre des Lebens des Graubündner Parteiführers, der der Held des Romans ist, ließen sich eben nicht fortgehend erzählen; der Dichter mußte einzelne Abschnitte herausgreifen, und wenn er nun auch sicher die wichtigsten erfaßt und mit der ihm eigentümlichen plastischen Kraft und dem innern, gewissermaßen gebundenen Feuer, das er nie vermissen läßt, ausgestattet hat, die psychologische Entwicklung ist nicht völlig gelungen, der Held bleibt uns bis zu einem gewissen Grade fremd. Auch spielt das Reinpolitische in diesem Roman am Ende eine zu große Rolle, oder vielmehr es tritt aus dem poetischen Leben zu sehr als Raisonnement heraus, ein Fehler, den Meyer später besser versteckt, aber völlig nie überwunden

hat. Der Historiker tritt dem Dichter sozusagen auf die Ferse, freilich der großschauende Historiker, nicht der Archäologe. Wundervoll ist die Farbengebung im „Jenatsch“; für die Natur wie die Kultur hat der Dichter alle, auch die feinsten Mischungen auf der Palette, und es kommt bei ihm alles aus vollster poetischer Anschauung, ängstliches Stricheln kennt er nicht. Aber den großen Fluß des historischen Romans hat er weder hier noch später erreicht.

Als das überhaupt bedeutendste Werk Meyers möchte ich die Novelle „Der Heilige“ (1880) angesehen wissen, die Geschichte König Heinrichs II. von England und seines Kanzlers Thomas Becket. Der Dichter läßt die Geschichte von einem Schweizer, Hans dem Armbruster, vor einem Züricher Domherrn erzählen an dem Tage, an welchem in der Schweizerstadt zuerst das Fest des heiligen Thomas von Canterbury begangen wird, und es ist ihm gelungen, der Erzählung des in die Ereignisse selbst verstrickten Mannes eine überzeugende, ja eine fast unheimliche Wahrheitskraft zu verleihen gerade dadurch, daß er ihn nicht alles durchschauen läßt. Bleiben so auch naturgemäß noch Rätsel zu lösen übrig, ehe man völlig begreift, wie aus dem weltfreudigen Kanzler der Heilige, aus dem tatkräftigen König der elende Büßer wurde, so wird der Leser doch durch das Verfahren des Dichters in fortwährender Spannung erhalten, es beginnt in ihm eine angestrengte kombinatorische Tätigkeit, bis ihm nach und nach das Grauen vor dem Heiligen, ja vor der Menschennatur überhaupt überkommt, und das ist allerdings ein Triumph der Kunst Meyers, die in diesem Werke, sowohl nach der Seite der psychologischen Entwicklung, wie nach der der poetischen Gestaltung des äußeren Lebens, auf der Höhe erscheint. Freilich, den Eindruck der Natur macht diese Kunst nicht, und für breitere Kreise und alle Zeiten ist sie daher nicht.

Auf den „Heiligen“ folgten 1882 die „Gedichte“ Meyers, auch sie reife, etwas herbe Kunst, arm an elementaren und naiven

Lauten, aber von großer Wucht und vielfach vollendeter Schönheit. Vortrefflich gelungen erscheinen die Balladen, zu welcher Gattung der Dichter der Art seines Talentes gemäß eine besondere Neigung haben mußte.

Zur ganzen Höhe seiner Bedeutung erhebt sich Meyer wieder in den beiden Novellen „Die Hochzeit des Mönchs“ und „Die Richterin.“ „Die Hochzeit des Mönchs“ (1884) läßt er Dante am Hofe des Can Grande zu Verona erzählen, und zwar indem er ihn alles in Beziehung zu anwesenden Personen setzen, von ihnen zum Teil Namen und Charakter nehmen läßt — ganz gewiß ein ziemlich geklügeltes Verfahren, das freilich wieder meisterhaft durchgeführt wird. Die Erzählung selbst spielt in Padua zur Zeit des Tyrannen Ezzelin und ist reich an reifer Schönheit und voll gelungener Darstellung glutvoller Leidenschaft. Nie ist die plastische und malerische Kraft des Meyerschen Talents glücklicher hervorgetreten, und auch der tiefere menschliche Gehalt fehlt nicht, wenn auch die Bedeutung des „Heiligen“ lange nicht erreicht wird. „Die Richterin“ (1885), der vorigen Novelle in der Darstellung der Leidenschaft verwandt, hat ebenfalls große Vorzüge. Sie spielt zur Zeit Karls des Großen in Rhätien und behandelt Gattenmord und anscheinend sündige Geschwisterliebe in ebenso großumrissener wie geschlossener Form. Doch scheint mir hier der Geist der Zeit nicht getroffen, es ist zu viel Renaissance-, zu wenig germanische Berg- und Waldluft in der Novelle. Die Einzelheiten sind nichtsdestoweniger wunderbar.

Seit 1877 hat Meyer auf einer Besitzung in Kilchberg bei Zürich gelebt. 1880 verlieh ihm die Universität Zürich das Ehrendiplom eines Dr. phil., 1892 mußte er eines Gehirnleidens wegen eine Heilanstalt aufsuchen, genas aber bald wieder. Er starb am 28. Nov. 1898. Ohne Zweifel ist er eine der merkwürdigsten Dichtererscheinungen der gesamten deutschen Dichtung. Kaum je hat sich historisches Anschauungsvermögen

mit poetischer Kraft und Leidenschaft so innig vermählt, selten auch sind diese Kraft und Leidenschaft von einer fast raffinierten künstlerischen Ausbildung so wenig angegriffen worden. Meyer ist, wie gesagt, durchaus Kulturpoet. Am besten vergleicht man seine Kunst mit den bildenden Künsten, mit Plastik und Malerei, ja man kann noch bestimmter sagen, er treibt in Erz, er webt farbige Teppiche, und wie es „übertriebene" Reliefs gibt, wie die Teppiche nur auf bestimmte Entfernung und in bestimmter Umrahmung wirken, auch leicht etwas Totes behalten und in der Nähe die Fäden erkennen lassen, ähnlich steht es mit Meyers Dichtung. Sie ist Kunstpoesie im ausgesprochenen Sinne, es fehlt jener Hauch unmittelbaren Lebens, jene natürliche Einfalt, die auch die reifste Poesie der Genies glücklicherer Zeiten noch bewahrt, aber freilich, sie hat Größe und auch Wahrheit.

Kluge Leute haben gemeint, an Meyer sei eigentlich ein großer Dramatiker verloren gegangen, andere haben seine Novelle als Musterroman hingestellt, da sie die wünschenswerte geschlossene Handlung hätte. Die Wahrheit ist: K. F. Meyer ist der große Spezialist auf dem Gebiete der historischen Novelle, deren Stoffe nie zum Drama taugen, da sie nie zu typischer Bedeutung erhoben werden können, und ebensowenig zum Roman, da sie die Breite des Weltlaufs und der Geschichte nicht zu spiegeln vermögen. Ein so großer Charakteristiker wie Meyer ist, er charakterisiert nie dramatisch, Motiv aus Motiv entwickelnd, ein so großer Darsteller wie er ist, über den echt epischen Fluß der Erzählung verfügt er nicht, und so schuf er sich eine Kunstform eigener Art, in der er nun die größte Meisterschaft entwickelt. Meyers Novelle ist l'art pour l'art im höchsten und besten Sinne, aber Kunst aus vollem Leben für das vollste Leben ist sie freilich nicht.

32.

Die psychischen Eigenschaften der Tiere.

Wilhelm Wundt.*

Das Tierreich bietet uns eine Reihe geistiger Entwicklungen dar, die wir als Vorstufen der geistigen Entwicklung des Menschen betrachten können, da sich das seelische Leben der Tiere überall als ein dem des Menschen in seinen Elementen und in den allgemeinsten Gesetzen der Verbindung dieser Elemente gleichartiges verrät.

Schon die niedersten Tiere (Protozoen, Cölenteraten u. a.) zeigen Lebensäußerungen, die auf Vorstellungs- und Willensvorgänge schließen lassen. Sie ergreifen anscheinend spontan ihre Nahrung, entfliehen verfolgenden Feinden u. dgl. Ebenso finden sich Spuren des sinnlichen Erkennens und Wiedererkennens schon auf sehr niederen Stufen, und sie vervollkommnen sich bei den höheren Tieren wesentlich nur durch die Zunahme der Zeit, über die sich die Erinnerungsvorgänge erstrecken. Nicht minder sind, wie wir aus der gleichartigen Anlage und Entwicklung der Sinnesorgane schließen müssen, die Formen der Sinnesvorstellungen im allgemeinen übereinstimmend; nur daß sich bei den niedersten Wesen die Sinnesfunktionen, entsprechend dem primitiven Zustand in der individuellen Entwicklung höherer Organismen, auf den allgemeinen Tastsinn beschränken.

Gegenüber dieser Gleichartigkeit der psychischen Elemente und ihrer einfacheren Verbindungen bestehen aber sehr große Unterschiede in allen den Vorgängen, die mit der Entwicklung der Apperzeption zusammenhängen. Während passive Apperzeptionen als die Grundlagen der überall vorkommenden einfachen Triebhandlungen niemals fehlen, finden sich dagegen aktive Apperzeptionsprozesse, in der Form willkürlicher Aufmerksamkeit

* Grundriß der Psychologie. Leipzig, 1907. S. 341.

auf gewisse Eindrücke und einer Wahl zwischen verschiedenen Motiven, wahrscheinlich nur bei den entwickelteren Tieren. Auch bei ihnen bleiben sie jedoch beschränkt auf die von unmittelbaren Sinneseindrücken angeregten Vorstellungen und nächsten Assoziationen, so daß von intellektuellen Funktionen im engeren Sinne des Wortes, von Phantasie- und Verstandestätigkeiten, selbst bei den geistig entwickeltsten Tieren nicht, oder doch höchstens in vereinzelten Spuren und Anfängen, die Rede sein kann. Hiermit hängt zugleich zusammen, daß zwar die höheren Tiere durch mannigfache, oft den menschlichen verwandte Ausdrucksbewegungen ihre Affekte und selbst ihre Vorstellungen, insoweit sie an Affekte gebunden sind, nach außen kundgeben können, daß ihnen aber eine entwickelte Sprache mangelt.

Soweit demnach die Entwicklung der Tiere im allgemeinen, trotz der qualitativen Gleichartigkeit der fundamentalen psychischen Vorgänge, hinter der des Menschen zurückbleibt, so ist sie derselben anderseits in vielen Fällen in doppelter Beziehung überlegen: erstens in der Geschwindigkeit der psychischen Ausbildung, und zweitens in gewissen einseitigen Funktionsrichtungen, die durch die besonderen Lebensverhältnisse begünstigt werden. Die größere Geschwindigkeit der Ausbildung zeigt sich darin, daß sehr viele Tiere weit früher, manche unmittelbar nach der Geburt, fähig sind, relativ deutliche Sinneswahrnehmungen zu bilden und zweckmäßige Bewegungen auszuführen. Finden sich auch in dieser Beziehung bei den höheren Tieren sehr große Unterschiede, — so beginnt z. B. das aus dem Ei geschlüpfte Hühnchen sofort Körner zu picken, während der neugeborene Hund blind ist und noch längere Zeit ungeschickt in seinen Bewegungen bleibt, — so scheint es doch, daß die menschliche Entwicklung die langsamste und die am meisten von äußerer Hilfe und Pflege abhängige ist.

Auffallender noch ist die einseitige Funktionsausbildung gewisser Tiere, die sich in bestimmten, regelmäßig mit den Nah-

rungs-, Fortpflanzungs- oder Schutzbedürfnissen zusammenhängenden Triebhandlungen und in der Ausbildung von Sinneswahrnehmungen und Assoziationen äußert, die als Motive in jene Triebhandlungen eingehen. Solche einseitig ausgebildete Triebe nennt man Instinkte. Die Annahme, daß der Instinkt eine nur dem tierischen, nicht dem menschlichen Bewußtsein zukommende Eigenschaft sei, ist natürlich völlig unpsychologisch und steht in Widerspruch mit der Erfahrung. Die Anlage zur Äußerung der allgemeinen tierischen Triebe, namentlich des Nahrungs- und Geschlechtstriebes, ist dem Menschen so gut wie jedem Tier angeboren. Eigentümlich ist nur vielen Tieren die besondere, in verwickelteren zweckmäßigen Handlungen bestehende Äußerungsweise dieser Triebe. Doch verhalten sich in dieser Beziehung die Tiere selbst außerordentlich verschieden. Es gibt zahlreiche sowohl niedere wie höhere Tiere, bei denen die von angeborenen Instinkten ausgehenden Handlungen ebensowenig wie beim Menschen besonders augenfällige Eigenschaften zeigen. Auch ist bemerkenswert, daß die Züchtung der Tiere meist die ihnen im wilden Zustande zukommenden Instinktäußerungen abschwächt, daß sie aber auf der andern Seite neue Instinkte, die sich meist als Modifikationen jener wilden Instinkte betrachten lassen, wie z. B. die gewisser Jagdhunde, besonders der Hühnerhunde, Vorstehhunde u. dgl. hervorbringen kann. Die relativ hohe Ausbildung bestimmter Instinktrichtungen bei den Tieren im Vergleich mit dem Menschen hängt übrigens wohl mit ihrer einseitigen Ausbildung überhaupt zusammen, vermöge deren das psychische Leben der Tiere fast ganz in den dem vorwaltenden Instinkt zugehörigen Vorgängen aufzugehen pflegt.

Die Instinkte im allgemeinen lassen sich als Triebhandlungen betrachten, die aus bestimmten sinnlichen Empfindungen und Gefühlen entspringen. Die physiologischen Ausgangsorte der für die Instinkte vornehmlich maßgebenden Empfindungen sind hierbei die Nahrungs- und die Fortpflanzungsorgane. Demnach

lassen sich wohl alle tierischen Instinkte schließlich auf die beiden Klassen der Nahrungs- und der Fortpflanzungsinstinkte zurückführen, wobei jedoch, namentlich zu den letzteren bei ihren verwickelteren Äußerungen, stets auxiliäre Schutztriebe und soziale Triebe hinzukommen, die nach ihrer Entstehung als besondere Modifikationen der Fortpflanzungstriebe aufzufassen sind. Hierher gehört der Trieb vieler Tiere zum Häuser- und Nestbau, wie der Biber, der Vögel, zahlreicher Insekten (z. B. Spinnen, Wespen, Bienen, Ameisen), ferner die hauptsächlich in der Klasse der Vögel verbreitete Ehe, die bald die monogamische, bald die polygamische Form zeigt. Endlich sind auch die sogenannten „Tierstaaten" der Bienen, Ameisen, Termiten hierher zu rechnen. Sie sind in Wirklichkeit nicht Staaten, sondern Geschlechtsverbindungen, bei denen sich der die Individuen eines Stockes zusammenhaltende soziale Trieb, sowie der ihnen gemeinsame Schutztrieb, dem Fortpflanzungstrieb unterordnen.

Bei allen Instinkten gehen die individuellen Triebhandlungen von äußeren oder inneren Empfindungsreizen aus. Die Handlungen selbst sind aber den Trieb- oder einfachen Willenshandlungen zuzurechnen, weil bestimmte Vorstellungen und Gefühle als einfache Motive ihnen vorausgehen und sie begleiten. Die zusammengesetzte, auf angeborener Anlage beruhende Beschaffenheit der Handlungen läßt sich hierbei nur aus generell erworbenen Eigenschaften des Nervensystems erklären, infolge deren auf gewisse Reize sofort und ohne individuelle Einübung angeborene Reflexmechanismen ausgelöst werden. Die zweckmäßige Wirksamkeit dieser Mechanismen kann aber nur als ein Produkt genereller psychophysischer Entwicklung betrachtet werden. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß die Instinkte nicht bloß mannigfache individuelle Abänderungen, sondern eine gewisse Vervollkommnung durch individuelle Übung zulassen. So lernt der Vogel allmählich sein Nest zweckmäßiger bauen. Die Biene paßt sich veränderten Bedürfnissen an. Statt neue Kolonien zu

gründen, erweitert ein Bienenstock den vorhandenen Bau, wenn man ihm den erforderlichen Raum gibt. Selbst abnorme Gewohnheiten kann sich ein einzelner Bienen- oder Ameisenschwarm zulegen, der erstere z. B. die Gewohnheit, benachbarte Stöcke auszurauben, statt selbst den Blütenhonig zu suchen, oder der letztere die merkwürdige Gewohnheit, die Individuen anderer Ameisenarten zu Sklaven zu machen, oder Blattläuse als nahrunggebende Haustiere zu züchten. Die nachweisbare Entstehung, Befestigung und Vererbung solcher Gewohnheiten zeigt uns deutlich den Weg, auf dem überhaupt verwickelte Instinkte entstanden sein können. Niemals kommt ein Instinkt isoliert vor, sondern bei verwandten Gattungen und Arten zeigen sich einfachere Formen des nämlichen Instinktes. So kann das Loch, welches die Mauerwespe in eine Wand bohrt, um ihre Eier zu legen, als das primitive Vorbild des Baues der Honigbiene gelten. Zwischen beiden steht der einfache, aus wenigen sechseckigen Zellen mittels verklebter Pflanzenstoffe gebildete Bau der gemeinen Wespe als ein natürliches Mittelglied.

Hiernach lassen sich die verwickelten Instinkte als Entwicklungserzeugnisse ursprünglich einfacher Triebe erklären, die sich im Laufe zahlloser Generationen durch allmählich hinzutretende, sich befestigende und vererbende individuelle Gewohnheiten immer mehr differenziert haben. Hierbei ist jeder einzelne Gewohnheitsvorgang als eine Stufe in dieser psychischen Entwicklung aufzufassen; der allmähliche Übergang desselben in eine angeborene Anlage ist aber aus den psychophysischen Vorgängen der Übung abzuleiten, durch die allmählich zusammengesetzte Willenshandlungen in automatische Bewegungen übergehen, die unmittelbar auf den zugehörigen Eindruck folgen.

Sucht man nun auf Grund der psychologischen Vergleichung die allgemeine Frage nach dem genetischen Verhältnis des Menschen zu den Tieren zu beantworten, so muß in Anbetracht der Gleichartigkeit der psychischen Elemente, sowie der einfachsten

und allgemeinsten Verbindungsformen derselben, die Möglichkeit zugestanden werden, daß sich das menschliche Bewußtsein aus einer niedrigeren tierischen Bewußtseinsform entwickelt hat. Auch ist diese Annahme psychologisch schon deshalb wahrscheinlich, weil einerseits die Tierreihe selbst wieder verschiedene psychische Entwicklungsstufen darbietet, anderseits aber jeder individuelle Mensch eine analoge Entwicklung durchläuft. Führt somit die psychische Entwicklungsgeschichte im allgemeinen zu einem die physische Entwicklungstheorie bestätigenden Ergebnis, so darf aber doch nicht übersehen werden, daß die psychischen Unterschiedsmerkmale zwischen Mensch und Tier, wie sie in den intellektuellen und Gemütsvorgängen ihren Ausdruck finden, ungleich tiefer greifen als die physischen Merkmale. Zugleich macht es die große Stabilität in dem psychischen Zustand der Tiere, welcher sogar durch die Einflüsse der Züchtung nur geringe Veränderungen erfährt, äußerst unwahrscheinlich, daß jemals eine der jetzt lebenden Tierformen erheblich die in psychischer Beziehung erreichten Grenzen überschreiten werde.

33.

Die Gestaltung der Erdoberfläche.

Hermann Credner.*

Die Geologie faßt die Erde als ein Individuum im Weltenreiche auf und hat sich die Ergründung deren Entwickelungsgeschichte zur Hauptaufgabe gesetzt. Das organische Einzelwesen, das Tier, die Pflanze, ist der Mensch gewöhnt, eine Reihe von Veränderungen durchlaufen zu sehen, ehe sie den Zustand ihrer größtmöglichen Vollkommenheit erreichen; das kosmische Individuum aber, den Erdball, ist er nur zu sehr geneigt, als etwas Totes und seine Oberfläche als eine starre, unbeweg-

* Vorträge zum Besten der deutschen Invaliden. Leipzig, 1871.

liche Maske zu betrachten. Und doch ist die augenblickliche Erscheinungsweise unseres Planeten nichts als eine momentane Gruppierung des ruhelos wandernden Stoffes, welche nur scheinbar eine gewisse Stabilität bewahrt; nichts als ein Stadium in dem Umgestaltungsprozesse der Erde, ebenso vergänglich wie die bereits durchlaufenen.

Die Gliederung der Erdoberfläche in Land und Meer, in Berg und Tal, in Gebirge und Ebene ist das Resultat mannigfacher, strenggesetzlicher Einwirkungen, welche sich einerseits auf eine empordrängende, hebende, andrerseits auf eine in der Richtung nach der Tiefe tätige, der ersten entgegenarbeitende Kraft zurückführen lassen. Die einzelnen Phasen des Kampfes zwischen diesen beiden geologischen Agenzien finden ihren Ausdruck in der jeweiligen Gestaltung des Erdballes und, davon abhängig, in dem Gesamtcharakter der organischen Welt auf seiner Oberfläche.

Geologische Forschungen und Analogieen mit dem größten Gestirne unseres Planetensystems, der Sonne, führen uns zu einem einst glutflüssigen Zustande der Erde zurück. Wie jeder wärmere Körper in seine kältere Umgebung, so strahlte die Erde Wärme in den Weltenraum aus, kühlte sich an ihrer Oberfläche ab und bedeckte sich, wie Wasser mit Eis, mit einer Erstarrungskruste, deren Dicke im Laufe der Zeiträume auf Kosten des glutflüssigen Inneren zunahm, ohne daß jedoch dieser Prozeß der Abkühlung und des Festwerdens bereits bis zum Zentrum der Erde vorgeschritten ist, vielmehr herrscht dort noch der ursprüngliche Zustand der Glutflüssigkeit. Jene Laven, zum Teil so dünnflüssig, daß sie ihren Weg von dem Krater nach dem Fuße der Vulkane in plätschernden Kaskaden zurücklegen, sind Sendboten eines unter der Erdkruste verborgenen glutflüssigen Kernes.

Das passive Verhalten dieses Erdinneren gegen seine starre Hülle ist nur ein scheinbares, vielmehr sind seine Kraftäußerun-

gen zahlreich, mannigfach und zum Teil erschrecklich. In großartigster Weise offenbaren sich diese in der fortwährenden Auf- und Abbewegung, welcher größere Teile der Erdkruste in der Weise unterworfen sind, daß sich die einen im Zustande unmerklicher Hebung befinden, die anderen in langsamer Senkung begriffen sind. In Folge der Allgemeinheit dieser sogenannten säkularen Schwankungen, aus Mangel an einem an der Bewegung des Festlandes unbeteiligten Beobachtungspunkte gehen die stetigen Oszillationen an dem Bewohner des Binnenlandes unbemerkt vorüber und würden überhaupt kaum nachweisbar sein, wenn nicht der Meeresspiegel ein unveränderliches Niveau einnähme, an welchem sich die Hebungen und Senkungen der Kontinente wahrnehmbar machen und messen lassen. Felsriffe, welche früher vom Wasser bedeckt waren, tauchen empor, Küstenstriche wachsen an Breite in der Richtung nach dem Meere zu, einstige Hafenplätze werden landeinwärts geschoben, flache Meeresarme vollständig unfahrbar gemacht, Korallen- und Austerbänke trocken gelegt. Andere Ufer und mit ihnen Hochwälder und menschliche Bauten senken sich allmählich unter den Spiegel des benachbarten Ozeans, bis sich die Wasser über ihnen schließen.

Die Hebungen oder Senkungen äußern sich der Natur der Sache nach durch Umgestaltungen der Meeresküste, ähnlich wie dies bei Ebbe und Flut der Fall ist, am auffälligsten an flachen Ufern und würden an steilen, felsigen Gestaden spurlos vorübergehen, wenn das Meer nicht selbst darauf bedacht wäre, unverkennbare Merkzeichen überall da zurückzulassen, wo es einst gegen die Ufer gebrandet hat. Durch den Anprall der Wogen hat es die Felswände unterwaschen und die Klippen glatt geleckt, es hat Haufwerke von runden Kieseln aufgetürmt und Muschel- und Korallenbruchstücke zusammengeschwemmt, kurz, sich jene eigentümlichen Strandbildungen bereitet, welche den Ozean wie ein Saum umgürten. Hebt sich der Kontinent, so

entzieht er die Strandlinien dem Bereiche des Meeres, rückt sie landeinwärts und versetzt sie in die Höhe von Hunderten von Füßen. Unterdessen wirft das Meer neue Strandbildungen auf, um dieselben eine nach der anderen einem gleichen Schicksale anheimfallen zu sehen. Als anscheinend horizontale Terrassen umsäumen sie dann die Abhänge der steilen Meeresküsten, — Gegenstände des Staunens für den Wanderer, welcher in tausend und mehr Fuß Höhe über dem Ozean auf weit ausgedehnte Haufwerke von noch unverwitterten Muschelschalen stößt, deren mariner Ursprung ihm nicht entgehen kann, und deren jetzige Lage oberhalb des Meeresspiegels, bei der fast vollkommenen Unveränderlichkeit dieses letzteren, einen sicheren Maßstab abgibt, um wie viel sich die Küste in jüngster Zeit gehoben hat.

In früheren geologischen Perioden, wo die Erdkruste ihre heutige Dicke und deshalb größere Widerstandskraft noch nicht erreicht hatte, waren die Hebungen und Senkungen, denen ihre einzelnen Teile unterworfen waren, weit großartiger und lösten sich gegenseitig in häufigerem Wechsel ab, als heutzutage. Die Oberfläche sämtlicher Kontinente bildete in längst dahingeschwundenen Zeiträumen einen Teil des Meeresgrundes und ist erst allmählich emporgestiegen, oft nur nach kurzem wieder zu versinken und später von neuem hervorzutreten. Wenig vor dem Auftreten des Menschen war der größte Teil der nördlichen Halbkugel von einem nordischen Ozeane überflutet, welcher durch Hebung und damit verbundenes Wachstum des flachen Festlandes nach und nach in seine jetzigen Grenzen zurückgedrängt wurde. In den weiten Sandflächen der norddeutschen Ebene, den auf diesen zerstreut liegenden, weither transportierten Felsblöcken und den wenn auch seltenen Resten seiner einstigen Bewohner hat jenes Meer unverkennbare Spuren seiner früheren Herrschaft zurückgelassen.

In den Gesteinsbildungen noch älterer geologischer Zeit-

räume mehren sich die Anzeigen einer früheren Wasserbedeckung. Ganze Gebirgszüge sind großenteils aus den Resten von Meeresbewohnern zusammengesetzt, weite Plateaus und Hochebenen im Inneren der Kontinente bestehen aus uralten, jetzt in Stein umgewandelten Korallenbauten und Muschelbänken. Auch die Geröllanhäufungen an der einstigen Flutgrenze, heute zu Konglomeraten verkittet, fehlen nicht inmitten des Festlandes. Gerade die höchsten Gebirge der Erde waren vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch Meeresboden, und ihre von Gletschern bedeckten Felsgipfel noch schlammiger, mit den Tieren des Meeres gemengter Bodensatz. Erst durch lang andauernde Hebungen ward der einstige ozeanische Grund zum Festlande und zum Hochgebirge.

Es ist somit jene im Inneren unseres Planeten verborgene vulkanische Kraft, welcher die Erde die Scheidung von Land und Wasser und dadurch ihr höchst organisierter Bewohner die Möglichkeit seiner Existenz verdankt; es ist der Vulkanismus, welcher die Einförmigkeit der ursprünglich fast vollkommen ebenen Kontinente unterbrach, einzelne Teile zu Gebirgen empordrängte und die stagnierenden Wasser zwang, sich Wege nach dem Meere zu bahnen, kurz, Flußsysteme zu bilden, welche zu Adern des Verkehrs, ja zu Bedingungen menschlicher Zivilisation werden sollten.

Nicht immer gehen diese Hebungen einzelner Teile der Erdkruste so ruhig und gleichmäßig und deshalb so unmerklich vor sich; sehr häufig vielmehr sind sie mit ruckweisen Erschütterungen, mit Erdstößen verknüpft. Nicht als ob dies ausnahmsweise Paroxysmen der vulkanischen Einwirkungen auf die Erdkruste wären, sind es vielmehr Erscheinungen, welche sich zweifelsohne fortwährend an irgend einem Punkte der Erde, bald hier, bald dort, geltend machen, fast täglich beobachtet werden und auch Deutschland nicht fremd sind. Glücklicherweise nur selten aber steigen sie sich zu den furchtbarsten der irdischen Schreckniſſe, den Erdbeben.

In enger urſachlicher Beziehung zu den Erderſchütterungen ſtehen die Ausbrüche glutflüſſiger Geſteinsmaſſen aus der Tiefe, die vulkaniſchen Eruptionen. Auf den Spalten, welche die Erdkruſte durchziehen und die Oberfläche unſeres Planeten mit deſſen Innerem in Verbindung ſetzen, ſucht ſich das Material des flüſſigen Kernes unter dem Drucke der ſich abkühlenden Hülle einen Ausweg. An beſonders geeigneten Stellen ſteigt es zu Tage und breitet ſich als Lava in Strömen und Decken auf dem gewonnenen Untergrunde aus, oder ſtaut ſich zu glockenförmigen Bergkegeln über ſeinem Austrittspunkt an. Jedoch in nur ſeltenen Fällen iſt die Eruption eine ſo ruhige und ungehinderte, meiſt iſt der Widerſtand eines Elements zu überwinden, welches in ſtetem und zum Teil erfolgreichem Kampfe mit dem Vulkanismus liegt, des Waſſers. Auf ihrem Wege aus der Tiefe in die Höhe erreicht die Lava Regionen, welche das Waſſer bereits als Schauplatz ſeiner Tätigkeit in Anſpruch genommen hat, wo es in tauſend Adern und Hohlräumen zirkuliert und alle Geſteinsporen erfüllt. Bei der Berührung mit der glutflüſſigen Geſteinsmaſſe wird das Waſſer plötzlich in Dampf verwandelt, Exploſion folgt auf Exploſion, die Lava wird in Atome zerſtäubt, ziſchend dringt der Dampf aus dem Krater, und Wolken von vulkaniſcher Aſche werden Tauſende von Fuß hoch in die Luft geſchleudert. Unter dem Ringkampfe erzittert die Gegend, rollender Donner dringt aus den unterirdiſchen Regionen empor. Endlich iſt der Widerſtand des Waſſers überwunden, in Dampfform iſt es entwichen und das benachbarte Erdreich vollſtändig ausgetrocknet, — da öffnet ſich eine Spalte an der Seite des Vulkans, hellleuchtend bricht die flüſſige Lava hervor und ſtürzt ſich, zuweilen mit der Schnelligkeit eines Sturmwindes die Bergabhänge hinab in die Gefilde und nach den Wohnſtätten der Menſchen.

Der Einfluß des Vulkanismus auf die Geſtaltung der Erdoberfläche und dadurch auf die Organiſation der Erdbewohner

ist kaum zu überschätzen. Und doch ging man, begeistert für das gewaltige geologische Agens, auch hierin zu weit. In der geheimnisvollen Tätigkeit der unterirdischen Kräfte glaubte man die alleinige Ursache der äußeren Gestalt der Erde erkannt zu haben, schrieb die Mannigfaltigkeit in den Umrissen der Kontinente, der Inselreihen, welche diese letzteren umgürten, die Gliederung der Gebirge in Täler und Höhen vulkanischen Paroxysmen zu und malte sich Revolutionen aus, welche die Erde in ihren Grundfesten erschüttert und umgestaltet hatten. In der Vorliebe für das Wunderbare zitierte man überall das Gespenst des Vulkanismus, indem man es verschmähte, an der Hand nüchterner Beobachtungen eine den natürlichen Vorgängen entsprechendere Lösung der geologischen Rätsel zu finden. Man glaubte, aus großartigen Wirkungen auf großartige Kraftäußerungen schließen zu müssen und war endlich überrascht, in dem alles durchdringenden Wassertropfen das Element zu erblicken, dessen stille, aber nimmer stillstehende Tätigkeit die Haupturſache der heutigen Oberflächengestaltung der Erde ist.

An der einen Stelle zerstörend und fortführend, an der anderen absetzend und neubildend, ist dem Wasser die Aufgabe gestellt, dem Vulkanismus entgegenzuarbeiten, umzureißen, was vulkanische Kraft aufgebaut, auszuebnen, was sie emporgedrängt hat. Das Endziel seiner Tätigkeit ist es, die ursprüngliche, regelmäßige, von Berg und Tal nicht unterbrochene Gestalt der Erde wieder herzustellen.

Der ganze Kreislauf des Wassers ist, abgesehen von seinen Pflichten gegen die organische Natur, ein geologisches Werkzeug, dessen einschneidende Wirkung auf seinem Streben beruht, von der Höhe nach der Tiefe zu gelangen. Als Regentropfen auf den Schauplatz seiner Tätigkeit gefallen, beginnt es sogleich, sich mit Überwindung aller Hindernisse einen Weg nach den tiefsten Punkten der Erdoberfläche, dem Meere, zu bahnen. Der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe des Was-

fers entspricht die Vielfältigkeit der Mittel, welche ihm zur Erfüllung derselben zu Gebote gestellt sind. Reicht seine mechanische Kraft zur Zertrümmerung und zur Transportierung der Gesteinsmassen, welche sich ihm in den Weg stellen, nicht aus, dann kommt ihm seine Tätigkeit zu Hilfe, gewisse Bestandteile der Gesteine chemisch aufzulösen und auszulaugen und dadurch den Fels in seinem innersten Gefüge zu lockern; und sind beide vereint zu schwach zur Bewältigung der Hindernisse, so gesellt sich ihnen der Frost zu. Dann nimmt das Wasser seine feste Form an und dehnt sich bei dieser Gestaltsveränderung mit so unwiderstehlicher Gewalt aus, daß es, in Felsenspalten eingeschlossen, die Gesteine zertrümmert, ein Vorgang, welcher sich im Hochgebirge allnächtlich, in flachen und wärmeren Gegenden nur während jedes Frühjahrs und Herbstes wiederholt, bis die Trümmer genügend klein sind, um vom Wasser fortgeschoben zu werden. Auf diese Weise werden Felspartieen dem Gebirgsbach zur Beute, welche, hoch über dessen Bett erhaben, seiner direkten Einwirkung entzogen sind, aber durch die zersprengende Kraft des in ihren Spalten gefrierenden Wassers losgelöst werden, in die Tiefe stürzen und hier dem Schicksale der Zerstörung anheimfallen.

Zwei Kräfte sind es nach alledem, aus deren Wechselwirkung die gedeihliche Mannigfaltigkeit, die planvolle Gliederung, die gesamte Gestaltung der Erdoberfläche hervorgegangen ist: der Vulkanismus, das empordrängende, und das Wasser, das ausgleichende Element. Die Wege ihrer Wirksamkeit sind viele, doch gerade die unscheinbarsten und verborgensten sind es, welche den bedeutendsten Einfluß ausgeübt haben. Das furchtbarste Erdbeben, der gewaltigste Ausbruch eines Vulkans, ihr Einfluß ist nur lokal und verschwindend; auf dem ruhigen Kreislaufe des Wassers, den kaum merklichen Hebungen der Kontinente beruht die allmähliche Entwicklung der Erde und ihrer Bewohner.

34.

Das moderne Bildungsstreben.

Adolf Harnack.*

Wesensbestimmungen der Bildung gibt es zahlreiche, und ihre Mannigfaltigkeit beweist, wie verschiedene Seiten sie hat und wie verschieden sie betrachtet werden kann. Faßt man den Menschen seinen Anlagen nach, so wird Bildung die volle Ausgestaltung aller der Kräfte sein, die im Innern schlummern; man wird durch die Bildung, was man ist, oder vielmehr was man sein kann; die vollste Entfaltung der Individualität ist hier das höchste Ziel der Bildung, und mit dieser vollen Entfaltung auch die Freiheit gegenüber der Außenwelt, eine gleichsam wiedergewonnene Naivität. Sie ist das sicherste Zeichen der geschlossenen befreiten Persönlichkeit.

„Doch er stehet männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen."

2. Faßt man den Menschen innerhalb der Natur, so wird die Bildung eine doppelte Aufgabe haben: einerseits wird sie eine Waffe sein gegen die Natur, eine Schutzwehr gegen ihre alles zu verschlingen drohende Gewalt, — Naturbeherrschung, so weit nur immer möglich, — ein Ablauschen und Abtrotzen der Geheimnisse der Natur, um sie zu zwingen und dienstbar zu machen. Andererseits soll sie durch Verständnis mit der Natur versöhnen, soll den Zusammenhang mit allem Lebendigen aufdecken und den Zusammenschluß, wo er heilsam, befördern. Auch hier ist Kraft und Freiheit das höchste Ziel, welches winkt.

Faßt man den Menschen aber innerhalb der Geschichte und als Glied der Menschheit, so ist Bildung das Vermögen, alles Menschliche mit Verständnis und Teilnahme aufzunehmen und

* Reden und Aufsätze. Gießen, 1904. Bd. 2. S. 85.

wieder zurückzustrahlen, die eigene Seele offen zu halten und die anderen Seelen zu öffnen, Verstand und Herz zu feinen Organen auszubilden, die dort sehen und hören, wohin die Sinne nicht mehr reichen, sich an vielen Orten heimisch zu machen und sich doch nirgends einzuschließen, innerhalb des Wechsels der Dinge das Leben dauerhaft und würdig zu gestalten und inmitten des Einförmigen und Abstumpfenden ihm Gehalt zu geben, Selbstbeherrschung und Geduld zu gewinnen gegenüber dem Allzumenschlichen und Ehrfurcht zu behaupten vor dem Menschlichen und Göttlichen.

Faßt man endlich die Bildung im engsten Sinne in Bezug auf den besonderen Beruf jedes Einzelnen, so ist sie die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, die nötig sind, um diesen Beruf wirklich auszufüllen und sich frei in ihm zu bewegen. Auch hier ist Freiheit das letzte Ergebnis; gebildet ist in seinem Beruf und für denselben, wer durch ihn nicht niedergedrückt wird, sondern dessen Kennen und Können zur zweiten Natur geworden ist. Niemals darf diese Bildung im engeren Sinn, die Fachbildung, unterschätzt werden; denn der Weg zur allgemeinen Bildung führt regelmäßig durch die spezielle und ist anders schwer oder überhaupt nicht zu finden.

Aber fragen wir uns nun, in welcher Richtung hauptsächlich das moderne Bildungsstreben sich bewegt; denn obgleich alle Bildung nur eine ist, so treten doch zu allen Zeiten verschiedene Momente in ihr hervor und gewinnen die Oberhand. Sehe ich recht, so lassen sich in unserem modernen Bildungsstreben folgende Hauptzüge erkennen. Erstlich, es zeigt eine energische Richtung auf die wirkliche Wissenschaft; zweitens, es zeigt die ernsteste Absicht, Unabhängigkeit und wirtschaftliche Selbständigkeit zu erringen; drittens, es zeigt den Trieb, das Lebensgefühl zu steigern und größeren Anteil am Leben, extensiv und intensiv, zu gewinnen.

Das moderne Bildungsstreben zeigt eine energische Richtung

auf die wirkliche Wissenschaft; ich könnte dafür auch sagen, auf die Erkenntnis des Wirklichen. Es ist für den Mann der Wissenschaft eine Freude, zu sehen, mit welchem inneren Drang und Eifer wissenschaftliche Erkenntnis heutzutage aufgesucht wird. Mit schönen Worten und unterhaltenden Erzählungen ist nicht mehr gedient; man will die Welt des Wirklichen erkennen und will die Fortschritte der Erkenntnis studieren. Darum tritt heutzutage der einzelne populär-wissenschaftliche Vortrag immer mehr zurück gegenüber der zusammenhängenden Unterweisung. Wie das Wirkliche gefunden und erkannt wird, dafür ist der Sinn aufgegangen oder wenigstens das Verlangen, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen und sich vor Schein und Täuschung zu hüten. Vor allem aber sind es die zwei leitenden Ideen der modernen Wissenschaft, die sich weiter Kreise bemächtigt haben und bereits Richtlinien für sie geworden sind: die Erhaltung und Umformung der Kräfte und der Entwicklungsgedanke. Wir freuen uns, daß dem so ist, und diejenigen täuschen sich, welche meinen, daß dieser Schritt je wieder zurückgenommen werden könne. Die Einsicht, daß die einzelne Kraft ein integrierender Bestandteil eines Kräftesystems ist und nur in ihm seine Stätte hat, und daß die einzelne Erscheinung nur als Glied einer Entwicklungsreihe eine Tatsache ist, diese Einsicht wird, einmal gewonnen, nie wieder verschwinden; denn sie ist die Bedingung, soviel von der Welt um uns zu erkennen und zu durchschauen, als uns zu erkennen vergönnt ist. In diesem Sinne ist das Urteil, daß der Zug der Zeit ein realistischer ist, vollberechtigt; aber wir fällen es nicht im Sinne einer Klage, sondern freudig. Wir freuen uns, in einer Zeit leben zu dürfen, in welcher — Stumpfsinn und Aberglaube gibt es freilich genug — der Zug zum Wirklichen so mächtig ist. Ehrlichkeit und Redlichkeit liegt darinnen, ehrliche Arbeit und redliches Bemühen, und ich stehe nicht an, diesem Zug eine hohe sittliche Bedeutung beizumessen. Wer der Erkenntnis des Wirklichen

unbestochen nachgeht, der steht dadurch in sittlicher Tätigkeit, und wer Opfer an Kraft und Mitteln für sie bringt, bringt sie für eine sittliche Aufgabe.

Zweitens zeigt das moderne Bildungsstreben die ernsteste Absicht, durch Bildung Unabhängigkeit und wirtschaftliche Selbständigkeit zu gewinnen. Was treibt die Scharen bildungseifriger Arbeiter dazu, ihre kärglichen Freistunden der Fachbildung zu widmen und ihre Kenntnisse zu vermehren? Nicht nur der Wissenstrieb als solcher, sondern auch das lebhafte Verlangen, ihre Lage zu verbessern und durch Kenntnisse und Fertigkeiten eine gesichertere Stellung auf dem Arbeitsmarkte zu gewinnen. Was ist eine der mächtigsten Triebfedern in der großen Frauenbewegung? Selbständig zu werden, auf eigenen Füßen zu stehen und durch einen festen Beruf eine gesicherte Stellung zu erhalten. Diese Tendenz ist in jeder Hinsicht beifallswert, ja auch sie ist als eine sittliche im strengen Sinne in Anspruch zu nehmen. Ohne Beruf und einen festen Kreis ist der Mensch, ob Mann oder Weib, ein unnützes Wesen; der Beruf ist der Halt und der Rückgrat des Lebens; nur in einem festen Pflichtenkreise und in dem Gefühl, an seiner Stelle notwendig zu sein, bleibt der Mensch gesund. Ist nun die Ehe unzähligen Mädchen verschlossen und ist die hauswirtschaftliche Arbeit, verglichen mit früheren Zeiten, außerordentlich reduziert, so müssen andere Berufe von den Frauen gesucht, und sie müssen ihnen geöffnet werden. Ja, man wird noch einen Schritt weiter gehen und denen beipflichten müssen, die da sagen, kein Mädchen soll nur für die Ehe und ausschließlich als zukünftige Gefährtin des Mannes erzogen werden, sondern sie soll so gebildet werden, daß sie einem tüchtigen Beruf vorstehen kann. Ganz mit Recht wird diese Forderung erhoben, nicht nur weil eine zukünftige Eheschließung immer unsicher ist, nicht nur weil es gilt, die bemitleidenswerte Lage unzähliger Witwen, die früher gleichsam wie eine unabänderliche Schickung betrachtet wurde, im voraus zu

bessern, sondern weil es dem Gang, den unsere Entwicklung gewonnen hat, entspricht, daß jedes gesunde Wesen für sich selbst zu sorgen vermag und es als Pflicht und Recht empfindet, auf eigenen Füßen zu stehen. In anderen Zeiten sind die Anschauungen darüber andere gewesen, eine neue Zeit ist heraufgestiegen, und wir freuen uns, ihre Bürger zu sein. Wir erwarten auch von dieser Umgestaltung, in deren Anfängen wir stehen, eine Versittlichung des weiblichen Geschlechts, wo solche nötig, und eine Versittlichung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander. Eigentümliche neue Gefahren tauchen freilich auch hier auf; ohne Schatten ist nichts Menschliches; aber daß dunkle Nachtseiten in der Lage und dem Zustande des weiblichen Geschlechts schwinden oder doch abnehmen können, wenn die wirtschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit desselben gesteigert wird, kann schwerlich zweifelhaft sein.

In dieser Betrachtung fühle ich mich eins mit einem der tüchtigsten Vertreter der Frauenbewegung, mit Herrn Wychgram. Er schreibt in dem Vorwort zu seiner neuen Zeitschrift, „Frauenbildung“: „Die Förderung des weiblichen Unterrichtswesens wird, wenn sie unter den richtigen Gesichtspunkten und mit den rechten Mitteln vollzogen wird, sowohl der Frau als der Gesellschaft selbst Segen bringen. Denn das sind die beiden beherrschenden Rücksichten; indem wir die geistige Bildung der Frau heben, heben wir die Stellung der Frau selbst, und indem wir dieses tun, glauben wir unserem Kulturleben neue, große und fruchtbare Werte zuzuführen. Wir schaffen der Frau eine höhere und edlere Selbständigkeit. Dies aber kann und muß in doppeltem Sinn verstanden werden, im ethischen und im wirtschaftlichen. In jenem, weil die höchstmögliche Ausbildung der geistigen Kräfte dem modernen Menschen, was auch immer dagegen gesagt werden mag, die wirksamste Vorbedingung einer ernsten Erfassung des Lebens und seiner Aufgaben bietet, und weil solche Erfassung bei jeder tiefer angelegten Natur wiederum

eine nicht versiegende Quelle des Glückes ist. In dem andern, dem wirtschaftlichen Sinn aber bedeutet Selbständigkeit die Erhebung über jenen traurigen Zustand, da wir von der Arbeit der anderen leben müssen und eigene, von anderen bewertete Arbeit nicht leisten. Auch dies berührt sich mit den ernstesten Fragen, und wenn für keinen Verständigen darüber Zweifel bestehen, daß Arbeit, recht geboten, recht erfaßt und recht belohnt, Glück ist, dann müssen wir die Frauen zu solcher Arbeit hinführen."

Drittens zeigt das moderne Bildungsstreben den Trieb, das Lebensgefühl zu steigern und größeren Anteil am Leben, extensiv und intensiv, zu gewinnen. Damit ist eine Seite berührt, die nicht leicht zu fassen ist. Ich meine nicht das Streben nach mehr Genuß. Auch dieses enthält zwar etwas Gerechtfertigtes, und es ist nicht sehr billig, es zu schmähen, während sich doch die Schmähenden leicht Hunderte von Genüssen verschaffen, die der Geschmähte entbehrt. Ich meine auch nicht die allermodernste romantische Neigung, das Lebensgefühl durch exzentrische Phantasieen zu steigern und zu berauschen. Diese Neigung ist rechter Bildung geradezu entgegengesetzt und feindlich. Das, was ich meine, ist das Bestreben, sich aus jenem abstumpfenden Einerlei des Lebens zu befreien, welches noch für Tausende das Leben selbst ist, um den Kreis des Daseins reich und kräftig zu gestalten. In vielen ist heute dieses Streben eine Macht; sie empfinden, daß der Mensch nicht nur des Wechsels von Tag und Nacht bedarf, um gesund zu bleiben, sondern auch eines Wechsels am Tage, und daß er sich nur frisch erhalten kann, wenn er über seinen nächsten Beruf hinaus Anteil nimmt am allgemeinen Menschlichen. Soll dieser Anteil aber über rohe Genüsse hinausführen, so ist ein gewisses, ja ein fortschreitendes Maß von Bildung unerläßlich, dazu ein Zusammenschluß mit Gleichstrebenden, denn der isolierte Mensch gelangt hier niemals zum Ziele. Das wird auch von den Aufstrebenden empfunden; denn nicht als etwas Äußerliches oder Zufälliges tritt das soziale

Element im Zusammenhang mit dem Bildungsstreben, das Leben reicher zu gestalten, auf. Vom sittlichen und vom christlichen Standpunkt aber kann gegen dieses Bemühen nichts eingewendet werden; denn der Zweck des Lebens ist, um des ewigen Inhalts willen, welchen jedes Leben haben soll, das Leben selbst.

Ich habe versucht, das moderne Bildungsstreben nach seinen wichtigsten Seiten zu charakterisieren. Der sittliche und soziale Wert desselben ist dabei überall hervorgetreten, ohne daß ich ihn aufdringlich vorgerückt oder Einzelwirkungen genannt hätte. In der Tat liegt auch nicht in den Einzelwirkungen der Hauptwert, obgleich deren nicht wenige sind. Ich verweise z. B. darauf, wie durch die erhöhte Bildung die Wohnungsfrage, dieses so wichtige Problem des sozialen Lebens, im günstigen Sinne beeinflußt wird. Kann man doch geradezu die Wohnung als einen Gradmesser der Bildung in Anspruch nehmen, und überall beobachtet man, daß gesteigerte Bildung sich eine bessere Wohnung erzwingt; die wirtschaftlichen Verhältnisse müssen hier dem idealen Anstoße folgen, und folgen ihm nachweisbar. Ferner verweise ich auf die Tatsache, daß durch die erhöhte Bildung ein Ausgleich der Stände stattfindet und daß die einzelnen Schichten und Gruppen der Nation sich näher treten und innere Fühlung mit einander gewinnen. In diesem Sinne sind namentlich auch die Hochschulkurse von großer Bedeutung; ja schon in diesen und ähnlichen Unternehmungen an sich liegt ein starkes soziales Element, ein Element der Anerkennung und des Zusammenschlusses. Endlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der gebildete Mensch in der Regel der besonnene sein wird; extreme und exzentrische Standpunkte werden verlassen werden, und ein Sinn für das Bedingte der Verhältnisse wird erwachen. Damit wird der soziale Friede näher gerückt. Aber, wie gesagt, die Einzelwirkungen dürfen hier nur als Teile der Gesamtwirkung ins Auge gefaßt werden. Diese besteht darin, daß die erhöhte

Bildung das Individuum zur Persönlichkeit gestaltet und daß sie dasselbe eben dadurch auch sozial wertvoller macht. Das Ziel einer in friedlicher Arbeit und in gegenseitiger Anerkennung und Fürsorge geschlossenen Nation und das Ziel „eines allgemein sittlichen Weltbundes," in dem „die Menschen sich mit allen Kräften, mit Herz und Geist, Verstand und Liebe vereinigen," liegt, wie alle Ideale, hoch über uns. Aber es ist gewiß, daß wir uns von ihm nicht entfernen, sondern auf dem rechten Wege sind, wenn wir das Bildungsstreben überall fördern und neben der Sorge für die wirtschaftliche Hebung die ideale Seite, die doch in Wirklichkeit etwas höchst Reales ist, niemals aus den Augen lassen.

35.

Der Naturalismus: eine abfällige Kritik.

Adolf Stern.*

Der poetischen Litteratur stellt sich in neuester Zeit eine mit vielem kritischen Lärm und scheinwissenschaftlichen Staubaufwirbeln gepaarte Reformbewegung gegenüber, welche unter dem Banner des „Naturalismus" eine neue Kunst, einen völligen und entscheidenden Bruch mit der Vergangenheit ankündigt. Wie manche anspruchsvolle und schließlich fruchtlose Bewegung zuvor, ist auch diese nicht aus den Tiefen des deutschen Volksgeistes, nicht aus dem unmittelbaren Bedürfnis des Lebens selbst hervorgegangen, sondern im Anschluß und geistigen Austausch mit litterarischen Erscheinungen des Auslandes geboren. Die Kette französischer Lebensdarsteller, die von Flaubert bis zu Emil Zola reicht, russische und nordische Schriftsteller sehr verschiedenen Wertes, riefen die deutsche Nachahmung wach und dienten einer von regem Ehrgeiz und leidenschaftlicher Sehnsucht nach dem Neuen bewegten Jugend zu litterarischen Vorbil-

* Die deutsche Nationallitteratur. Leipzig, 1890. S. 157.

dern. Da ein guter Teil der deutschen Dichtung unter den Anregungen des Auslands gediehen ist und manche Nachahmung die Vorbilder hinter sich gelassen hat, so würde die ursprüngliche Anknüpfung an französische und nordische Muster nichts gegen die jüngste naturalistische Schule beweisen, wenn ihr wahrhaft große Naturen mit großer Entwicklungsfähigkeit zu eigen wären. In der bloßen Tatsache einer neuen Schule, einer gewaltsamen Erhebung gegen die vorher geltenden Empfindungen und ästhetischen Anschauungen liegt an sich nicht die geringste Gewähr mächtiger und gehaltreicher Schöpfungen. Die Sturm- und Drangperiode hatte Folgen, weil ihr eine Reihe der größten Talente angehörten und weil sie, trotz aller Irrtümer und Ausschreitungen, in der Hauptsache dem tiefsten Grunde einer großen und notwendigen gesellschaftlichen Umbildung entquoll. Umgekehrt waren die zweite schlesische Schule in unserer deutschen, der Gongorismus in der spanischen, die gotische Schule in der englischen Litteratur auch neu, ohne mehr hervorzubringen, als Schwulst und Fratzen. Auf die Schöpfungen, nicht auf die Manifeste kommt es in aller lebendigen Kunst an. Was in den litterarischen Losungen und Schlachtrufen des Naturalismus wahr und vollberechtigt ist, kann den Vorzug der Neuheit nicht in Anspruch nehmen. Naturalisten in dem Sinne, daß die Natur der ewig fließende Born ist, aus dem alle echte Dichtung entschlossen schöpfte und immer wieder schöpfen muß, sind alle wahrhaften Dichter, große wie kleine, allezeit gewesen; Naturalisten in dem Sinne, daß nur im Brutalen, Häßlichen, Widrigen und Krankhaften die Wahrheit des Lebens wiederzuspiegeln sei, können echte Dichter, große wie kleine, höchstens vorübergehend und unter dem Eindruck besonders ungünstiger Lebens- und Entwicklungsmomente sein.

Das schöpferische Talent, der poetische Sinn, die gestaltende Phantasie, die nach Maßgabe ihrer Kraft sich ein Stück der Welt und im höchsten Falle die Welt selbst aneignet, der alle

Beobachtung, alle Erfahrung und aller Erwerb von Kenntnissen lediglich dienen müssen, war immer und wird bleiben die erste Bedingung aller dichterischen Tätigkeit, und jede Poesie ohne diese Voraussetzung steht in einem völligen Widerspruch mit den Tatsachen. Trachtet man den Glauben zu verbreiten, als hätten die großen Dichter vergangener Zeiten, Shakespeare und Goethe eingeschlossen, ohne Ahnung von der Tiefe der Natur und ohne Kenntnis ewiger Gesetze des Lebens und der menschlichen Entwicklung, rein willkürlich phantasiert, so weiß jeder einfach genießende Kenner der Litteratur, daß kein echter Dichter, so groß auch seine Phantasie und Gestaltungskraft sei, die Erfahrung und die Kenntnis der äußern Welt verschmäht; daß er für die lebendige Darstellung einer poetischen Idee und Handlung keine Anstrengung und kein Studium gescheut hat; weiß, daß der echte Dichter vor Nachtseiten der Natur, der menschlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, wo ihm deren Darstellung zum Mittel höheren Zweckes wird, nicht zurückschreckt; daß aber die Aufgabe der poetischen Litteratur nur mit frevler Willkür dahin begrenzt werden kann, die Krankheitsprozesse innerhalb der menschlichen Natur und Kultur darzustellen. In Wahrheit drückt man mit einer Aufgabe wie der bezeichneten die Dichtung tief unter die Wissenschaft. Denn die pathologische Anatomie als Wissenschaft stützt sich durchaus auf die Kenntnis des normalen gesunden Körpers. Der neueren poetischen Litteratur aber wird kaltblütig zugemutet, von der Gesundheit, der Schönheit, der ungebrochenen Kraft des Lebens, von der Zuversicht des Glaubens und den siegenden idealen Kräften in der menschlichen Natur, von der Gesundheit überhaupt, nichts mehr zu wissen.

Für die Hereinziehung naturwissenschaftlicher, physiologischer und psychologischer Kenntnisse in die poetische Darstellung gilt ganz die gleiche Schranke wie für die Verwertung historischer, archäologischer und ethnographischer Kenntnisse in der poetischen

Litteratur. Niemand kann dem Dichter im voraus vorschreiben, wie viel oder wie wenig er davon in seinem Gebilde verwenden dürfe. In dem Maße aber, wie diese Kenntnisse eine selbständige Rolle spielen und statt in Fleisch und Blut wirklicher Lebensdarstellung übergegangen zu sein, zum theatralischen Aufputz dienen, erscheinen sie als das Überflüssigste und Störendste von der Welt; und der einfachste Hörer oder Leser entschlägt sich des Gedankens nicht, daß es um die eigentliche Anschauungs- und Gestaltungskraft schwach und dürftig bestellt sei und dies durch wissenschaftlichen Prunk verdeckt werden solle. Die Vertauschung poetisch unbelebter historischer Elemente (an denen die deutsche Dichtung so oft gekrankt hat) mit poetisch unbelebten naturwissenschaftlichen ist weder ein Fortschritt noch ein Gewinn. Überall wo das poetische Lebensgefühl, die Ganzheit der dichterischen Anschauung und Darstellung in vermeintlich wichtigeren Einzelheiten untergeht, wo der Dichter — und wäre es auch nur der Romanschriftsteller — die Ergebnisse seiner Studien oder Erfahrungen unverarbeitet in seine Darstellung hineinwirft, überall wo die dramatische oder erzählende Form zum Vehikel von Wahrheiten oder Irrtümern dient, die in rein wissenschaftlicher Form viel eindringlicher oder überzeugender vorgetragen werden können, sind die Grenzen der Dichtung überschritten.

Die Forderung an den Dichter, sich die Resultate der neueren Naturforschung wahllos zu eigen zu machen und die schaffende Litteratur in eine Beispielsammlung für die naturwissenschaftliche Erkenntnis zu verwandeln, scheitert an der Natur der Dichtung selbst. Selbst wenn jede Erkenntnis oder Behauptung der neueren Wissenschaft über jeden Zweifel erhaben wäre, wenn dem forschenden und wissenden Geiste mit Sicherheit die ganze Kette menschlicher Empfindungen, Entschlüsse und Taten lediglich als eine Kette von Nervenreizen und entsprechenden Tätigkeiten gelten müßte, selbst dann würden die Vorgänge jedes Lebens für den Dichter und Künstler in ihrer Erscheinung freie Willensakte

bleiben. Die Überzeugung von der Nichtigkeit des einzelnen Menschen wie des Einzelschicksals im großen Zusammenhange der Dinge mag einem Welteroberer, einem Philosophen und einem Naturforscher gut zu Gesicht stehen; für die Dichtung ist sie schlechthin unbrauchbar, zerstört deren innersten Kern, der der liebevolle Anteil an jeder einzelnen Erscheinung, jedem Schicksal war, ist und sein wird.

So stark und so unbesiegbar ist die Macht der Erscheinung über den darstellenden Dichter und den Künstler überhaupt, daß er sich selbst für seine Schilderung der Außenwelt jener veralteten und unwissenschaftlichen Bilder bedienen muß, welche Homer, Sophokles, Shakespeare, Cervantes und Goethe eben auch anwendeten. Die moderne Wissenschaft weiß uns sehr viel von der Sonne zu sagen, und für sie schirrt allerdings Helios die Rosse nicht mehr an. Aber die Sonne steigt für Millionen Augen noch immer im Osten empor und sinkt im Westen ins Meer, und ihre Wirkungen auf Tun und Lassen, Lust und Unlust des einzelnen Menschen sind die gleichen wie in Homers Zeiten, auch wenn der moderne Dichter noch so gut über Sonnenferne, Sonnendurchmesser, Sonnenflecke und Protuberanzen unterrichtet wäre. Der Mond wird durch die sämtlichen Forschungen Schröters und Mädlers, ja selbst durch das leidenschaftliche Interesse eines modernen Dichters für Mondgebirge und Mondkrater in seinen Erscheinungen nicht verändert, sein Licht füllt noch immer Busch und Tal, und die Stille einer schönen Mondnacht wird fortfahren, hier und dort eine Seele ganz zu füllen. Für den echten Dichter gibt es bei der Wiedergabe von Naturbildern und den aus ihnen quellenden Stimmungen kaum Unterschiede zwischen alt und neu, die Linden rauschen über Turgenjews düster sinnenden modernen Menschen noch ebenso wie über Meister Gottfrieds Tristan und Isolde.

36.

Der Naturalismus: zur Verteidigung.

Ludwig Anzengruber.*

Das war doch eine lustige Zeit, die der Romantiker, da leistete die Phantasie das Überschwenglichste, da ließ man die Götter donnern, die Geister hauchen, die Helden urkräftig, die Heiligen salbungsvoll, die Könige königlich reden und die Kobolde kichern; da konnte sich noch der unerfahrenste Poet gebärden, als habe er mit eben diesen Göttern und Geistern, Helden und Heiligen, Königen und Kobolden persönlichen Umgang; heutzutage muß dieser als kompromittierend aufgegeben werden, die Götter sind uns stumm, die Wunder der Heiligen fragwürdig, die Spuke der Kobolde und Geister verdächtig geworden, und die Leistungen der Könige und Helden gemahnen doch gar zu sehr an Mord und Totschlag.

Wir wollen der Phantasie nimmer die Zügel schießen lassen, ohne zu wissen, wo sie hinaus will, und behagt uns das Ziel nicht, so rufen wir dem Poet ein „Glück auf den Weg" zu, und er mag allein fahren. Wenn es früher galt, den oder jenen Menschen als Helden oder König reden zu lassen, so gilt es jetzt, daß der König und jener Held als Mensch rede, und wo heutzutage ein Versuch vorliegt, sie reden zu lassen, unternimmt er auch eine Vermenschlichung; ob sie zum Guten oder Üblen ausschlägt, hängt vom Geschick des Autors ab.

Wohl ließen wir ebenso gerne wie unsere Vorfahren das Gewaltige, das Große, das Erhabene auf uns wirken, ließen uns ebenso gerne von übermächtigen Empfindungen erschüttern und erheben, aber die Mittel zum Zwecke müßten anders geartet sein, und um solche Mittel scheinen wir vorläufig noch verlegen.

* Dorfgänge II. Vorrede. Gesammelte Werke. Stuttgart, 1897. Bd. 4. S. 2.

Kurz, es sind dermalen Zeiten, wo der Poet alle Ursache hat, sich dankbar des Rates zu erinnern, den seinerzeit Goethe gab: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben," mit der Versicherung, daß, wo man's packe, es auch interessant sei. Freilich hat mancher eine unglückliche Hand, und wo er anpackt, zappelt sich sofort alles Interessante zu Tode, aber im allgemeinen wird mit Geschick frisch zugegriffen. In der Behandlung des Aufgegriffenen hat jeder seine eigene Weise, aber es lassen sich leicht zwei Arten unterscheiden, nach welchen er sich die Sache vorher zurechtlegt.

Manchen jammert es, daß er all seine Gestaltungskraft, all seine himmelstürmenden Gedanken, all seine glühenden Empfindungen an das Kleine und Kleinliche aufwenden soll, das sich da auf schmutziger Scholle herumtreibt. Von dem Stoffe selbst erwartet er wenig Wirkung, er empfindet ihn als etwas Widerstrebendes, spricht nur von einer Bewältigung desselben, und das Beste dünkt ihm immer das, was er aus eigenem dazu zu geben hat. Glaubt er also einen Fund getan zu haben, so löst er erst sorgfältig alles von den Beziehungen los, fegt die Platte seines Schreibtisches mit de Hasenpfote rein und stellt das Ganze säuberlich darauf; zerfällt es dabei auch etwas in seinen natürlichen Proportionen, so schadet das nicht, er lackiert es hübsch honigfarben, und die Verklärung des Lebens ist fertig, und mit dieser ist ja die Mehrzahl der Leser vollkommen einverstanden. Soll denn nicht die Kunst der geheiligte Tempel, der friedliche Laubengang, die fröhliche Schenke — und ich weiß nicht, was noch — sein, wo man sich hinflüchten und dem Leben aus dem Wege gehen kann? Man verlangt nach sanften Schmerzen und milden Tränen. Soll uns denn auch noch in den Büchern das wilde Weh und der stöhnende Aufschrei begegnen, vor welchem wir sonst, wo es nur angeht, Aug' und Ohr verschließen?

Nein. Es ist die Mehrzahl der Leser, welche diese Begegnung

fürchtet, und der Autor erfüllt somit nur die Gebote der Klugheit und der Menschenfreundlichkeit, wenn er ihnen dieselbe erspart. Ja, für die Verklärung des Lebens spricht alles, und dagegen nur eines — die Wahrheit.

Es war ein Wunder der Plastik, das mir einmal vor Augen kam. Eine tropische Gegend. Links in einem Gebüsche ein Beduine, das Gewehr im Anschlag, rechts auf einem Dromedar ein anderer Beduine, gleichfalls schußfertig, und auf der Erde zwischen beiden unter den Pranken zweier Tiger ein blutender Sklave. Ich habe aber niemand in atemloser Spannung, in teilnehmender Aufregung davor stehen sehen, denn es war eine Gruppe in dem Schaufenster eines Zuckerbäckerladens. Aber sie war allerliebst, so sagten die Leute.

Es ist sehr begreiflich, daß sich gegen einen Autor der eben geschilderten Art einer, der in entgegengesetzter Weise verfährt, ungemein nüchtern ausnehmen muß. Ein solcher glaubt der Wirkung seines Stoffes im voraus sicher zu sein, wenn er alle seine Gestaltungskraft an das Kleine und Kleinliche aufwendet, und er will es dabei eingedenk bleiben, daß selbst die schmutzige Scholle ein Stück der Allnährerin Erde sei. Von allem, was ihm wohl oder wehe das Herz bewegt, von allem, was in seinem Gehirne stürmt oder gärt, trägt er nichts in den Stoff hinein; er will alles aus ihm herausarbeiten, denn alle herz- und hirnbewegenden Gedanken betrachtet er auch nicht als in ihn selbst hineingelegt, sondern durch Welt und Zeit, Sonne und Wetter aus ihm herausgereift, und er hält es für gewiß, daß er ihnen in tausend Herzen und Gehirnen wieder begegnet, und daß bei einer jeden solchen Begegnung es in lohenden Funken aufsprüht, licht, klar, überzeugend.

Er glaubt, daß von Menschenbrust zu Menschenbrust ein elektrischer Draht läuft, an dessen Ende, unbekümmert darum, ob er unter Kloaken und Gefängniszellen hinzieht, die Botschaft des Geistes sich in Lettern fertig stellt.

Er erspart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke, er jagt den Trunkenen, der alle belästigt, nicht von der Straße, alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für euch tut, ist, sie abzukürzen, nachdem ihr aber doch den Eindruck einmal weg habt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte.

Er führt niemand abseits des Lebens, jeden führt er inmitten der breiten Straße desselben, vorbei an wildromantischen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedlungen, an traurigen Einöden und an lachenden Gefilden; er erspart euch keinen Stein des Anstoßes, keine Rauheiten des Weges, keine Krümmung; nicht um zu ermüden, sondern um euch die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Darum beugt er nicht aus, darum zeichnet er getreulich jede Wahrnehmung auf, die er an jenen macht, welche der Straße entlang forthasten. Er zeichnet alles auf, was er zu hören bekommt, von den ruchlosen Flüchen der Ungeduldigen bis zu den stillen Seufzern der Ergebenen; alles, was sich seinem Auge einprägt, von der schweißtriefenden Stirne des rastlos Ausschreitenden bis zu dem fahlen Antlitz dessen, der ziellos forttaumelt, um sterbensmüde an einem Grabenrande zusammenzubrechen.

Aber indem er auf solche Weise in die unbefangensten Gemüter den Keim der Unzufriedenheit mit aller himmlischen und irdischen Straßenpolizei streut, erscheint er auch revolutionär, und das ist ein Grund mehr, vor ihm zurückzuschrecken.

Ihn selbst vermag das nicht zu rühren, und er setzt unbeirrt in alter Weise seinen Weg fort. Wenn er besonders gut gelaunt ist, so überrascht er vielleicht zeitweilig die Welt mit einer farb-

losen Konzession, mit einer jener lachenden Lügen, welche seine Freunde fürchten läßt, er habe sich urplötzlich verschlechtert, und die Lesescheuen hoffen macht, er habe sich ebenso rasch in ihrem Sinne gebessert.

Die lachende Lüge kennt er, aber auch nur diese, denn er betrachtet sich als Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit, und nur eine Mythe, die vom goldenen Zeitalter, doch nicht in die Vergangenheit gerückt, ein Gegenstand vergeblichen Träumens und Sehnens, nein, aller Zukunft vorleuchtend, ein einziges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werktätigen Strebens.

Dort aber, wo der Weg sich unter Grabhügeln verliert, wo der Trost eines Paradieses, das erst werden soll, vor den Qualen des Todes zusammenbricht, dort steht er allein mit dem demütig stolzen Selbstbewußtsein, mit dem die Wahrheit all ihre Diener begnadet. Er bringt die Sterbenden aus dem Gelärme des Tages und bettet sie in heilige Stille, er flüstert vertraut mit ihnen über alte Erinnerungen, damit sie dem Sonnenlichte nicht fluchen, zu dem sie einst erwachten, und er deutet ihnen leise all diese Schauer und Krämpfe als die letzten Anrechte allen und jeden Schmerzes an sie, damit sie die Nacht nicht fürchten, in welche sie jetzt eingehen sollen, langsam, allmählich, wie die Pulse verrollen, der Atem stockt, das Herz stille steht.

Es mag sein, daß ein Autor, der in der zweitgeschilderten Weise seine Stoffe wählt und verwertet, einen Irrtum begeht, daß er das, was er Poesie nennt, fälschlich so nennt, aber ich denke, ihr habt keine Ursache, dem Manne gram zu sein. Laßt mir den Realistiker gelten. Laßt mich gelten.

Ich glaube, mich und alle, welche der gleichen Richtung angehören, genügend verwahrt zu haben gegen jene unterscheidungslose Kritik, welche einem Ganzen nie gerecht wird, um gegen die Einzelheiten — ungerecht zu sein; welche jede Rauheit als Rohheit, jedes gewagte Wort als verletzend, jede unbequeme Wahrheit

als Übertreibung ausschreit und es als die Aufgabe des Künstlers bezeichnet, in schmeichelndster Manier dem Leben die tröstlichsten Seiten abzugewinnen.

Alle Wetter, nein! Es ist auf dem weiten Gebiete der Kunst gar niemals die Frage danach gewesen, ob einer die Welt durch rosenfarbne Gläser oder durch Schneebrillen betrachtet; daß er richtig sieht, war allzeit ethische Bedingung.

Und jetzt könnte noch rasch einer angestiegen kommen mit dem Bedenken, ob es denn überhaupt rätlich sei, alles, was man sieht und hört und denkt, niederzuschreiben. Ich will den Mann, der offenbar keine Ahnung davon hat, daß doch einiger Unterschied zwischen einem künstlerischen Gewissen und einem gewöhnlichen Privatgewissen sei, schnell noch unter der Türe abfertigen.

„Fürchten Sie etwa für sich, moralisch Schaden zu leiden?"

„Für mich nicht, aber . . ."

„Sie wären auch der erste. Es ist mir noch nie ein einziger vorgekommen, der für seine eigene Moralität besorgt gewesen wäre, jeder war es immer nur für die aller anderen. Ich dächte, Sie beruhigten sich angesichts dieser der menschlichen Gesellschaft zur Ehre gereichenden Gegenseitigkeit, nach welcher keiner die andern für verkappte Lumpen halten kann, ohne selbst einem jeden dafür zu gelten."

Ich schließe die Tür und grüße den Leser.

37.

Shakespeare und seine Vorgänger.

Friedrich Hebbel.*

Es ist nicht bloß die Pietät, die den Menschen bei allem Uranfänglichen mit Rührung verweilen läßt, nicht das wundervolle subjektive Gefühl, das sich wohl gar an der Unvollkommenheit

* Sämtliche Werke. Hamburg, 1891. Bd. 11. S. 35.

und Gebrechlichkeit selbst entzündet, sondern es ist die innere Bedeutung und der hohe Wert der Objekte. Das gilt von der Sphäre der Kunst fast noch mehr wie von jeder anderen. Als Thespis seinen Karren aufschlug, da regte sich der dramatische Geist im griechischen Volke und vielleicht in der Menschheit zum erstenmal; denn über die Sakuntala, das hohe Lied Salomonis u.s.w. werden abweichende Ansichten erlaubt sein. Er regte sich zwar nur noch so dumpf und lange nicht so geschickt, wie der architektonische Instinkt in Bibern, Ameisen und Bienen, er rang noch nicht ums Kunstwerk, sondern um die Kunstgesetze; aber er erkämpfte mit jedem Schritt eine der Grundbedingungen, von denen die spätere Ausübung des Kunstvermögens, selbst durch das größte Individuum, so sicher abhing, wie das Denken auch des tiefsinnigsten Philosophen von dem Vorhandensein der Sprache und der Ausbildung ihrer Formen. Jedoch, wohl verstanden, auch nur so und durchaus nicht anders; und wer sich einen Universaldichter, wie z. B. Shakespeare, mit der Schöpferkraft für alles, nur nicht für den Blankvers, vorstellen kann, der klebt an leeren Äußerlichkeiten und hat von der Natur des Prozesses auch nicht die leiseste Ahnung. Man sieht also, wenn man auf die Uranfänge zurückblickt, nicht ein einzelnes Kunstwerk, man sieht die Kunst selbst entstehen; und dieses Schauspiel, an dem alle Völker der Erde, früher oder später aus dem Stumpfsinne erwachend, nach Art und Eigentümlichkeit mehr oder weniger lebendig, sich beteiligen, ist unendlich viel großartiger, als wenn wir Sophokles und Shakespeare zugleich um den Kranz ringen sehen könnten. Darum funkelt jeder Radnagel am Thespiskarren bis auf den gegenwärtigen Tag, darum kriechen wir den unscheinbarsten Spuren der Mysterien und Moralitäten im Staube der Bibliotheken nach, darum sind dem Engländer seine Interludes von Heywood, dem Deutschen seine Fastnachtspiele von Hans Rosenblüt und Hans Sachs so heilig.

Auch noch die späteren eigentlichen Vorgänger des Genius

partizipieren an dieser Pietät, aber freilich nur in dem Grade, als sie der großen naiven Periode noch näher oder ferner stehen; denn diese beschränkt sich, wie bei der Sprache und ganz nach Analogie derselben, auf die Erzeugung der Formen, die aber natürlich nicht nackt, sondern nur in den ersten schwachen Ansätzen zu Halb- und Scheinorganismen hervortreten können, wie denn ja auch die Sprache selbst auf keiner ihrer Stufen ohne Inhalt ist; hiebei ist der Volksgeist unzersplittert und, ohne daß das Mein und Dein sich unterscheiden ließe, wie ein aus Millionen Köpfen zusammengeflossenes, ungeheures Gehirn tätig.

So verhalten sich die Vorgänger zum Genius überhaupt und also auch zum Shakespeare; man kann sie sich, wenn man ein Bild aus der Chemie gestatten will, wie eine Reihe von Retorten vorstellen, in denen die Natur kocht und mischt, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Aber was resultiert daraus für die Zeitgenossen? Hat ein Bienen-, Ameisen- und Biberbau auch noch Wert, wenn schon der gotische Dom in seiner ganzen Herrlichkeit dasteht? Darf wohl gar ein Storchnest als zweiter Turm darauf gesetzt werden? Die Lächerlichkeit springt von selbst in die Augen; es leuchtet ein, daß das Verhältnis sich geradezu umkehrt. Allerdings erhielt Shakespeare sein großes dramatisches Erbteil, die Formen, zum Teil von denjenigen seiner Zeitgenossen überliefert, die ihm um wenige Jahre voraus waren, wie von Marlowe und Greene; auch bediente er sich im Anfang sehr stark ihrer Theatersprache. Aber in der Hauptsache empfing er doch nur von ihnen, was sie selbst von den Vorgängern empfangen hatten, und je weiter er sich entwickelte, um so mehr machte er sich von allem, was ihnen individuell eigentümlich ist, wieder frei. Wenn er auch noch später etwas von ihnen entlehnt oder zu entlehnen scheint, so wird er ihnen gerade so viel Dank schuldig, wie Christus dem Brunnen, aus dem er Wasser holte, um es in Wein zu verwandeln; er nimmt ihnen einfach den Thon aus der Hand, mit dem sie nichts anzufangen wissen, und der

Thon gehört so lange der Welt, als ihm der Genius seinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Man meint freilich, der Jude Barabas im „Juden von Malta“ erinnere an den Juden Shylock, und der Marlowe'sche Vers:

> Doch halt! Was für ein Stern scheint dort im Osten?
> Wenn Abigail, der Leitstern meines Lebens!

müsse jedem die berühmte Stelle aus „Romeo und Julia“:

> Doch still, was für ein Licht scheint dort durchs Fenster?
> Es ist der Ost, und Julia ist die Sonne!

ins Gedächtnis rufen. Auch hat man im Sinne des Lessing'schen Patriarchen recht, denn „Jud' ist Jud',“ aber gewiß in keinem anderen, und was die inkriminierten Verse anlangt, so könnten „Ach“ und „Oh“, die ja wohl auch bei beiden vorkommen, eben so gut für Marlowe'sches Privateigentum erklärt werden. Wer solche Posten mit ansetzt, der kann die Rechnung allerdings in die Höhe treiben, wer aber das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden versteht, dem beweisen sie bloß, daß Shakespeare, wie alle wahrhaft tiefen Geister, in Komma und Punkt und in Dingen, die kaum über die Umgangsphrasen hinausgehen, nicht originell sein wollte.

Doch ich lasse mich weiter ein, als ich nötig habe. Es ist ja gerade das Privilegium des Genius, daß er nichts umsonst berührt, daß er von allem lernt. Man soll nur gehörig Buch führen und den Anregungen, die er empfängt, die Produkte, die er dafür liefert, gegenüberstellen; dann wird man ein unendlich Kleines auf der einen Seite, ein unendlich Großes auf der anderen erblicken, und sich nicht mehr, mit einem geistreichen älteren Schriftsteller unserer Litteratur, bei der Lektüre des Horaz nach seinem Umgang mit Augustus und Mäcenas sehnen, um die schuldige Reverenz zwischen dem Dichter und seinen erlauchten Zechgenossen zu teilen; denn man wird erkennen, daß es sich hier nicht um die methodische Einkleidung eines geborg-

ten Gehalts in Reim und Rhythmus handelt, sondern um denselben Prozeß, der das rohe Element in Pflanzen, Blumen und Tiere umschafft. Was z. B. Shakespeare und seine sogenannten Quellen anlangt, so wird doch ohne Zweifel jedem ästhetisch Gebildeten, wenn er an das Verhältnis denkt, die Mühle einfallen, von welcher der Sohn des Lügners in dem Goldoni'schen Lustspiel erzählt; Hörner, Hufe und Klauen werden hineingeworfen, und Hirsche, Rehe und Pferde springen davon.

Das Genie spricht das allgemeine Gesetz aus, denn es repräsentiert die Gattung; das Talent nur ein besonderes, denn es repräsentiert bloß ein Individuum. Dem Genie kann man nun freilich das Genie nicht abgucken, so wenig wie der Schönheit die Schönheit, aber wahrlich auch nicht dem Talent das Talent; denn von der Inspiration leben sie alle beide, und es handelt sich nur darum, ob ihnen im erhöhten Zustande das Ganze der Welt phosphoresziert, oder nur ein Teil. Doch die ganze Wissenschaft der Kunst ist aus den Schöpfungen des Genies abstrahiert, und was sich aus denen des Talents ableiten läßt, verhält sich dagegen, wie zur allgemeinen Gesundheitsregel die diätetische Vorschrift im einzelnen Fall, oder, um ein nahe liegendes und entscheidendes Beispiel zu wählen, wie zu der Ästhetik von Solger die von Jean Paul, die man mit vollkommenem Recht eine Sammlung von Rezepten zur Abfassung Jean Paul'scher Romane genannt hat. Darum erklärte Lessing den Shakespeare, nicht den Marlowe oder den Webster, für die camera obscura des Dramatikers, und er wird es bleiben, vorausgesetzt, daß man auf Kunstwerke und nicht auf Kunststücke ausgeht.

38.

Die Programmmusik.

Richard Wagner.*

Bieten sich dem bloßen Instrumentalkomponisten keine anderen musikalischen Formen als solche, in welchen er mehr oder weniger zur Ergötzung, oder auch zur Ermutigung, bei festlichen Tänzen und Märschen ursprünglich aufzuspielen hatte, und gestaltete sich hieraus der Grundcharakter des aus solchen Tänzen und Märschen zuerst zusammengestellten symphonischen Kunstwerkes, welches das dramatische Pathos nur mit Fragen ohne die Möglichkeit von Antworten verwirren mußte, so nährten doch gerade lebhaft begabte Instrumentalkomponisten den unabweisbaren Trieb, die Grenzen des musikalischen Ausdruckes und seiner Gestaltungen dadurch zu erweitern, daß sie überschriftlich bezeichnete dramatische Vorgänge durch bloße Verwendung musikalischer Ausdrucksmittel der Einbildungskraft vorzuführen suchten. Die Gründe, aus denen auf diesem Wege zu einem reinen Kunststile nie zu gelangen war, sind im Verlaufe der mannigfaltigen Versuche auf demselben wohl eingesehen worden; noch nicht aber dünkt uns das an sich Vortreffliche, was hier von ausgezeichnet begabten Meistern geschaffen wurde, genügend beobachtet zu sein. Die Ausschweifungen, zu denen der genialische Dämon eines Berlioz hintrieb, wurden durch den ungleich kunstsinnigeren Genius Liszts in edler Weise zu dem Ausdrucke unsäglicher Seelen- und Weltvorgänge gebändigt, und es konnte den Jüngern ihrer Kunst erscheinen, als ob ihnen eine neue Kompositionsgattung zu unmittelbarer Verfügung gestellt wäre. Jedenfalls war es erstaunlich, die bloße Instrumentalmusik unter der Anleitung eines dramatischen Vorgangsbildes unbegrenzte Fähigkeiten sich aneignen zu sehen.

* Gesammelte Schriften und Dichtungen. Leipzig, 1883. Bd. 10. S. 235.

Bisher hatte nur die Ouvertüre zu einer Oper oder einem Theaterstücke Veranlassung zur Verwendung rein musikalischer Ausdrucksmittel in einer vom Symphoniesatze sich abzweigenden Form dargeboten. Noch Beethoven verfuhr hierbei sehr vorsichtig. Während er sich bestimmt fand, einen wirklichen Theatereffekt in der Mitte seiner Leonoren-Ouvertüre zu verwenden, wiederholte er mit dem gebräuchlichen Wechsel der Tonarten den ersten Teil des Tonstückes, ganz wie in einem Symphoniesatze, unbekümmert darum, daß der dramatisch anregende Verlauf des der thematischen Ausarbeitung bestimmten Mittelsatzes uns bereits zur Erwartung des Abschlusses geführt hat, — für den empfänglichen Zuhörer ein offenbarer Nachteil. Weit konziser und im dramatischen Sinne richtiger verfuhr dagegen bereits Weber in seiner Freischütz-Ouvertüre, in welcher der sogenannte Mittelsatz durch die drastische Steigerung des thematischen Konfliktes mit gedrängter Kürze sofort zur Konklusion führt.

Finden wir nun auch in den nach poetischen Programmen ausgeführten, größeren Werken der obengenannten neueren Tondichter die aus natürlichen Gründen unvertilgbaren Spuren der eigentlichen Symphoniesatzkonstruktion, so ist doch hier bereits in der Erfindung der Themen, ihrem Ausdrucke, sowie der Gegenüberstellung und Umbildung derselben ein leidenschaftlicher und exzentrischer Charakter gegeben, wie ihn die reine symphonische Instrumentalmusik gänzlich fern von sich zu halten berufen schien; wogegen der Programmatiker sich einzig getrieben fühlte, gerade in dieser exzentrischen Charakteristik sich sehr präzis vernehmen zu lassen, da ihm immer eine dichterische Gestalt oder Gestaltung vorschwebte, die er nicht deutlich genug gleichsam vor das Auge stellen zu können glaubte. Führte diese Nötigung endlich bis zu vollständigen Melodrammusiken mit hinzuzudenkender pantomimischer Aktion, somit folgerichtig auch zu instrumentalen Rezitativen, so konnte, während das Entsetzen über alles auflösende Formlosigkeit die kritische Welt erfüllte, wohl

nichts anderes mehr übrig bleiben, als die neue Form des musikalischen Dramas selbst aus solchen Geburtswehen zu Tage zu fördern.

Diese ist nun mit der älteren Opernform ebensowenig mehr zu vergleichen, als die zu ihr überleitende neuere Instrumentalmusik mit der unseren Tonsetzern unmöglich gewordenen klassischen Symphonie. Versparen wir uns für jetzt noch die nähere Beleuchtung jenes sogenannten Musikdramas, und werfen wir für das erste noch einen Blick auf die von dem bezeichneten Gebärungsprozesse unberührt gebliebene klassische Instrumentalkomposition unserer neuesten Zeit, so finden wir, daß dieses „klassisch Geblieben" ein eitles Vorgeben ist und an der Seite unserer großen klassischen Meister uns ein sehr unerquickliches Mischgewächs von Gernwollen und Nichtkönnen aufgepflanzt hat.

Die programmatische Instrumentalmusik, welche mit schüchternem Blicke und scheelem Auge angesehen wurde, brachte so viel Neues in der Harmonisation, so viele theatralischen landschaftlichen, ja malerischen Effekte, und führte dies alles vermöge einer ungemein virtuosen Instrumentationskunst mit so ergreifender Prägnanz aus, daß, um in dem früheren klassischen Symphoniestil fortzufahren, es leider an dem rechten Beethoven fehlte, der sich etwa schon zu helfen gewußt hätte. Wir schwiegen. Als wir endlich wieder den Mund symphonisch uns aufzumachen getrauten, um zu zeigen, was wir denn doch auch noch zu stande zu bringen vermöchten, verfielen wir, sobald wir merkten, daß wir gar zu langweilig und schwülstig wurden, auf gar nichts anderes, als uns mit ausgefallenen Federn der programmatischen Sturmvögel auszuputzen. Es ging und geht in unseren Symphonieen und dergleichen jetzt weltschmerzlich und katastrophöser; wir sind düster und grimmig, dann wieder mutig und kühn; wir sehnen uns nach der Verwirklichung von Jugendträumen; dämonische Hindernisse belästigen uns; wir brüten, rasen wohl

auch; da wird endlich dem Weltschmerz der Zahn ausgerissen; nun lachen wir und zeigen humoristisch die gewonnene Weltzahnlücke, tüchtig, derb, bieder, ungarisch oder schottisch, — leider für andere langweilig. Ernstlich betrachtet: wir können nicht glauben, daß der Instrumentalmusik durch die Schöpfungen ihrer neuesten Meister eine gedeihliche Zukunft gewonnen worden ist; vor allem aber dürfte es für uns schädlich werden, wenn wir diese Werke gedankenlos der Hinterlassenschaft Beethovens anreihen, da wir im Gegenteile dazu angeleitet werden sollten, das gänzlich Unbeethovensche in ihnen uns zu vergegenwärtigen, was allerdings im Betreff der Unähnlichkeit mit dem Beethoven'schen Geiste trotz der auch hier uns begegnenden Beethoven'schen Themen nicht allzuschwer fallen dürfte.

Die hier gemeinten Symphonieenkompositionen unserer neuesten — sagen wir: romantisch-klassischen — Schule unterscheiden sich von den Wildlingen der sogenannten Programmmusik, außer dadurch, daß sie uns selbst programmbedürftig erscheinen, besonders auch durch die gewisse zähe Melodik, welche ihnen aus der von ihren Schöpfern bisher still gepflegten sogenannten Kammermusik zugeführt wird. In die Kammer hatte man sich nämlich zurückgezogen; leider aber nicht in das traute Stübchen, in welchem Beethoven atemlos lauschenden wenigen Freunden alles das Unsägliche mitteilte, was er hier nur verstanden wissen durfte, nicht aber dort in der weiten Saalhalle, wo er in großen plastischen Zügen zum Volke, zur ganzen Menschheit sprechen zu müssen glaubte. In dieser weihevollen Kammer war es bald still geworden, denn die sogenannten letzten Quartette und Sonaten des Meisters mußte man so hören, wie man sie spielte, nämlich schlecht und am besten gar nicht, bis denn hierfür von gewissen verpönten Exzedenten Rat geschafft wurde und man erfuhr, was jene Kammermusik eigentlich sage. Jene aber hatten ihre Kammer bereits in den Konzertsaal verlegt. Was vorher zu Quintetten und dergleichen hergerichtet gewesen war,

wurde nun als Symphonie serviert, — kleinliches Melodieenhäcksel, mit Heu gemischtem vorgetrunkenem Thee zu vergleichen, von dem niemand weiß, was er schlürft, aber unter der Firma „echt" endlich für den vermeintlichen Genuß von Weltschmerz zubereitet. Im ganzen war aber die neuere Richtung auf das Exzentrische, nur durch programmatische Unterlegung zu Erklärende vorherrschend geblieben. Feinsinnig hatte Mendelssohn sich hierbei durch Natureindrücke zur Ausführung gewisser episch-landschaftlicher Bilder bestimmen lassen. Er war viel gereist und brachte manches mit, dem andere nicht so leicht beikamen. Neuerdings werden dagegen die Genrebilder unserer lokalen Gemäldeausstellungen glattweg in Musik gesetzt, um mit Hilfe solcher Unterlagen absonderliche Instrumentaleffekte, die jetzt so leicht herzustellen sind, und jederzeit überraschende Harmonisationen, durch welche entwendete Melodieen unkenntlich gemacht werden sollen, der Welt als plastische Musik vorspielen zu lassen.

39.

Religion und Geschichte.

Rudolf Eucken.*

Wenn seit Begründung einer Religion wesentliche Verschiebungen in der Gestaltung des Geisteslebens beim Menschen vorgegangen sind, so muß es der Religion höchst nachteilig werden, die ältere Art als unabänderlich festzuhalten und damit das Ewige, dessen wir bedürfen, an eine Art des Zeitlichen zu binden, die wir ablehnen müssen. Denn über sie treibt uns nicht die bloße Meinung und Neigung des Menschen, nicht ein bloßer Unglaube und Eigendünkel, sondern eine Notwendigkeit der Geisteslebens hinaus, der wir uns nicht entziehen dürfen.

* Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. Berlin, 1907. S. 65.

Jene Bindung ergibt leicht eine Verengung des Lebens, eine Bedrückung der Überzeugung, ein Fremdwerden deſſen, was uns das Nächſte ſein ſoll. Die Hauptgefahr aber iſt die Spannung und Spaltung, die dabei zwiſchen Religion und geiſtiger Arbeit entſteht, mehr und mehr droht alsdann die Religion hinter der geiſtigen Arbeit zurückzubleiben und ſchließlich ganz aus ihr herauszufallen, leicht erſcheint ſie damit als ein Erzeugnis einer niederen Stufe des Lebens, über welche die weltgeſchichtliche Bewegung hinausgegangen iſt, als ein Werk des bloßen Menſchen, das ſich auf dem Boden des Geiſteslebens nicht zu behaupten vermag. Ob nun ſeit der Feſtlegung der poſitiven Religionen, im beſonderen auch der des Chriſtentums, ſolche Verſchiebungen eingreifender Art erfolgt ſind, das iſt eine Frage der Tatſächlichkeit, über welche nur die Erfahrung entſcheiden kann; ſie entſcheidet aber mit voller Deutlichkeit in bejahendem Sinne. Die Entwickelung der modernen Kultur hat gegen den Anfangsſtand des Chriſtentums nicht nur im einzelnen vieles verſchoben, ſondern die Geſamtart von Leben und Arbeit verändert.

Die Wandlung betrifft zunächſt die Gedankenwelt. Die letzten Jahrhunderte haben das Bild der Natur, der Geſchichte, des Menſchen ſelbſt mit ſeinem Seelen- und Geiſtesleben bis zum Grunde verwandelt; was immer aber die Mannigfaltigkeit der Arbeit an Neuem brachte, das verbindet ſich zu einer gewaltigen Erweiterung unſeres Denkens und Lebens, zu einer energiſchen Erhebung aller Begriffe ins Große und Kosmiſche. Und zwar nicht bloß der bloßen Ausdehnung nach. Denn wenn die neu entdeckte Endloſigkeit der ſichtbaren Welt und das Zuſammenſchrumpfen des menſchlichen Bereiches die Gedanken zunächſt beſchäftigt, eingreifender noch iſt die innere Verwandlung, indem eine ſchärfere Ausprägung und deutlichere Abhebung der geiſtigen Arbeit die unmittelbare Lebensform des Menſchen als zu klein für ihre Aufgaben befindet und der bloßen Zuſtändlichkeit des Subjekts ein Wirken und Schaffen aus der Not-

wendigkeit geistiger Komplexe, aus der Selbstentfaltung ganzer Lebensgebiete entgegenstellt. Das greift in den innersten Kern des Lebens. Denn suchten ihn frühere Zeiten im Verhältnis von Persönlichkeit, und zwar einer menschenartig gedachten Persönlichkeit, zu Persönlichkeit, und galt die daraus entwickelte Innerlichkeit des Gefühls als die Seele der Wirklichkeit, so erheben die neuen Bewegungen und Wandlungen den härtesten Widerspruch gegen eine solche zentrale Stellung der Persönlichkeit und eines persönlichen Lebens; sie bestehen auf einer Erweiterung des Lebens und finden sie in der Idee eines von sachlicher Notwendigkeit getriebenen unpersönlichen Prozesses, sei es natürlicher, sei es geistiger Art, dem alle menschliche Arbeit zu dienen hat.

Aber nicht nur unsere Gedankenwelt hat seit den Anfängen des Christentums eingreifende Umwandlungen erfahren, auch der Lebensaffekt, der unser Streben beseelt und unser Verhältnis zur Umgebung beherrscht, ist ein anderer geworden. Es war eine müde und am eigenen Vermögen verzweifelnde Menschheit, es war eine dekadente Zeit, in der das ältere Christentum zu wirken und seine eigene Gestaltung zu suchen hatte; die Sehnsucht ging damals auf einen festen Halt, nicht auf eine freie Bewegung, auf Ruhe und Frieden, nicht auf Vordringen und Kampf, auf Sicherheit und Entlastung, nicht auf Selbständigkeit und eigene Verantwortung. Das Entgegenkommen gegen ein solches Verlangen mußte die Religion selbst eigentümlich gestalten und ihr bei allem Widerstande gegen die Zeit eine Zeitfärbung geben. Organisation und Autorität auf der einen, Unterordnung und Devotion auf der anderen Seite, ein Verlangen nach sinnfälliger Verkörperung der unsichtbaren Wahrheit, eine Freude am Wunderbaren, Unbegreiflichen, Magischen, in aller Emsigkeit der Werke ein überwiegend passiver Charakter des religiösen Lebens. Wir wissen, wie sich das in der Neuzeit verändert hat, wie ein frischer Lebensmut, ein freudiges Verlangen nach Wirken

und Schaffen, nach Vordringen und Umwandeln, nach Selbständigkeit und Selbstverantwortung über die Menschheit gekommen ist; wie solche Bewegung das ganze Leben ergreift, so wird sie auch die Religion nicht unberührt lassen können.

Ein Konflikt mit der älteren Form ist hier unvermeidlich; bindet die Religion an sie ihr ganzes Wesen, so muß sie selbst die Erschütterung teilen; mit der Anerkennung einer Wahrheit in jener Bewegung und der Verpflanzung dieser Wahrheit auf den eigenen Boden der Religion aber entsteht die Forderung einer aktiveren Gestaltung und zugleich die Notwendigkeit einer sehr eingreifenden Umbildung. Schon die Reformation hat diese Aufgabe aufgenommen, aber sie hat sie nicht zu Ende geführt; denn so gewiß sie im tiefsten Quellpunkt des Lebens den neuen Lebensaffekt ergriff, in der Entfaltung ihrer Gedankenwelt ist sie vielfach am Alten haften geblieben. So erhebt sich jetzt, beim Wiedererwachen des religiösen Problems, die Forderung von neuem, durch alle Konfessionen geht das Verlangen nach mehr Tätigkeit und mehr Kraftentfaltung in der Religion. Aber seine Erfüllung ist nicht so einfach, wie sie manchem erscheint. Es genügt dafür nicht, das Subjekt mehr in Bewegung zu setzen, eine größere Wärme der Gesinnung in ihm zu erwecken, sondern eine echte Aktivität ist ohne eine Umbildung des Gesamtstandes nicht zu erreichen; wir stehen hier vor großen weltgeschichtlichen Aufgaben, deren abschließende Lösung sich unseren Blicken entzieht, an denen aber auch nur zu arbeiten die Religion in ein besseres Verhältnis zum weltgeschichtlichen Stande des geistigen Lebens bringt.

Daß das Christentum solche weltgeschichtlichen Bewegungen in sich aufnehmen kann, ohne darüber eine aller Bewegung überlegene Wahrheit einzubüßen, das wird späterhin darzutun sein. An dieser Stelle hat uns nur zu beschäftigen, daß solches Aufnehmen eine Betrachtung und Behandlung der Geschichte neuer Art verlangt. Erhält die Geschichte einen übergeschicht-

lichen Hintergrund, und gilt an ihr nicht sowohl wertvoll, was der unmittelbare Gesamteindruck aufweist, als was an geistigem Gehalt darin wirkt, so können wir nicht ohne weiteres willfährig hinnehmen, was an uns gebracht wird, sondern müssen wir mit eigenem Urteil richten und scheiden, zwischen dem Hier und dem Dort eine innere Gemeinschaft erst herstellen, durch eigene Arbeit den Boden gewinnen, auf dem sich Vergangenheit und Gegenwart in fruchtbarer Weise zu berühren vermögen.

Die unerläßliche Voraussetzung alles dessen aber ist eine unmittelbare Gegenwart der ewigen Wahrheit durch den gesamten Verlauf der Geschichte, die Möglichkeit, sich jederzeit aus dem Strom des Werdens in sie zu versetzen. Das ergibt einen entschiedenen Bruch mit der älteren Art, die ganze Fülle des Ewigen einem einzigen Punkte zuzuerkennen und allen weiteren Verlauf auf ein Festhalten und Nachbilden dieses Punktes zu beschränken. Eine Schmälerung der Aktivität ist dann nicht wohl zu vermeiden; was wir nicht selbst mit bilden und bauen, was für sein Bestehen und Wirken unserer Entscheidung gar nicht bedarf, das kann nie die ganze Kraft unseres Wesens gewinnen. So fehlte es auch im Christentum, solange es in hartem Kampfe gegen eine feindliche Welt stand, nicht an der Idee, daß ein gemeinsames Werk alle Kräfte verbinde, und daß jeder an seiner Stelle mit eigener Tat den Strom des Lebens weiterzuführen habe. Nach Origenes, dem leitenden Denker der morgenländischen Kirche, begann in Jesus die volle Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur, und es ward durch solche Gemeinschaft die menschliche Natur göttlich nicht bloß in Jesus, sondern in allen, die das von ihm eröffnete Leben annehmen. Der wahre Nachfolger soll nicht bloß an Christus glauben, sondern selbst ein Christus werden und durch sein Leben und Leiden dem Heil der Brüder dienen. Nach dem Siege des Christentums ist dieser Gedankengang im kirchlichen Leben zurückgetreten; es gilt, ihn unter veränderten Verhält-

nissen und in neuer Gestalt wieder aufzunehmen und in der Entfaltung der Religion ein fortlaufendes, uns allen gemeinsames Werk anzuerkennen, wenn die Religion den Charakter der Aktivität erlangen soll, auf dem wir nunmehr bestehen müssen.

Was immer solche Wandlungen an Mehr der Aktivität erwarten lassen, das ist zugleich ein Gewinn an Universalität des Lebens, an Weite und Freiheit der Gedankenbewegung. Wie könnten wir über alle Besonderheit der Zeiten hinaus eine allumfassende Wahrheit erstreben und in sie unser Leben zu stellen suchen, ohne etwas aller Besonderheit Überlegenes anzuerkennen und ihre Mannigfaltigkeit als eine bloße Entfaltung dieses Überlegenen zu verstehen? Das Kennzeichen des Ewigen besteht dann nicht darin, daß es eine besondere Gestalt allem Wandel der Zeit gegenüber unverändert festhält und durchsetzt, sondern darin, daß es in alle Mannigfaltigkeiten der Zeiten einzugehen vermag und sich dabei nicht in sie verliert, sondern an ihnen allen seine überlegene Macht erweist, in ihnen allen dahin wirkt, die Zeit von der bloßen Zeit zu befreien.

Der Gewinn an Universalität und an Aktivität wird auch zu einer größeren Einfachheit und Unmittelbarkeit des religiösen Lebens wirken, als wir sie meist um uns finden. Das ist für ein kräftiges Wirken und ein siegreiches Durchdringen der Religion von größter Bedeutung, daß ihre Wahrheit einem jeden zu vollem Erlebnis zu werden vermag, daß ihre Aneignung ihm den innersten Kern seines eigenen Wesens entfaltet. Nach ihrer Grundüberzeugung kann sich die letzte Tiefe des Weltgeschehens dem Innern der Seele erschließen und zum eigenen Besitz des Menschen werden; ohne diese Überzeugung könnte sie nicht im Zentrum des Lebens stehen. Das Wesenhafte und Notwendige muß zugleich ein unmittelbar zu Erlebendes sein. Dabei darf dies Wesenhafte, um seine volle Wirkung zu tun, nicht mit Nebensächlichen vermengt und daran gebunden sein, es muß sich scharf von allem übrigen abheben und seine Forderung mit voller Klarheit erheben.

So gilt es einen Kampf für mehr Einfachheit und Unmittelbarkeit der Religion, für eine schärfere Scheidung von Hauptsache und Nebensachen, für eine Herausarbeitung einer das Eigene zusammenfassenden, das Fremde ausschließenden charakteristischen Einheit des Lebens. Ein solches Streben läßt sich nur von einem der bloßen Zeit und Menschlichkeit überlegenen Geistesleben aufnehmen, das Zeit und Ewigkeit in das rechte Verhältnis zu bringen vermag.

40.

Der Ursprung der neueren Naturwissenschaft.

Emil Du Bois-Reymond.*

Weil in dem von Petrarca und Boccaccio wiederbelebten Studium der Alten die Menschheit sich wiederfand, nennt man die auf das scholastisch-asketischen Zeitalter folgende Entwickelungsphase die des Humanismus. In den staubigen Kodices eröffnete sich dem wie aus wirren Träumen erwachten Geist des christlichen Abendlandes der Blick in die freie, heitere Heidenwelt, und seinen Augen kaum trauend, lernte er erkennen, in einen wie kläglich beengten Vorstellungskreis er unbegreiflicherweise ein Jahrtausend lang sich hatte bannen lassen. Nun ergoß sich ein Strom verjüngter Gedanken durch Schulen, Schlösser, Städte, ja Klöster und spülte mit steigender Gewalt den stockenden Wust mittelalterlicher Wahnvorstellungen aus. Mit den Ideen der Alten entstiegen dem Grab ihre Kunstwerke; dem neuerweckten antiken Geist entsprach die neugeborene schöne Form, und überraschend schnell erschloß sich die Kunst zu jener nicht wieder gelungenen Blüte, die zur hellenischen Kunstblüte sich verhält, wie zu einer vollkommen schönen, aber geruchlosen,

* Reden. Leipzig, 1886. Bd. 1. S. 262.

eine vielleicht nicht ganz so rein geformte, aber köstlich duftende Blume.

Diese Auferstehung des menschlichen Geistes, mit ihren natürlichen Folgen, Reformation der Kirche und Erneuerung der Philosophie und der übrigen Geisteswissenschaften, wurde schon oft und eingehend geschildert. Meist jedoch blieb ein Zug unbeachtet, der nicht so leicht abzuleiten ist. Naturwissenschaft in unserem Sinne müssen wir den Alten absprechen. Ist es nun nicht eines der größten Rätsel, daß die Wiederbelebung der klassischen Studien es war, welche auch zur Entwickelung der neueren Naturwissenschaft Anstoß gab? Daß die Alten, welche selber nicht naturwissenschaftlich zu denken, nicht zu experimentieren, ja nicht zu beobachten wußten, durch ihre Lehren und Gedanken jetzt ein Geschlecht erzogen, in welchem diese Fähigkeiten mit der Sicherheit eines Naturtriebes stetig und unaufhaltsam sich entfalteten, ein Geschlecht, das zu den Vätern seiner Bildung sich verhielt, wie zur Gluckhenne Entenbrut? Woher bei den neueren Kulturvölkern der siegreiche Durchbruch des Kausalitätstriebes, der bei den Alten nur in unbestimmten Regungen halb spielend sich äußerte? Sollte bei Kelten und Germanen, welche bald mit den lateinischen Völkern um die Wette an der wiederaufgenommenen Gedankenarbeit der Menschheit sich beteiligten, dieser Trieb vermöge ursprünglicher Anlage stärker sein, als bei Griechen und Römern, und war vielleicht in den Adern des Jünglings, der während des Meßopfers im Dom zu Pisa die Isochronie der Pendelschwingungen entdeckte, keltisches oder germanisches Blut toskanischem Blute beigesellt?

Die größere Zurückgezogenheit, das Insichgekehrtsein nordischen Lebens, die stille Muße der Klöster, die Bedürfnisse eines rauheren Himmelsstriches werden als Umstände angeführt, welche die neueren Kulturvölker auf die Bahn tiefer Nachforschung und schaffender Technik lenkten. Verfolgt man aber die Geschichte der neueren Naturwissenschaft rückwärts, so führen zuletzt viele

Fäden in die Laboratorien der Alchemisten und auf die Warten der Sterndeuter, und hier tritt uns bekanntlich arabische Weisheit als neues Kulturelement entgegen.

Während unter dem Zeichen des Kreuzes die Nacht der Barbarei das Abendland drückte, hatte im Morgenland unter der grünen Fahne das Propheten eine eigenartige Kultur sich entwickelt, welche nicht allein die Errungenschaften der klassischen Völker in Mathematik, Astronomie und Medizin lebendig erhielt, sondern auch selber in diesen Wissenschaften Bedeutendes leistete. Durch Kreuzfahrer und spanische Mauren hatte diese Kultur auf die europäischen Völker vielfach zurückgewirkt, und es liegt nahe, hierin den Quell der neuen Gedanken zu suchen, welche der durch die Schriften der Alten wiedererweckte Geist des Abendlandes aus diesen Schriften nicht geschöpft haben konnte. Nur fragt sich, woher im Vergleiche zu Griechen und Römern den Arabern wissenschaftlichere Naturauffassung, stärkerer Kausalitätstrieb kam. War dieser geistreiche Stamm für Beobachtung und Erforschung des Wirklichen besonders begabt? Das stimmt nicht mit dem, was wir sonst von semitischer Geistesrichtung wissen, welche mehr zu dialektischer Gedankenzergliederung, phantastischer Erfindung und spekulativer Betrachtung neigt.

Für die vorübergehende Blüte der Naturwissenschaft unter dem Einflusse des Islam, wie für ihre Entwickelung im christlichen Abendlande, sobald einmal der Bann der scholastischen Theologie gebrochen war, läßt sich aber mit einiger Wahrscheinlichkeit ein tieferer, beide Erscheinungen umfassender Grund angeben. Allerdings liegt dieser zuletzt in einer völkerpsychologischen Besonderheit der semitischen Rasse. Nämlich nicht nur unmittelbar, durch die Leistungen ihres arabischen Zweiges, beteiligte sich diese Rasse an der Schöpfung der neueren Naturwissenschaft, sondern auch mittelbar dadurch, daß von ihr die monotheistischen Religionen ausgingen. Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox dies klinge, verdankt ihren Ursprung dem Christentum.

Zwiſchen Polytheismus und Monotheismus beſteht der Unterſchied, daß erſterer grundſätzlich duldſam, letzterer grundſätzlich unduldſam iſt. Sokrates fiel anſcheinend als Opfer religiöſen Eifers, doch trugen politiſche Beweggründe und ſein ſchroffes Benehmen vor ſeinen Richtern bekanntlich am meiſten zu ſeiner Verurteilung bei. Zur Zeit der Apoſtelgeſchichte beteten die Athener, damit keiner zu kurz komme, ſogar zu unbekannten Göttern. Das römiſche Pantheon nahm alle Götter auf, auch die der überwundenen Völker. Die Chriſten wurden von den römiſchen Kaiſern verfolgt, nur weil ſie für ſtaatsgefährlich galten. Judentum, Chriſtentum und Islam wähnten ſich dagegen alle drei im Beſitze des allein ſeligmachenden Glaubens. Der Begriff einer abſoluten Wahrheit gelangte eigentlich erſt durch ſie in die Welt. Wie Griechen und Römer neben ihren angeſtammten Gottheiten gern beliebige andere Götter anerkannten und für die ſemitiſche Parabel von den drei Ringen bei ihnen kein Boden geweſen wäre, ſo kam es ihnen auf die wiſſenſchaftliche Wahrheit ſo genau nicht an. Ihrem unentwickelten Kauſalitätstriebe genügte es, über die Urſache einer Erſcheinung irgend welch hübſch ausgedachte und anzuhörende Meinung hinzuſtellen; das Forſchen nach den letzten Gründen beſtand ihnen eigentlich nur in anmutigem Hin- und Herreden über das augenblicklich annehmbar Dünkende. „Was iſt Wahrheit?“ ſpöttelte der vornehme Römer. „Ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll,“ ſprach Jeſus und ließ ſich an das Kreuz ſchlagen.

Die Idee eines Gottes, der keine anderen Götter neben ſich duldet, der nicht als menſchliche, von unwürdigen Fabeln umwobene Erfindung, ſondern als höchſtes, unbedingtes Weſen erſcheint, der alle ethiſchen Strebungen des Menſchen auf ſich bezieht und mit unfehlbarer Allwiſſenheit jede Übertretung ahndet, — dieſe Gottesidee, Jahrhunderte lang von Geſchlecht zu Geſchlecht gehegt, gewöhnte auch in der Wiſſenſchaft den menſch-

lichen Geist an die Vorstellung, daß überall der Grund der Dinge nur einer sei, und entzündete in ihm den Wunsch, diesen Grund zu erkennen. Das Faustische: „Du mußt, du mußt, und kostet es mein Leben," war dem Altertume fremd. Der furchtbare Ernst einer Religion, welche für sich allein alles Wissen beanspruchte, welche ihren Widersachern mit ewiger Pein im Jenseit drohte und sich für berechtigt hielt, schon diesseit die schrecklichsten Strafen über sie zu verhängen, erteilte im Laufe der Zeiten der Menschheit jenen schwermütigen, in die Tiefe gehenden Zug, der sie zu mühsamer Forscherarbeit freilich geschickter machte, als des Heidentums leichtsinnige Lebeluft. Wo so viele Blutzeugen lehrten, wie man für seinen Glauben sterbe, konnte es auch an solchen nicht fehlen, die bereit waren, für ihr Wissen in entsagender Hingebung zu leben und, wenn es sein mußte, dafür in den Tod zu gehen. Indem es der Menschenbrust das heiße Streben nach unbedingter Erkenntnis einflößte, vergütete das Christentum der Naturwissenschaft, was es durch die Askese lang an ihr verschuldet hatte.

Noch aber war ein weiter Weg zurückzulegen, ehe auch nur die Schwelle des Wahrheitstempels betreten wurde. Nichts ist geeigneter, die Spekulation zu demütigen, die in Deutschland immer wieder das Haupt erhebt, als der Anblick der ersten straucheln den Schritte, welche die endlich erwachte Naturwissenschaft ihren Zielen entgegen tat. Wäre mit Spekulation etwas auszurichten, so sollte man meinen, dies müßte noch am ehesten auf einem unserm Verständnis vergleichsweise so zugänglichen Felde gelingen, wie dem der Bewegungsgesetze. Aber so wenig wie später Kant a priori auf die Erhaltung der Kraft kam, so wenig glückte es jetzt Geistern ersten Ranges, a priori die einfachsten Wahrheiten der Mechanik zu finden; Wahrheiten, die der europäischen Kulturmenschheit seitdem so in Fleisch und Blut übergingen, daß Nativisten versucht sein könnten, sie den angeborenen Vorstellungen beizuzählen. Es erscheint uns unbegreiflich, daß einst das

tiefste Nachdenken dazu gehörte, die sogenannte Trägheit der Materie, oder das erste Gesetz der Bewegung zu entdecken, wonach die Bewegung eines Körpers ohne äußere Ursache sich nicht ändert; daß bis zur Zeit, von der wir reden, niemand sich klar gemacht hatte, warum eine rollende Kugel zuletzt still steht. Auch Galilei glaubte anfänglich noch, daß ein Körper im Kreise sich bewegen könne, ohne durch eine äußere Ursache in dieser Bahn festgehalten zu werden. Vollends Kepler hatte keinen klaren Begriff von den Bewegungsgesetzen, sondern verharrte so ziemlich auf pythagoräischem Standpunkt. Erwägt man aber, daß, abgesehen von Archimedes, dessen Lehren nicht verstanden oder gleich wieder vergessen wurden, die Menschheit hier seit zwei Jahrtausenden nicht aus der Stelle gekommen war, so kann man nur staunen über die Schnelligkeit der jetzt folgenden Entwickelung, und man erkennt darin das Wirken jenes neuen, durch den Monotheismus in den Kulturvölkern geweckten Sinnes. Kaum hatte der menschliche Geist, der Schaukelwelle der Spekulation und dem Mare tenebrosum der scholastischen Theologie entronnen, einen Fuß auf das Gestade der induktiven Naturforschung gesetzt, so durchflog er im Triumph eine Bahn, welche mit einem Schwunge ihn der Idee nach auf die höchste ihm beschiedene Höhe trug; denn nur fünfzig Jahre trennen Galileis Discorsi von dem Erscheinen der Newton'schen Principia und von der Formulierung der Erhaltung der Kraft durch Leibniz in demselben Jahre 1686.

So stieg in rascher Folge der geographischen, astronomischen, physikalischen, chemischen Entdeckungen endlich das Zeitalter herauf, in dessen Segnungen wir leben. Wir nennen es das technisch-induktive, weil seine Erfolge darin wurzeln, daß in der Naturwissenschaft der Spekulation obgesiegt hat die Induktion, die Methode des Daraufsichführenlassens; von der es so schwer hält, den Außenstehenden als von einer besonderen Methode eine Vorstellung zu geben, indem sie, genau genommen, nichts ist, als

der auf die jedesmalige Aufgabe angewendete gesunde Menschenverstand.

Es wäre eine schöne Aufgabe, den Umschwung zu schildern, den im Laufe der letzten Jahrhunderte die Naturwissenschaft im Zustand der Menschheit friedlich bewirkte. Wie sie von unseren Häuptern die beklemmende Decke eines körperlichen Firmamentes hob, so hat sie uns geistig befreit. Für jeden, der ihrer Lehre horcht, hat sie den Sehnsuchtslaut des Dichters wahr gemacht, mit welchem er aus dem höfischen Gedränge in Oktavians Vorzimmern, von der Höhe weltgeschichtlichen Glanzes, des fest in sich ruhenden Jüngers des Epikurs gedenkt:

> Selig, wem es vergönnt, der Dinge Gründe zu kennen,
> Welcher jegliche Furcht und das unerbittliche Schicksal
> Sich zu Füßen gelegt, und des gierigen Acherons Toben.

An die Stelle des Wunders setzte die Naturwissenschaft das Gesetz. Wie vor dem anbrechenden Tag erblichen vor ihr Geister und Gespenster. Sie brach die Herrschaft altheiliger Lüge. Sie löschte die Scheiterhaufen der Hexen und Ketzer. Der historischen Kritik drückte sie die Schneide in die Hand. Aber auch den Übermut der Spekulation hat sie gezügelt. Sie hat die Grenzen des Erkennens aufgedeckt und ihre Jünger gelehrt, schwindelfrei vom luftigen Gipfel souveräner Skepsis hinabzublicken. Wie leicht und frei atmet sich's dort oben! Wie kaum hörbar dringt zum geistigen Ohr aus der heißen Niederung das Gesumme des gemeinen Menschengewühls, die Klage gekränkten Ehrgeizes, der Schlachtruf der Völker! Gleich der anthropozentrischen hat die Naturwissenschaft der europozentrischen Anschauung ein Ende gemacht. Wie sie den Ghetto öffnete, sprengte sie die Fesseln des schwarzen Menschen. Wie anders hat sie die Welt erobert, als einst Alexander und das Römervolk! Ist die Litteratur das wahre intranationale, so ist Naturwissenschaft das wahre internationale Band der Völker. Voltaire konnte Shakespeare abscheulich finden, vor Newton beugte er sich. Der Sieg

der naturwissenschaftlichen Anschauung wird späten Zeiten als eben solcher Abschnitt in der Entwickelung der Menschheit erscheinen, wie uns der Sieg des Monotheismus vor achtzehnhundert Jahren. Es kommt nicht darauf an, daß die Völker für diese Anschauung nie reifen werden; denn haben sie je das Ideal des Christentums verwirklicht?

Man kennt Macaulays düstere Prophezeiung von dem Touristen aus Neuseeland, der, wenn die römische Kirche noch in ungeschwächter Kraft bestehe, vielleicht auf einem gesprengten Bogen von London Bridge Platz nehmen werde, um die Trümmer von St. Paul zu skizzieren. Bei diesem Phantasiestück hat Macaulay der pessimistischen Weltansicht gehuldigt, welche den Geschichtsforschern im steten Umgange mit den Wechselfällen der bürgerlichen Geschichte eigen wird. Der große Rhetor hat aber denselben Fehler begangen, wie gleich darauf bei dem Urteile, daß die Grundlagen der natürlichen Theologie heut die nämlichen seien, wie zu jeder früheren Zeit; daß beim Philosophieren über die letzten Gründe ein heutiger Denker nicht besser daran sei, als Thales und Simonides; und daß in der Frage nach der Unsterblichkeit der Seele ein gebildeter Europäer, auf menschliche Einsicht beschränkt, d. h. ohne Offenbarung, nicht mehr Anwartschaft habe, das Rechte zu treffen, als ein Schwarzfuß-Indianer. In beiden Fällen hat Macaulay die ihm als Geschichtschreiber fern liegende Änderung in der Lage der Menschheit übersehen, welche die Naturwissenschaft neuerlich bewirkt hat und mit beschleunigter Geschwindigkeit zu bewirken fortfährt. Die moderne Menschheit ward eine andere als die mittelalterliche und antike Menschheit; die Zustände, Einsichten und Aussichten jetzt und damals sind durch das hinzugetretene Moment der Naturwissenschaft unvergleichbar gemacht. Auf dem Boden der Induktion und Technik ruht unsere Wissenschaft und Kultur so sicher, wie, auf dem Boden der Spekulation und Ästhetik schwankend aufgebaut und Einsturz drohend, uns antike Wissenschaft und Kultur erscheint.

NOTES

NOTES.

The heavy figures indicate pages, the light figures lines.

1.

FRIEDRICH HEBBEL (1813–1863), one of the most distinguished dramatists and critics of Germany, was gifted with originality and force, but had little grace of style. His critical work is marked by insight, pungency and vigor — an example will be found in No. 37. His dramas have won him a permanent place in German literature.

4. 3. **Campagna felice** (pron. *campah'nya felee'chay*), 'Happy Fields,' a name given to the region about Naples from its fertility. — 16. **Kaktus,** the so-called Indian fig, a variety of cactus originally introduced from South America and bearing an edible fruit. — 30. **Lucia,** pronounce *luchee'a.* — 31. **Vetturin',** Ital. *vetturino* = Kutſcher.

5. 2. "See Naples and then die." — 30. Pronounce *por'tichee, raysee'na.*

6. 22. **Eremitage,** pronounce as in French, sounding the final *e.* The Hermitage has since been made a station for the observation of volcanic phenomena. — 32. **Lazzaroni** (pron. *latzaro'nee*), a name given to the lower classes of Naples.

8. 20. **ging . . . zuſammen,** 'made all the more effective a whole.'

2.

FRANZ GRILLPARZER (1791–1872) was a native of Vienna, where he passed his life in government service. He is Austria's greatest poet. His numerous dramas (*Die Ahnfrau* 1817, *Sappho* 1818, *Medea* 1822, *König Ottokars Glück und Ende* 1825, etc.) rank with those of Goethe and Schiller.

Ludwig van Beethoven (1770–1827) was born in Bonn. The privations of his early life and his later deafness made him an embittered and eccentric man. He came to Vienna in 1792 to study under Haydn and remained there until his death. He wrote only one opera, *Fidelio.*

9. 12. **Cherubini** (pron. *ker-*), 1760–1842, a composer of lighter opera and of orchestral works. Abbé Vogler (1749–1814) wrote operas and much church music. His title comes from his having taken minor orders in the church of Rome. — 23. **Durchführungen** = Variationen.

10. 13. **je und dann** = dann und wann.

11. 30. Melusina is the heroine of a French legend and of a very popular 15th century German chap-book. She was a mermaid whom Count Raimond of Poitiers married. She disappeared on being detected by her husband in her mermaid shape. — 33. By "melodramatic" is meant that the arias were interspersed with spoken dialogue to a musical accompaniment.

12. 15. **Nachtkleider,** 'undress,' 'dishabille.' — 30. Karl Maria von Weber's opera *Der Freischütz* appeared in 1821, his *Euryanthe* in 1823.

15. 3. **Da tat . . . Innern,** 'my spirits suddenly fell.' — 18. **gleichsam gebundene,** 'so to say, inherent in it.' — 22. The First Part of Goethe's *Faust* was completed in 1808, the Second Part not till 1831. The Second Part is inferior in poetic power.

3.

Petri Kettenfeier Rosegger was born in the Styrian Alps in 1842 and lives in Graz (Austria). He was a peasant lad whose native gifts led him into literature. He has published many volumes of exquisite pictures of peasant life. His many tales dealing with modern problems are less successful.

A'meisler, the 'ant-man,' who collects ants-eggs for caged birds. The so-called 'eggs' are cocoons in which the larvæ (Puppen) develop to perfect insects.

17. 2. **zerfahrenen,** 'ragged.' — 13. **Waldrauch,** 'wild incense.' — 29. The plant-louse (*aphis*) secretes a sweet fluid which the ants eat.

20. 18. **Maß,** 'quarts.' — 23. **Arm bis aufs Blut** = blutarm.

4.

Eugen Mogk, professor of Scandinavian Philology in the University of Leipzig.

22. 17. **das Element,** 'the air,' storm-born. The elements are Earth, Air, Water, Fire. — 22. **Weiß doch die Mythe,** translate such phrases with doch by a rhetorical question: 'Is not the myth able?' cf. 24. 16. — 24. The Vogtland is a shire in Saxony. — 26. The island of Rügen is in the Baltic. The Klabautermann is a hobgoblin.

23. 17. St. Walpurga's Day is May 1. St. John the Baptist's Day is June 24, Midsummer Day. — 33. **Der zweite Ostertag,** Easter Monday.

24. 7. The Erzgebirge are the boundary between Saxony and Bohe-

mia. — 24. The Wild Army and the Wild Huntsman are spectral battalions and hunts sweeping through the sky. Frau Holle or Holda is sometimes a gracious water-sprite, sometimes a witch riding the storm. — 25. Twelfth Night (the twelfth after Christmas) is Epiphany (Jan. 6). — 33. Johannes Praetorius was a writer on magic and folklore, 1630–80.

25. 4. St. Blasius' Day is Feb. 3. — 6. The Möll is a river in Carinthia (South Austria). — 14. **In erſter Linie,** 'primarily.' — 27. Frederick I, called Barbarossa from his red beard, the great Hohenstauffen emperor, 1152–90. The legend referred originally to his grandson Frederick II (1212–50) who passed his life in Sicily. — 33. **romaniſch,** 'Romance,' 'Neo-Latin,' distinguish from römiſch, 'Roman.'

26. 2. The coming of Antichrist, the visible incarnation of evil, was looked for throughout the Middle Ages. — 10. The Kyffhäuser is a hill in Thuringia. — 21. The Upper Palatinate is a shire of Bavaria.

27. 14. Heine's poem has made the Lorelei famous. Her cliff is on the Rhine. She is, however, a modern invention. — 24. The Riesengebirge are in Silesia.

5.

Ferdinand Gregorovius (1821–91) was an accomplished historian and man of letters. His *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter* is the standard work on the subject. In addition to the many historical works which exhibit his wide learning he published much in poetry, fiction and travel.

As'tura is a city on the east coast of Italy, south of Rome, now wholly in ruins. A watch-tower of the Frangipani stands on the shore. The unhappy lad Konradin' (1252–68), the last of the Hohenstauffen, tried to re-establish the power of his house in Italy by arms. After a disastrous defeat he fled to Astura and was betrayed by the Frangipani into the hands of Charles of Anjou. He was beheaded in Naples two months later, only 16 years old.

29. 4. The Italian *miglio* is roughly equivalent to the English mile. — 5. The buffalo or wild ox of Italy is an Asiatic species introduced in the 6th century. — 20. See the description of the Pontine Marshes 3, 10 ff. — 21. The ruins of the Greek city of Pæstum lie on the Gulf of Sorrento, south of Naples.

30. 3. Europa was fabled to have been carried across the sea to Crete by Jupiter in the form of a bull. — 10. Gregorovius was a native of East Prussia and the allusion is to the Baltic coast. — 25. The

famous group represents Laocoon and his two sons in the coils of serpents.

32. 29. Anacapri is a town in the interior of the island.

33. 3. The Danaids, the fifty daughters of Danaus, killed their husbands on the wedding night. They were condemned in Hades to carry water in a sieve. — 5. Perugino (1446–1523) and Pinturicchio (pron. *-rick'yo*), 1454–1513, painters of the older Italian school. — 25. **Marina,** 'quay.'

34. 7. Sisyphus was condemned in Hades to roll up a hill a stone that always rolled back again. — 8. Ponza is an island northwest of Capri. — 13. A groschen is about 2½ cents. — 16. A carlino is about 25 cents. — 26. The Canephorae were maidens who carried the sacrificial implements in baskets on their heads at Athenian festivals. They are familiar figures in Greek sculpture. — 33. **Johannisbrotbaum,** 'locust tree.'

35. 14. The famous Blue Grotto on the coast of Capri owes its color to the passing of the light through the water. — 21. On the Indian fig, cf. 4, 16, note. — 32. Apollo and Artemis (Diana) were fabled to have been born on the island of Delos in the Egean, hence the epithet Delian.

6.

36. 12. The *Sachsenspiegel* is an account of the laws pertaining to land and to feudal usage. It dates from about 1200. — 16. **begegnet ſich,** 'coincides.' — 19. Charlemagne was crowned emperor by the pope on Christmas Day, 800.

37. 9. Chlodwig I. (465–511) professed Christianity in 496 on winning a great victory over the Allemanni. — 17. In the 4th century Arius taught that Christ was not essential deity, but a created being, though the chief. His doctrine was branded as heresy by the Council of Nicaea (325), but was widely held in the Eastern Church. The German tribes persisted longest in opposition to the orthodox Roman creed.

38. 10. **unter Aufgreifung,** 'by the adoption of.' — 11. **Sonderfrieden,** 'local peace.' — 28. **Willens,** 'intent.' — 32. The *lex Baiuvariorum* is an ancient Bavarian code.

39. 3. **Talions'prinzip',** *Jus talionis*, 'punishment in kind.' — 13. **Nachſichtserteilungen,** 'dispensations.' — 21. **Volksſeele,** 'popular feeling.'

40. 19. Genesis 6, 1–4. The passage: "The sons of God saw the daughters of men that they were fair; and they took them wives of all

which they chose," was held by the rabbis to confirm the allegation of carnal intercourse between the devil and the witches. — 32. **Anklageprozeß,** 'indictment by due process of law.'

41. 6. **im letzten Ende,** 'when all is said.' — 17. The Jesuit Friedrich v. Spee (1591–1635) was a hymn writer of merit. Among his duties at Würzburg was that of attending the wretched victims to execution. His *Cautio criminalis* (1631), an anonymous but courageous protest against witch trials, was due to his perception of the flimsy character of the evidence and to their cruelty, not to any disbelief in witches. The same is true of Christian Thomasius (1655–1728), professor of Jurisprudence at Halle and one of the bench before which such cases came. He condemned torture as not promoting the ascertainment of truth, and in witch trials held the charge simply not proven. — 20. There was a famous abbey at Kempten in Bavaria, down to 1803 with independent jurisdiction.

7.

Wilhelm Wilmanns is professor of Germanic Philology in the University of Bonn.

Walther von der Vogelweide was born about 1170, possibly near Bozen in the Tyrol. He died about 1230 and lies buried in the minster of Würzburg. — 22. Middle High German was written in Roman script, the present ill-favored character not having come in till the end of the 13th century. The lines are by Hugo von Trimberg who was master of a school in Theuerstadt near Bamberg in Bavaria, 1260–1309. His *Renner* is a monstrously long didactic poem: —

> Renner ist diz buoch genannt,
> Wan (denn) ez sol rennen durch diu lant.

42. 22. The court poetry of chivalry came into vogue under Frederick Barbarossa, 1152–90. — 26. **Fahrenden,** 'strolling minstrels.' — 28 ff. The *Kaiserchronik* (*circa* 1150) was a very popular versified history. The *Rolandslied* (1132) is the story of Roland, the paladin of Charlemagne. The *Alexanderlied* (*circa* 1120) narrated the adventures of Alexander the Great.

43. 6. Gottfried von Strassburg, the author of the great epic poem *Tristan und Isolt* (1210). Reinmar der Alte (*ob. circa* 1210) sang at the court of Vienna. — 20. **singen und sagen,** a set phrase for the recitation of a minstrel. — 28. **Minne,** the conventional love of the age of chivalry.

45. 2. **Standespoeſie,** 'poetry of a class.' — 5. **Unvorbereitet und vorausſetzungslos,** 'sudden and unprecedented.' — 10. The Kürenberger sang in Austria *circa* 1150–70. — 16. **Sprüche,** 'aphorisms.' — 32. Herger was a didactic poet of the 12th century.

8.

Karl Biedermann (1812–1901) was professor of History in the University of Leipzig.

47. 2. Christoph Martin Wieland (1733–1813) was born near Biberach in Würtemberg. He was one of the coryphaei (leaders) of German literature through his satirical tales in prose and verse and his critical work. He was a member of the distinguished group at Weimar, a fertile and often acute writer, but lacking in moral seriousness. — 5. **Franken,** not Franconia, which is a shire of Bavaria, but the territory originally occupied by the East Franks. Johann Wolfgang Goethe was born at Frankfort-on-the-Main, 28 August, 1749. — 12. **von Haus aus,** 'naturally.' — 23. Friedrich Gottlob Klopstock (1724–1803) had an immense vogue in Germany in the latter half of the 18th century. His chief work is the *Messias*, a long epic poem modelled on *Paradise Lost* with the redemption of the world by Christ as its theme. The first ten cantos were published in 1756. The scene between Satan and Adramalech is in Canto 10. Goethe gives a charming account of the droll incident in Book 2 of *Dichtung und Wahrheit.*

48. 13. The Taunus Mountains are a range of hills west of Frankfort. — 20. **Bauten,** the usual plural of Bau. — 22. Frankfort was a Free City (Reichsſtadt) until 1866, when it was incorporated with Prussia. It was for centuries the coronation city of the German emperors.

49. 3. The Seven Years' War (1756–63) between Frederick the Great (der alte Fritz) and Maria Theresa for the possession of Silesia. The French held Frankfort 1759–63. — 25. **Sichausleben,** 'expansion.'

50. 12. Friedrich Schiller was born in Marbach in Württemberg, 10 November, 1759. Suabia is the south-western corner of Germany (Baden and Württemberg). — 17. The Dukes of Württemberg were often tyrannical rulers. — 21. The Karlsschule was founded by the Duke to train lads for the civil service. It was at first at the Solitude, a villa of the Duke's near Stuttgart.

51. 11 f. Johann Peter Uz (1720–96) and Christian Fürchtegott Gellert (1715–69) were minor poets. Gellert exercised a wide influence by his hymns and didactic verse. — 18. **aus dem vollen,** 'in abundance.' — 20. **Hingewieſenſein,** 'consignment.'

52. 19. A Calvary is a hill surmounted by the three crosses with the twelve stations of the Cross, representing the pauses of Christ on the way to crucifixion, along the path. — 24. Near Lorch are the ruins of the ancestral castle of the Hohenstauffen and of the castle of Rechberg, once the seat of a noble Suabian family. The tombs of the elder Hohenstauffen are also at Lorch.

53. 8. **Meſſen,** 'fairs,' *i.e.*, masquerades.

9.

Friedrich Ratzel (1844–1904) was professor of Geography in the University of Leipzig. He had marked literary gifts and was a fertile writer on a large variety of subjects.

54. 7. **Hangens und Bangens,** 'slow progress.' — 8. The French had been angered by the successful organization of the North German Federation under the leadership of Prussia in 1866, and by the fact that the vacant Spanish throne had been offered to a Hohenzollern prince. — 9. Austria had been compelled to surrender her ancient primacy by the brief war of 1866, in which the Prussian troops had overwhelmingly defeated the Austrian at the battle of Sadowa, 3 July.

55. 5. That is, he was serving the year in the army that is required of all youths who have a Gymnasium certificate. Those who have had less school training serve three years (Dreijährig-Freiwillige). They are called "volunteers" in distinction from those levied later to fill up the ranks (Erſatz). — 6 ff. The Höllental is a picturesque valley east of Freiburg. The Feldberg is the highest mountain in the Black Forest. The Vosges Mountains are west of the Rhine.

56. 6. Freiburg im Breisgau (southern Baden) has a beautiful Gothic minster of the 13th century. — 10. Georg Herwegh (1817–1875), a poet of the revolution of 1848. His *Reiterlied* begins:

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

— 27. **angeſtochnen** = wurmſtichigen.

57. 14 f. The incident that was the occasion of (or the pretext for) the Franco-Prussian War was the demand made by the French government through its ambassador Benedetti of King William — who was just then at the watering-place of Ems — that he would not allow Prince

Leopold of Hohenzollern to be a candidate for the throne of Spain. The Prince retired from the candidacy of his own motion, but the French government still insisted on a pledge from the King that he would never allow such candidature in the future. This demand being refused as an impertinent one France declared war. This was in July, 1870. The Ems despatch was a telegram of the King to Bismarck stating the facts. It was at once made public and roused universal anger at the presumption of the French.

58. 19. **Stimmung,** 'tone of the picture.'

59. 20. **Bei Licht betrachtet,** 'duly considered.' — 31 ff. The opening lines of Arndt's *Vaterlandslied* and those of Körner's *Männer und Buben* (cf. **60,** 24 note).

10.

Eugen Wolff is professor in the University of Kiel.

60. 18. The period of the highest bloom of Middle High German poetry lies between 1170 and 1230. To it belong the *Nibelungenlied* (1170–1200), the *Gudrun* (*c.* 1210), the epics of Hartmann von Aue (1190–), the *Parzifal* of Wolfram von Eschenbach (*c.* 1203), the *Tristan und Isolt* of Gottfried von Strassburg (*c.* 1210), the lyrics of Walther von der Vogelweide (1170–1230) and much lesser work. The Hohenstauffen dynasty came to power with Frederick Barbarossa in 1152. — 20. The War of Liberation against Napoleon 1812–15 produced much patriotic verse from the pens of Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, etc. — 24. Ernst Moritz Arndt (1769–1860), a patriot who by his writings on current events and by his spirited verse did noble service in rousing the people for their struggle with Napoleon. Karl Theodor Körner (1791–1813) wrote lyrics of glowing patriotism, published 1814 under the title of *Leier und Schwert.* He fell on the battle-field.

61. 1. Germany's second period of fertility in literature was that of Goethe and Schiller, 1775–1830. — 8. **Zeitseele,** 'spirit of the age.' — 22. *Die Wacht am Rhein* was written by Max Schneckenburger (1819–49). — 27. **An der Hand,** 'with the aid of.' — 31. Cf. **57,** 14, note. The song is by Wolrad Kreusler, a physician in Brandenburg.

62. 7. Count Hellmuth v. Moltke (1800–91) and Count Albrecht v. Roon (1803–79) were Field Marshals. — 9. Fritz, the Crown Prince, later Emperor Frederick III (1831–88). He was in command of the Third Army; **haue ihm,** 'lick him.' — 14. Cf. **Daß du die Kränke kriegſt,** 'Go to the devil!' **Kränke,** properly 'epilepsy.' — 18. That

is, a private of the 83d regiment of light infantry. — 23. Friedrich v. Bodenstedt (1819–92), a poet and novelist of note. — 30. Karl Simrock (1802–76), professor in the University of Bonn, is known by his translations of the older German literature.

63. 13. Felix Dahn, a writer of very popular historical novels and much verse. — 23. Emil Rittershaus (1834–97) published many volumes of verse. — 30. Ferdinand Freiligrath (1810–76) and Emanuel Geibel (1815–84) are two of the most conspicuous poetic figures of the latter half of the century in Germany. Freiligrath won his fame by his spirited verse before and after the revolution of 1848. He was compelled to live in exile in England for many years. Geibel led a quiet life in Lübeck. He was a man of delicate feeling and high cultivation and produced a large amount of graceful and thoughtful verse. — 31. **Plaſtik**, say 'vigor,' properly the relief given to his work by the sculptor.

64. 10. On Treitschke cf. No. 22, note. The Black Eagle is the coat-of-arms of the Hohenzollern, whose ancestral castle lies near the Swiss frontier. Their motto is: Vom Fels zum Meer. — 22. **Staufer** = Hohenſtauffen, the great dynasty of the 12th and 13th century. The Ottos were the Saxon emperors of the 10th century. — 27. On the Kyffhäuser cf. **25**, 26 ff. and notes.

65. 8. August Kutschke was the pseudonym for Gotthelf Hoffmann, a soldier of a Posen regiment. The song was composed in the field and became very popular. The opening lines are taken from a song of 1814. — 9. **kraucht** = kriecht. — 16. Moritz Weck, a minor novelist and poet, in his *Krieg und Sieg* (1871). Weissenburg was stormed 4 August, 1870. — 27. Dornröschen, the Sleeping Beauty of Grimm's fairy tale. — 34. The *Lieder aus Frankreich* (1871) are by Wilhelm Jensen, a prolific poet and novelist.

66. 11. **ad oculos**, 'clearly.' — 13. **Gelegenheitsſtimmen**, 'voices (songs) inspired by the occasion.' — 15. Tyrtæus, according to legend a lame schoolmaster, in fact a general who by his war-songs inspired the Spartans in the Second Messenian War (685–668 B.C.).

11.

Otto von Bismarck (1815–98), the great Chancellor of the German Empire, filled various diplomatic posts and became Prussian minister in 1862. After bringing the war with Denmark for the possession of Schleswig-Holstein to a conclusion that ceded these provinces to Prussia, he organized the North German Federation which recognized the

leadership of Prussia and deposed Austria from her old primacy (1866). The Franco-Prussian War followed in 1870 and led to the crowning of King William I. as German Emperor and the organization of Germany as a federal state. Bismarck went into retirement soon after the accession of William II. in 1888.

The battle of Sedan began at 4 A. M. September 1, 1870. The white flag was raised at 4 P. M. Napoleon III., who was in Sedan, entrusted the negociations to Gen. v. Wimpffen, as Marshal MacMahon had been wounded early in the day. By the articles of capitulation the whole French army of 85,000 men was made prisoners of war. 21,000 French had already been captured, 17,000 had fallen. The German loss was 3000. The Emperor Napoleon was sent to Wilhelmshöhe near Cassel. The enraged Parisians declared the throne vacant. The Empress fled to England, and the Third Republic was organized.

67. 19. **Allerhöchſtdieſelben,** say 'your Majesty.' Court etiquette requires these curious substitutes for the pronoun of address and puts them and the verb in the plural. — 21. **drei Meilen,** 'fifteen miles.' — 24. **eventuell,** 'if such were not the case.' — 32. **Legationsrat,** 'Secretary of Legation,' but say 'General.' He was later the first Governor of Alsace.

68. 9. **von Hauſe aus,** 'from the start.' — 21. Distinguish between das Moment, 'element,' 'factor,' and der Moment, 'moment.'

69. 8. **interniert,** 'interned,' held in fortresses. — 11. **Modalität,** 'possibility.' — 29. **Leib-Küraſſier-Regiment,** 'Royal Horse.'

70. 5. **das Protokoll führten,** 'kept the minutes.' — 13. **gegneriſcherſeits,** 'on the part of our opponents.' — 23. **und** (with inverted order), 'although.'

12.

Alfred Kirchhoff (1838–1904) was professor of Geography in the University of Halle. — **Tiefebene,** '(low) plain.'

71. 15. The Franks were settled originally on the lower and middle Rhine. The victory of Chlodwig I. over the Allemanni in 496 led to their spreading into the upper Rhine valley. — 19. The Ruhr is a river in the coal district of Westphalia. — 21. Munich is on the Isar. — 27. Cf. **Schutz- und Trutzbündnis,** 'offensive and defensive alliance.'

72. 13. **intenſiv gartenartigen,** 'highly developed.' — 15. The Black Forest to the east, the Vosges Mountains to the west. — 20. **Schwemmland,** 'alluvial soil.' — 27. **Büſchelähren,** 'silky ears.' — 33. In 1685 Louis XIV suspended the Edict of Nantes, the persecution of

the Huguenots called the Dragonades began, and more than 200,000 fled to kindlier lands.

73. 3. **Landſchaftlich,** 'from the point of view of scenery.' — 4. **ſei es, daß . . . ſei es, daß,** 'whether . . . or whether.' — 16. **Edelkaſtanie,** 'Spanish chestnut.'

74. 2. **unbeſchadet,** 'while keeping.' — 5. **Auf dem platten Lande,** 'in the open country.' — 16. **Wasgau,** 'the Vosges.' — 23. **Durchzugsverkehr,** 'through traffic.'

75. 18 f. The Belchen and the Feldberg are mountains in the Black Forest. — 25. The Allemanni are the tribes that originally occupied Suabia and Switzerland.

76. 1. **das Ihre,** 'their share.' — 5. **Reſonanzboden,** 'sounding-board.' — 7. **Tongerät,** 'musical instrument.' — 26. **Markgräfler,** a Rhine wine of Baden.

77. 7. **Wasgautalungen,** 'villages in the Vosges valleys.' — 14. **ſo,** 'however,' notice the order. — 23. **Eidgenoſſenſchaft,** 'Swiss Confederacy.' Mülhausen was incorporated with France in 1798. In 1871 it was ceded to Germany.

13.

Hermann v. Helmholtz (1821–94) was professor of Physics in the University of Berlin. Few men have done more for the advancement of science in many fields. His contributions to the theory of kinetics, to the anatomy of the nerves and the physiology of the eye and ear, to optics and acoustics, to electro-dynamics and to the theory of heat were brilliant. He was a rare combination of the philosopher and the practical investigator, and his gift of clear exposition enabled him to aid in the diffusion of knowledge.

79. 19. In Germany the horsepower is the force that lifts 75 kilograms one meter in one second. In England and the U. S. it is 550 footpounds per second. Hence 7000 Pferdekräfte = 6904 horsepower. — 32. **Erhaltung der Kraft,** 'conservation of energy.'

80. 13. *Faust*, Part I, 501 ff. **In,** 'in the form of.' — 16. Supply Ich bin.

82. 19. Sir William Thomson, Lord Kelvin, the great physicist, 1824–1907.

83. 1. **auf einander** = zuſammen. — 8. 28 million degrees Centigrade = 50 million Fahrenheit. — 21. **Spektralanalyſe,** Spectrum analysis is the resolution of a ray of light into its colored elements on being passed through a prism. In the spectrum appear bright and dark lines,

each of which by its position shows the presence in the illuminating body of one of the chemical elements. — 22. **irdiſche Gebirgsbeſtandteile**, say 'constituents of the earth's crust.'

84. 18. **Pfahlbauten**, 'pile-dwellings,' relics of prehistoric races that built on piles, e. g. in the Lake of Zürich. The mammoth is the fossil elephant.

85. 4. The Ichthyosauri are huge fossil reptiles. — 13. **Glimmlichtes**, 'glow.'

14.

BERNHARD TEN BRINK' (1841–1892), a native of Amsterdam, was professor of English Philology in the University of Strassburg. He won high distinction by his studies in Chaucer and his *Geschichte der englischen Litteratur*.

86. 14. **gleichſam plaſtiſch**, 'in bodily form,' cf. 63, 31, note.

87. 9. **wie immer**, 'in whatever way.' — 20. Molière in *Fourberies de Scapin*.

88. 13. **das ſich Gleichbleibende**, 'the self-consistent element.' — 16. **Hauptmomente**, cf. 68, 21, note.

89. 20 ff. In *The Merchant of Venice*, in *Othello* and in *Hamlet*. — 25. **das Kind**, u. ſ. w., 'to throw the whole overboard.'

91. 9. Brooke's sonnet:

Love hath inflamed twayne by sodayn sight,
And both do graunt the thing that both desyre;
They wed in shrift by counsell of a frier;
Yong Romeus clymes fayre Juliet's bower by night.
Three months he doth enioy his cheefe delight:
By Tybalt's rage provoked unto yre,
He payeth death to Tybalt for his hyre.
A banisht man, he scapes by secret flight:
New mariage is offred to his wyfe:
She drinkes a drinke that seemes to reve her breath;
They bury her, that sleping yet hath lyfe.
Her husband heares the tydinges of her death:
He drinkes his bane; and she with Romeus' knyfe,
When she awakes, herself (alas) she sleath.

Shakespeare's:

Two households, both alike in dignity,
In fair Verona, where we lay our scene,
From ancient grudge break to new mutiny,
Where civil blood makes civil hands unclean.
From forth the fatal loins of these two foes
A pair of star-cross'd lovers take their life;
Whose misadventured piteous overthrows
Doth with their death bury their parents' strife.

The fearful passage of their death-marked love,
And the continuance of their parents' rage,
Which, but their children's end, naught could remove,
Is now the two hours' traffic of our stage;
The which if you with patient ears attend,
What here shall miss, our toil shall strive to mend.

15.

GUSTAV FREYTAG (1816–95), a distinguished scholar and literary man, for many years editor of a liberal sheet in Leipzig. In the five volumes of *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* (1859–62) he grouped a series of sketches of German life from the earliest times to the present. He published also plays and a number of excellent novels (*Soll und Haben*, 1855).

The subjugation of Prussia by Napoleon had been achieved by the Peace of Tilsit, 1807. It ceded to France all territory west of the Elbe, took from Prussia her share of Poland, and imposed a huge contribution. In 1812 had followed Napoleon's disastrous campaign in Russia. The advance of the Russian forces at the heels of the disorganized French army compelled the French to withdraw beyond the Elbe. The opportunity for throwing off Napoleon's yoke was promptly seized.

93. 1. This was in 1867. Germany has now 60,000,000 inhabitants. — 11. **Binnenverkehr,** 'interstate traffic.' — 14. "La grande armée" was the name given to Napoleon's army for the Russian campaign.

94. 5. **Moment,** cf. 68, 21, note. — 16. Frederick William III. issued his Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps, 3 February, 1813, from Breslau. On March 17 followed the famous summons An mein Volk.

95. 17. Napoleon had organized Westphalia as a kingdom and given it to his brother Jerome.

96. 5. Under the great minister Vom Stein serfdom had been abolished and acquisition of land by the peasantry facilitated (1807). — 7. **Kreisen,** here 'shires.' — 24. **die Mark** = die Brandenburger Mark, the province in which lies Berlin. — 26. Scharnhorst (1755–1813) was one of the generals of the War of Liberation.

97. 6. Queen Louise was a woman of singular beauty and nobility of character who unhappily did not live to see the deliverance of her country. She died in 1810.

16.

Georg Curtius (1820–1885), brother of the great historian Ernst Curtius, was professor of Classical Philology in the University of Leipzig.

Jakob Grimm (1785–1863) was the founder of Germanic Philology and one of the world's greatest scholars. With his brother Wilhelm (1786–1859) he devoted himself to the study of his mother tongue, to Germanic antiquities, and to legend and folk-lore. In 1808 he was appointed librarian in Cassel, whither Wilhelm followed him in 1814. Later the two brothers were appointed to chairs in the University of Göttingen. Their patriotic protest against the abolition of the constitution by the King of Hanover deprived them of their posts in 1837. In 1841 Jakob began to lecture in the University of Berlin. His chief works are *Deutsche Sagen* (1818), *Deutsche Grammatik* (1819–37), *Deutsche Rechtsaltertümer* (1828), *Deutsche Mythologie* (1835), *Geschichte der deutschen Sprache* (1848), and the great *Deutsches Wörterbuch* (1852–) which is not yet finished.

98. 25 ff. Wilhelm v. Humboldt (1767–1835) and his brother Alexander (1769–1859). The former, a statesman, diplomatist and scholar, made important contributions to comparative philology. Alexander won his fame as a naturalist. He travelled widely and made large contributions to our knowledge of the relation of man to nature. His *Kosmos* (1858) is one of the world's classics for its wealth of thought and its grace of style. Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) reconstructed Roman history in his *Römische Geschichte* (1811–32). Karl Ritter (1779–1859) was professor in the University of Berlin and by his many writings made geography a science. Friedrich Christoph Dahlmann (1785–1860), professor at Bonn, was an authority on English and French history. Philipp August Böckh (1785–1867) was professor of Philology in Heidelberg. He enlarged the scope of philology by looking at it from the point of view of history and national development.

99. 5. The *Kinder- und Hausmärchen* were collected from various sources, largely from the lips of the peasants. Their charming form is due to Wilhelm Grimm. The first volume appeared in 1812.

100. 33. **Periode der Aufklärung,** 'Age of Enlightenment.' The intellectual movement of the 18th century (Rationalism), which aimed at a stricter interrogation of nature and history and emancipation from the fetters of theology, is associated with the names of Voltaire and the Encyclopedists in France. In Germany it took a philosophical form and may be said to extend from Leibnitz to Kant.

101. 7. Johann Gottfried Herder (1744–1803) produced little in literature proper, but his researches in history, folk-lore and comparative literature and the breadth of view, vigor of mind and warmth of feeling that he brought to their discussion, enabled him to reconstruct whole fields of knowledge. He called attention to the long neglected folk-song and in *Stimmen der Völker in Liedern* (1779) collected popular songs of all nations. — 13. The German Romantic School arose in the last decade of the 18th century and was in its prime down to 1830, when it began to be merged in the national movement. It laid emphasis on the imagination and the free expression of emotion and rejected the accepted canons of literature. It brought into vogue a taste for the verse and legend of the peasantry. It also extolled the ideals and the art of the Middle Ages and in its later phase borrowed much from Oriental verse. — 20. Achim v. Arnim (1781–1831) edited with Clemens Brentano the admirable collection of older and popular verse known as *Des Knaben Wunderhorn* (1806). — 23. Wolf (1759–1824) in his *Prolegomena ad Homerum* (1795) maintained that the *Iliad* and *Odyssey* were compilations made in Athens as late as the 6th century B. C. on the basis of isolated songs and rhapsodies. — 29. Humboldt's essay: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes* appeared in 1836.

103. 7. **da geweſen,** cf. Daſein, 'existence.' — 12. Karl Lachmann (1793–1851), a distinguished philologist, professor in Basel.

106. 6. **Klein- und Stillleben,** the painter's phrase, 'detail and still-life.' — 10. Sanders defines **ſinnig,** (1) verſtändig; (2) in Sinnen vertieft; (3) von tiefem, das Ganze durchwaltendem Sinn zeugend; (4) von zart anmutendem Sinn. Here, in the sense of (3), perhaps 'perspicacious.'

17.

The extract is from Jakob Grimm's *Rede auf Wilhelm Grimm*, delivered before the Berlin Academy July 5, 1860. Cf. introductory note to No. 16.

107. 22. **ihm Rechnung tragen,** 'take it into account.'

108. 25. **durch die Bank,** 'in every respect' (throughout the whole list of qualities).

109. 20. **Sprung** = Lücke.

111. 5. In 1811 appeared J. Grimm's *Über den altdeutschen Meistergesang* and W. Grimm's *Altdänische Heldenlieder, Balladen und*

Märchen. — 8. **Minnefang** is the love-lyric of the 12th and 13th century, Meiſter(ge)ſang the verse of the succeeding centuries when poetry had degenerated into mere exhibitions of technical skill. — 16. On Niebuhr cf. **98**, 25, note. — 19. Johann Peter Hebel (1760–1826) wrote in the Suabian dialect. His *Allemannische Gedichte* appeared in 1803.

112. 5. **Silberblicken**, say 'bright gleams.' — 6. **Erfinden**, apparently in its older sense of 'discovery' rather than its modern of 'invention.' — 11. **heben**, the technical word of 'raising' a buried treasure. — 16. Ulfilas (311–81), Bishop of the Goths, translated parts of the Bible into Gothic. Otfried composed a harmony of the Gospels, the *Krist*, in the 9th century. Notker translated Boethius and the Psalms in the 11th century.

18.

Friedrich Paulsen (1846–1908) was professor of Philosophy in the University of Berlin.

114. 1. **Hochſchule**, 'higher institution of learning.' — 19. **fachwiſſenſchaftliche**, 'technical.'

115. 5. **Rektor**, 'president,' elected from the faculties for one year. — 7. **Doktorprüfung**, 'examination for the Ph.D. degree.' — 8. **Privatdozenten**, 'tutors,' younger men licensed to teach, with no salary beyond the students' fees. — 13. The four faculties are those of Theology, Law, Medicine and of Arts and Sciences (die philoſophiſche), the latter corresponding to the 'general faculty' of an American university.

116. 11 ff. Charles Darwin, naturalist, 1809–82. Herbert Spencer, philosopher, 1820–1903. George Grote, historian, 1794–1871. James Mill, jurist, 1773–1836. John Stuart Mill, economist, 1806–73. Thomas Carlyle, historian, 1795–1881. Thomas Babington Macaulay, historian, 1800–59. Edward Gibbon, historian, 1737–94. Jeremy Bentham, economist, 748–1832. David Ricardo, economist, 1772–1823. David Hume, historian and philosopher, 1711–76. John Locke, philosopher, 1632–1704. Lord Shaftesbury, philosopher, 1671–1713. Thomas Hobbes, philosopher, 1588–1679. Francis Bacon, statesman and philosopher, 1561–1626. It seems odd to find Lord Shaftesbury in this distinguished list, but he has always been rated higher on the continent than at home. — 25. On the two Humboldts cf. **98**, 25, note.

117. 11 ff. On Fichte cf. **145**, 30, note. Friedrich Schelling, 1775–1854, was professor of Philosophy in Berlin. Georg Wilhelm Hegel, 1770–1831, was professor of Philosophy in Berlin. Friedrich Schleiermacher, 1768–1834, the great preacher, lectured on theology in Berlin.

— 16 ff. Immanuel Kant, 1724–1804, was professor of Philosophy in Königsberg. On Wolff cf. **183**, 11, note. Christian Heyne, 1729–1812, was professor of Greek Antiquities in Göttingen. On Wolf cf. **101**, 23, note. G. J. Hermann, 1772–1848, was professor of Philology in Leipzig. On Böckh cf. **98**, 25, note. — 23 ff. On Ranke cf. No. 20, note. Georg Waitz, 1813–86, was professor of History in Göttingen. Karl Friedrich Gauss, 1777–1855, was professor of Astronomy in Göttingen. Justus Liebig, 1803–73, was professor of Chemistry in Munich. On Helmholtz cf. No. 13, note. Robert Kirchhoff, 1824–87, was professor of Physics in Berlin. Karl Weierstrass, 1816–97, was professor of Mathematics in Berlin. — 31 ff. Ludwig Uhland, 1787–1862, was professor of Literature in Tübingen. His verse, chiefly lyric, is an exquisite treatment of medieval and homely modern themes. Friedrich Rückert, 1788–1866, was professor of Oriental Languages in Berlin. He produced a large amount of lyric and didactic verse very perfect in form but lacking content. Friedrich Schiller, 1759–1805, was for a few years professor of History in Jena. Gellert (cf. **51**, 11, note) was professor of Literature in Leipzig. Albrecht v. Haller, 1708–77, was professor of Medicine in Göttingen. His best known poem *Die Alpen* was one of the earliest to celebrate the Alps.

118. 2 ff. Samuel v. Pufendorf, 1632–94, was professor of Law in Heidelberg. He laid the foundation of modern conceptions of Law and Government. On Thomasius cf. **41**, 17, note. Friedrich Karl v. Savigny, 1779–1861, was professor of Jurisprudence in Berlin. Ludwig Feuerbach, 1804–72, lectured on Philosophy in Erlangen. On Niebuhr cf. **98**, 25, note. He was professor of History in Berlin. On Treitschke cf. No. 22, note. Luther was professor of Theology in Wittenberg, a now extinct university. Philip Melancthon, 1497–1560, was professor of Greek in Wittenberg.

119. 12. **hier**, i. e. in Germany. — 26. **Innerlichkeit**, say 'the true vocation.'

120. 7. **den Doktor**, 'the Ph.D. degree.' — 11. Andrew D. White was minister to Germany 1879-81, 1897–1902.

19.

Otto Behaghel is professor of Germanic Philology in the University of Giessen.

122. 8. The Celts are the Indogermanic tribes that occupied western Europe and the British Isles prior to the advent of the Teutons

(Germanen) from the northeast. — 13. Melibo'kus is a hill in the Odenwald in Hesse, commanding a wide view of the Rhine valley. The Vosges Mountains are in Alsace along the French frontier.

123. 3 ff. Latin: *elephantus, pavo, draco; pirum, ficus, cerasum, caulis, cucurbita, lilium, amandola, morum, piper, radix, rosa; planta, fructus; marmor.* — 12 ff. Latin: *calx, plastrum, strata, platea, murus, postis, porta, carcer, cellarium, turris, palatium, tunica, tegula, scindula.* — 16 ff. Latin: *vinum, mustum, vinitor, pellicia.* — 23 f. Latin: *butyrum, caseus, oleum, simila, sinapis.* — 27 f. Latin: *ancora, catena, bacar, caput, scutula, cista, saccus.* — 30 ff. Latin: *corona, purpura, speculum; Caesar.*

124. 5 f. Latin: *milia, pondo, census.* — 14 f. Latin: *pyxis, plastrum.* — 28. Greek: παπᾶς, πεντεκοστή, διάβολος. — 29. The Goths were a group of tribes settled on the lower Danube and so geographically in touch with Constantinople. 31. The Otto's were the Saxon emperors of the 10th century.

125. 5 ff. Latin: *clausus, claustrum, monasterium, scola; altare, cancellus, crux, oblata, organum; abbas, custos, mansionarius, monachus, nonna; feriae, vespera, missa, spendere, offerre, praedicare; angelus, martyrium, plaga, damnare.* — 15. The Middle High German period began in the first half of the 12th century. By High German we mean the dialects of Upper (South) Germany, by Low German those of the low-lying northern half.

126. 5 f. French: *bannière, blond, fin, manière, palais, pris (prix), tourner.* — 10. By Humanism we mean the movement in favor of secular culture based on Latin and Greek (the Humanities) in distinction from that of the church. It was contemporary with the Reformation but distinct from it. With it are associated the names of Erasmus, Melancthon, Reuchlin, etc.

20.

Leopold v. Ranke (1795–1886) was professor of History in the University of Berlin and one of the great historians of the 19th century.

127. 15. St. Boniface, a native of Devonshire, was appointed missionary to the German tribes by Gregory II in 718. He founded monasteries in Thuringia and Hesse. He was slain in 755. — 24. Luther was born November 10, 1483, in Eisleben, where he died February 18, 1546.

129. 24. **alle** is an older uninflected form.

130. 2. The seven canonical hours are the daily services prescribed for monks, viz.: matins at 3 A. M., prime at 5, terce at 8, sext at 11, nones at 2, vespers at 4, compline at sunset.

131. 17. **Schulmeinungen,** 'doctrines of the schools,' i. e. of scholastic theology. — 20. "The just shall live by faith." *Romans 1 : 17.* — — 21. St. Augustine, Bishop of Hippo and Church Father, 354–430.

132. 4. Luther went to Rome in 1510. — 16. The Holy Stairs are a flight of 28 marble steps in a chapel of the Lateran. Tradition says that they came from the palace of Pontius Pilate and hence were trodden by Christ.

21.

Heinrich Bulthaupt, a dramatist and critic, is head of the library of Bremen (*ob.* 1905).

Gotthold Ephraim Lessing (1729–81) was born in Saxony. He studied in Leipzig and then adventured himself in the journalistic world of Berlin. In 1760 he went to Breslau as a secretary. Here the *Minna* was written (1767). In 1767 he was attached to the Hamburg theatre as dramatic critic. In 1770 he went as librarian to Wolfenbüttel, where he died. Lessing was one of the world's great critics, a passionate lover of truth. He was the first great German dramatist. In his *Minna* he showed that comedy need not be farce, in his *Emilia Galotti* that tragedy could take its heroes and heroines from common life. His third great play, *Nathan der Weise*, is rather a philosophic poem on the nature of true religion.

137. 1 ff. On Lessing's opinion of the comparative merits of Shakespeare and the French tragedians cf. *Litteraturbriefe*, 17: "To judge only by the example of the Greeks, Shakespeare is a far greater tragic poet than Corneille, although the latter knew the ancients well, the former hardly at all. Corneille comes nearer them in mechanical structure, Shakespeare nearer in essentials. The Englishman achieves the end of tragedy almost always, however unusual ways he may choose. The Frenchman achieves it almost never, although he treads the smooth path of the ancients. After the *Œdipus* of Sophocles no piece in the world has more power over our passions than *Othello*, *Lear*, *Hamlet*. Has Corneille a single tragedy that has touched you half as much as the *Zaïre* of Voltaire? And Voltaire's *Zaïre*, how far is it below the *Moor of Venice*, whose feeble copy it is!" — 7. **trotz ihnen,** 'as well as they.' — 9. The Three Unities that the French dramatists deduced from Aristotle are those of Time, Place and Plot, viz.: that

the action must lie within 24 hours, that the scene must not be changed and that there must be no episodes. — 18. **Situationskomik**, comic effect dependent on the situation rather than on the personalities involved, turning on accident rather than on character.

140. 4. Lessing wrote to Gleim, 16 December, 1758: "Perhaps the patriot is not quite stifled in me, although to my mind the praise of being a zealous patriot is the very last that I should covet; the patriotism, that is, that teaches me to forget that I ought to be a citizen of the world." And to the same, 14 February, 1759: "I have no idea what love of one's fatherland is, and it seems to me at best an heroic weakness that I can easily dispense with."

144. 3. **hat ſie alsbald weg**, 'she soon sees through.'

22.

Heinrich v. Treitschke (1834–96) was professor of History in the University of Berlin. He was a conservative in politics and his criticism of the revolutionary movements of 1815 to 1848 though fair is not sympathetic.

Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), the "Father of Gymnastics," a patriot but an eccentric and unwise man, led a life of alternate teaching and roving until the prospective struggle with Napoleon called out his energies in organizing *Turnvereine* (athletic clubs) in which the youth of Germany were drilled for the coming contest. The first *Turnplatz* was opened in Berlin in 1811. (Jahn took the word *Turnen* from *Turnier*, tourney). In the period of reaction after 1815 Jahn incurred the suspicion of the government, was arrested and imprisoned (1819). He was finally set free, but remained under police supervision until 1836. He lost the ear of the public in his later years. His statue now stands on the original *Turnplatz*, in Berlin.

145. 5. After the fall of Napoleon in 1815 the Congress of Vienna rearranged the affairs of Germany, under the leadership of the Austrian minister Metternich, on an autocratic basis. The people had been promised a larger measure of constitutional liberty, but the timid governments adopted a system of repression that was peculiarly irksome to the youth. — 12. **Welſchtum**, say 'the French.' — 18. **Völkerwanderungen**, the great migrations of the Germanic tribes south and west in the 4th and 5th centuries. The medieval Empire in the hands of strong men like Frederick Barbarossa wielded a great influence. — 21. **Verwelſchung**, 'Gallomania.' **Lützows wilde verwegene Jagd**, a line from a

poem by Theodor Körner. Lützow raised a corps of volunteers in 1813 whose uniform was black, and who became famous for their daring. — 25. **das deutſche Bunt,** 'the German motley.' Das deutſche Bund was the federated German states. — 28. The term "Philistine" was originally used by German students for "townies." Matthew Arnold has familiarized us with it as a term for people of narrow ideas. — 30. Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), professor of Philosophy in the University of Berlin, was an ardent patriot and roused national feeling by his *Reden an die deutsche Nation*, 1807–8.

147. 12. The battle of Jena (1806) put Prussia into the hands of Napoleon. — 20. The bronze horses above the entrance of St. Mark's Church in Venice, ascribed to Lysippus (360–316 B.C.), were taken to Paris by Napoleon and set up in the Place du Carrousel in the Tuileries.

148. 1. **Knoten,** 'cads.' — 21. **wehrlich** = wehrhaft. — 29. Rügen is the large island in the Baltic. — 33. **Ofenpacht,** 'squatting by the stove.'

149. 8. **Dachtel** = Ohrfeige. — 23. Neithardt v. Gneisenau (1760–1831) was one of the great generals of the War of Liberation. — 25. **Eulenſpiegeleien,** 'absurdities.' *Till Eulenspiegel* was a famous jest-book of the 16th century. — 30. **Männer des Korporalſtocks,** i.e. officers. — 31. **Landwehr,** 'militia;' **Landſturm,** 'reserve,' called on only in case of invasion.

150. 3. **Kraftmenſchen,** say 'heroes.' — 5. **Bauchwelle,** say 'handspring,' properly a movement on the horizontal bars.

23.

On Freytag see No. 15, note. **Charakterbildung,** say 'depiction of character.' **Romanen,** the Neo-Latin races, French, Italian, Spanish, etc.; **Germanen,** the Teutonic races, German, English, Scandinavian, etc. — 19. **Tiefer . . . Kunſtgebilde,** 'The German has a deeper conception of his characters.' — 23. **Konvenienz,** 'social proprieties.'

151. 1. **fertige,** 'fully matured.' — 5. Molière, the great French dramatist (1622–73), often indicated by his title that the play was a study of a type of character, e.g. *Le Misanthrope*, *L'Imposteur* (*Tartuffe*), *L'Avare*. — 19. **Spannung,** 'keeping alive of interest.' — 28. **bei ihrer Anlage,** 'in consequence of their limitations (native character).'

152. 12. **Gewebe,** 'structure.' — 22. **die . . . ſchlägt,** 'runs very high.'

153. 7. **in ſeiner Beſonderheit,** 'in its individual character.' — 10. **Gegenbild,** 'model.' — 18. **Geſchloſſenheit,** 'coherence.' — 30. Schiller's *Love and Intrigue* appeared in 1784.

154. 13. **Befangenheit,** say 'gloom.' — 28. **Inhalt,** 'inner wealth.'

24.

KUNO FISCHER (1824–1907) was professor of Philosophy in the University of Heidelberg. He wrote much on the history of philosophy and on literary themes, having an admirable gift of lucid exposition.

Goethe's *Faust* was begun before he left Frankfort for Weimar in 1775. The incomplete First Part was published under the title of *Faust, ein Fragment* in 1790, the completed First Part in 1808. The Second Part was not finished until 1831. Part I consists of two prologues, the second, *Prolog im Himmel*, being a dialogue between the Lord and Mephistopheles, in which the latter receives permission to exercise his wiles on Faust. On this follows a long Exposition showing Faust consumed with a passion for knowledge and making the pact with Mephistopheles in the hope of winning satisfaction from the senses. The rest of Part I is mainly occupied with the betrayal of Margaret, really an episode from the point of view of the whole. In Part II Faust goes through a series of adventures at the Emperor's court and elsewhere, and in the last act appears as a blind old man, happy in having drained a great tract of seacoast and made it available for his fellows. He dies and is carried to heaven as a redeemed soul.

155. 12 ff. In the last decades of the 18th century arose the so-called Storm and Stress school, a group of writers who cut loose from the older literary canons and aimed at the unfettered expression of passion. Klopstock (cf. 47, 23, note) had lent the new movement wings by his transcendental soarings in the *Messias*. Lessing (cf. No. 21, note) guided it in so far as his criticism was ultimately to discipline its excesses. 24. **auf die Höhe der Zeit,** 'to the level of the age.'

156. 7. **Genius,** 'genius' in the sense of 'native quality.' — 19. Dante's *Divine Comedy* consists of the *Inferno*, the *Purgatorio* and the *Paradiso*. Dante used the term "comedy," as he tells us, because the poem ends happily, i. e. in heaven. The epithet "divine" was added after his death (1321).

157. 2. The oldest Faust-book is that of 1587. Faust was an his-

torical character (*circa* 1480–1539) about whom gathered a mass of legend. Christopher Marlowe knew this Faust-book, which had been translated into English. His *Doctor Faustus* dates from 1589. The theme was also a popular one on the stage of the strolling players. — 6. **Gründe,** 'abysses.' — 8. **Höhenrichtung,** 'aspiration.' — 11. Dante in the opening of his poem depicts himself as lost in a wood, out of which Virgil is his guide. — 18 f. Said by the Lord in the *Prolog im Himmel.* — 20. **Das Prometheiſche,** 'the Promethean element (in man).' According to the Greek legend Prometheus was the friend and benefactor of man, the defiant opponent of the tyranny of Zeus. For his revolt he was chained to a rock in Caucasus and a vulture preyed on his liver. But he looked forward to the advent of a greater Fate to whom Zeus must bow.

158. 8. **an ſich,** 'for itself.' — 29. **der Zeiger fallen,** 'the hand drop,' probably with an allusion to a water-clock.

159. 9. 'Thou shalt have the scrawl.' — 12 f. An obscure passage, but plainly meaning: My persistence in evil (if I do persist) will mark me a slave, and if a slave, it matters little to whom. Cf. Tennyson:

> The sin that practice burns into the blood,
> And not the one dark hour that brings remorse,
> Will brand us, after, of what fold we be. (*Vivien.*)

160. 13. **umrungen** = umringt.

161. 9. Mephistopheles' 'cousin' is the serpent that tempted Eve, on whom was laid the curse: "Upon thy belly shalt thou go, and dust shalt thou eat all the days of thy life." *Gen.* 3. 14. — 20. 'And if he only went on lying in the grass! But . . .'

25.

Friedrich Nietzsche (1844–1900), the famous radical philosopher, devoted himself to classical philology and filled a chair in the University of Basel 1870–79. His health growing infirm he turned to literature, led a roving life and in 1889 became insane. Nietzsche rejected, not only all creeds but all systems of ethics and preached the coming of the Superman and of a social order based on the exploitation of the weaker by the stronger. He reacted fiercely from the Christian doctrine of abnegation and held the animal instincts to be the norm of life. Yet he had lofty ideals and was capable of moral enthusiasm. The exceeding charm of his style, the vigor of his mind, the original, often profound thoughts with which his works are strewn, and the revolutionary character of his assertion of individualism, have given his works wide vogue.

His prejudices were too intense to allow of his being a judicial critic; on the other hand his sympathies were unfettered by convention.

163. 11. **Moira,** 'Fate.' — 21. The Scandinavian mythology pictured a Twilight of the Gods in which the existing order should come to an end in a great catastrophe.

165. 18. **spernere se sperni,** 'scorn of scorn.' The motto of St. Philip Neri was: *Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere se sperni.*

166. 23. **dreinſchauen** = ausſehen.

167. 30. **fixen Idee,** '*idée fixe*,' 'obsession.' — 31. **Welche Bewandtnis es habe,** 'how the case stood.'

169. 21 ff. Cf. *Galatians* 2. 17. — 25. **Saft,** 'elixir.'

26.

GUSTAV SCHMOLLER is professor of Political Economy in the University of Berlin.

Henry George (1839–97) began life as a printer, became editor of successive San Francisco newspapers and in 1887 of the New York *Standard*. *Progress and Poverty* appeared in 1880. In it he urged the abolition of private ownership of land as a cure for social ills. He did not urge expropriation (confiscation by the state) but the imposition of a tax on land only (single tax) which should supersede all others and return to the state the rental of the land.

170. 23. **offene Türen einſtößt,** 'proves the self-evident,' 'slays the slain.'

171. 1. The Manchester school of political economy originated in the movement against the Corn Laws (duties on grain) led by Cobden and Bright (1839). This movement began in Manchester. The term is now used for the extreme individualistic school of political economists that reject all interference by the state, holding the doctrine of *laissez faire*.

173. 7. Thomas Jefferson advocated warmly reducing the functions of government to a minimum. — 16. **dithyrambiſcher,** 'dithyrambic,' 'enthusiastic.' The dithyramb was a song in honor of Bacchus.

174. 16. **ſchwungvoll gehaltenen,** 'eloquent.' — 21. **geſchloſſenen,** 'coherent.' — 29. Spanish Boots were an instrument of torture by compressing the leg. — 33 f. 'of a broad training in philosophy, in the development of law and in the history of civilization and of economics.'

175. 4. **Lohnfondstheorie,** 'Wage-fund theory,' viz., Ricardo's, that the capital available for wages at a given time is always a fixed sum and

that hence wages cannot be raised by any artificial means. — 16. **Seltenheitswert,** 'value' (as determined by the limited supply). — 32. *impôt unique*, 'single tax,' which had been urged by the Physiocrats, a group of French economists of the 18th century.

27.

On Helmholtz cf. No. 13, note.

179. 17. Luigi Galvani (1739–98) professor of Medicine in the University of Bologna, discovered the galvanic phenomena in 1790. — 23. Alessandro Volta (1745–1827), professor of Physics at Pavia, invented the voltaic pile, which gave practical value to Galvani's discovery. — 30. Galileo Galilei (1564–1642), the great astronomer. The incident is said to have occurred in 1583 when Galileo was a student at Pisa.

28.

Hermann Hettner (1821–82) was a very able writer on literary and esthetic themes. His *Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts* (1870) in three parts, dealing respectively with English, French and German literature, is a standard work.

183. 11. Sir Isaac Newton, the great English physicist, 1643–1727. Christian Wolff (1679–1754) was, through his gift of clear presentation, for a time the most conspicuous philosophical figure in Germany. John Locke, the English philosopher, 1632–1704. François Arouet de Voltaire, the great French philosopher, dramatist and poet, 1694–1778. — 19. The Kings of Prussia are crowned at Königsberg on the Baltic, the ancient capital of the province of Prussia. — 24. Marcus Aurelius Antoninus (121–180), the Roman emperor and Stoic philosopher, ruled in the interest of the people.

184. 3. Rheinsberg is a castle near Potsdam where Frederick lived before his accession. — 10 f. Heinrich v. Podewils, 1695–1760, Minister of Foreign Affairs. Graf v. Schwerin, 1684–1757, one of Frederick's great generals. — 18. The first Silesian War, 1740–2, the second, 1744–5, the third, the Seven Years' War, 1757–63. It ended in the victory of Frederick and the cession to Prussia of the disputed province.

185. 8. Frederick's *Essai sur les formes du gouvernement et sur les devoirs des souverains* (1777). Frederick wrote and spoke only French.

186. 2. **Marginalreſolution,** 'marginal note.' — 4. **Façon** = **Weiſe.** — 33. Serfdom was abolished under Frederick William III in 1807.

188. 12. **Romantiker,** say 'dreamers,' i. e. the radicals and revolu-

tionists who wanted a new political order. — 13 ff. Mirabeau (1749–91), the revolutionary leader and statesman, wrote: *Sur la monarchie prussienne sous Frédéric le Grand* (1787). — 27 f. Louis XIV (1643–1715). *L'état c'est moi*, a definition of the relation of prince and people credited to him erroneously, represents his policy. — 29. Aristotle (384–322 B. C.) in his *Politics* discusses the aim and constitution of the state, its various forms and its ideal.

29.

Johann August Eberhard (1739–1809), professor of Philology at the University of Halle, published his *Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik* in 1802. The last revision (1896) is by Otto Lyon, a philologist of repute.

190. 19. *Creator spiritus*, a phrase from the hymn to the Holy Spirit, ascribed to Charlemagne but much older, *Veni, Creator Spiritus*. — 26. Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, 4. 19. — 30. **naiv**, 'simple,' 'natural,' 'unaffected.'

191. 14. Columbus is said to have set his companions the problem of making an egg stand on end. He solved it with a gentle blow.

192. 8 ff. Schiller in *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. — 12 ff. Goethe in *Sprüche in Prosa*. — 18. **Lauteinheiten**, 'vocables.'

195. 14 f. Louis Philippe, Duke of Orleans (1747–93), led the Orleanist faction during the French Revolution. Mirabeau, the revolutionary leader, intrigued for a constitutional monarchy with the Duke as king.

30.

It is only fair to the author to say that this picture of the economic struggle for existence as set forth in the *laissez faire* doctrine of the Manchester school (cf. **171**, 1, note) is only incidental to his main argument, which is directed to disproving its validity in favor of higher economic organization on a non-competitive basis.

198. 24 f. Said by Gretchen in *Faust* I. 2802:

Am Golde hängt, nach Golde drängt
Doch alles. Ach, wir Armen!

199. 22. A reference to the so-called Manchester School, cf. **171**, 1, note.

201. 20. Adam Smith, author of the economic classic, *The Wealth of Nations* (1776).

31.

ADOLF BARTELS is the author of a good *Geschichte der deutschen Litteratur* (1902) and of much verse.

204. 3. Ulrich v. Hutten (1488–1523), one of the champions of the Humanist movement and of the Reformation. His works were addressed to the needs of the day and are no longer read, but his picturesque and interesting personality has kept his memory alive. — 10. **plaſtiſche,** 'vividly realized.' — 12. The Night of St. Bartholomew, 24th August, 1572, on which the Protestants in Paris were butchered by order of Charles IX. — 17. **epiſodiſchen Eindruck,** that is, there is no large background of the age sketched in. — 20. Jürg Jenatsch (*Jürg* is dialectic for *Georg*) was a Swiss patriot (1596–1639) who during the Thirty Years' War led the revolt of the canton of the Grisons (Graubünden) against Austria. Later he joined hands with Austria to thwart the schemes of Richelieu. He began life as a Protestant clergyman, but in the prosecution of his ends became a Catholic. His career was stained with cruelty. — 32. **Raiſonnement,** 'a purely intellectual element.'

205. 11. Thomas à Becket, the Chancellor of Henry II and Archbishop of Canterbury, was assassinated by order of the King in his cathedral, 29th December, 1170. He had sought to free the clergy from civil control. He was canonized in 1172. In 1174, to appease the people, Henry performed an act of humiliating penance at his tomb.

206. 6. **Die Richterin,** say 'The Lady of the Castle.' — 7. Dante Alighieri (1265–1321), the great poet. — 8. Can Grande della Scala, a patron of Dante and Lord of Verona. — 13. Ezzelino da Romano (1194–1259), Lord of Padua. The Monk is the scion of a noble house who, on the death of his elder brother, is relieved from his vows to enable him to marry and perpetuate his race. — 21. Rhaetia, the ancient Roman province that included eastern Switzerland.

207. 28. 'Art for art's sake.'

32.

WILHELM MAX WUNDT is professor of Psychology at the University of Leipzig.

208. 7. The Protozoa are represented by the microscopic infusoria of stagnant water, the Cœlenterata by the sponges and the coral polyps; **u. a.** = und andere. — 8. **die auf . . . laſſen,** 'that imply processes of thought and will.' — 10. **u. dgl.** = und dergleichen. — 11.

ſinnlichen . . . Wiedererkennens, 'cognition (sense perception) and recognition.' — 15. **Anlage,** 'structure.' — 16. **Sinnesvorſtellungen,** 'mental images presented by the senses.' — 18. **entſprechend,** uſw., cf. the infant's early efforts to grasp everything. — 20. **allgemeinen,** 'general' in distinction from such specialized forms of touch as taste. — 24. 'apperceptions,' the reception of knowledge through the senses. — 26. **Triebhandlungen,** 'instinctive actions.'

209. 11. **Affekte,** 'feelings,' i. e. sudden and violent ones, like anger, joy, shame. — 19. **einſeitigen Funktionsrichtungen,** 'special functional aptitudes (tendencies).'

210. 8. **Anlage,** 'aptitude.' — 13. **verhalten ſich verſchieden,** 'vary.' — 30 f. **ſinnlichen Empfindungen,** 'objective sensations,' **Gefühlen,** 'subjective feelings.'

211. 3. **bei,** 'in view of.' — 12. Termites are certain varieties of ant. — 13. **Geſchlechtsverbindungen,** 'associations based on sex.' — 18. **Empfindungsreizen,** 'stimuli.' — 26. **Reflexmechanismen,** 'reflex mechanisms,' i. e. systems of nerves and muscles set in motion (ausgelöſt) automatically by the appropriate stimulus.

212. 12. **Gattungen,** 'genera,' 'families,' **Arten,** 'species.' — 23. **Gewohnheitsvorgang,** 'habitual act.' — 29. **Eindruck** = Reiz, 'stimulus.' — 31. **genetiſchen,** 'genetic,' from the point of view of origin.

33.

HERMANN CREDNER is professor of Geology in the University of Leipzig.

218. 14. Vulcanism and Neptunism are names given to the rival theories of the moulding of the earth's surface by the internal fires or by water.

34.

ADOLF HARNACK, professor of Theology in the University of Berlin, is one of the most eminent representatives of the advanced school of theological thought.

221. 1. **Weſensbeſtimmungen,** 'definitions of the nature.' — 10. **Naivetät,** say 'state of innocence.' — 11. **geſchloſſenen,** 'independent.' — 12 ff. From Goethe's *Seefahrt.* — 23. **Zuſammenſchluß,** 'closer intercourse.'

222. 8. **dem Allzumenſchlichen,** 'human weakness.' — 25. **Momente,** 'factors.' — 31. **extenſiv und intenſiv,** 'quantitatively and qualitatively.'

223. 30 f. **Ehrlichkeit,** 'uprightness' in life, **Redlichkeit,** 'honesty' in fulfillment of engagements.

224. 26. **da** is often used pleonastically with the relatives.

225. 17. Jacob Wychgram edits the *Frauenbildung* in Berlin in the interests of schools for girls.

227. 24. **Hochſchulkurſe,** 'University Extension lectures.' — 30. **das Bedingte der Verhältniſſe,** 'the limitation of circumstances.'

35.

Adolf Stern (1835–1907) was a prolific writer of tales and verse and the author of excellent works on the history of literature.

"Naturalism" was originally a painter's term for fidelity in detail. It was then used for the extreme form of Realism in literature.

228. 14. **ſcheinwiſſenſchaftlichen,** 'pseudo-scientific.' — 23 f. Gustave Flaubert (1821–80), the author of *Madame Bovary*, etc. Émile Zola (1840–1902), the chief apostle of ultra-realistic fiction; **nordiſche,** 'Scandinavian.'

229. 10. On the Storm and Stress School, cf. 155, 12, note. Goethe in his *Götz von Berlichingen* (1773) and Schiller in his *Räuber* (1781) did temporary homage to the movement, which had its roots in the same soil as the French Revolution (Rousseau, etc.). — 15 f. The Second Silesian School was a group of writers of the last half of the 17th century characterized by license, pedantry and fantastic extravagance of style. The Spanish poet Luis de Góngora (1561–1627) had invented a like artificial style. The same phenomenon is seen in English literature in Lyly's *Euphues and his England* (1580). By the Gothic School is meant the pseudo-medievalism of Horace Walpole (1717–97) and Mrs. Radcliffe (1764–1823).

232. 22. Johann Schröter (1745–1816) made special observations of the moon. Johann Heinrich v. Mädler (1794–1874) published maps of the moon. — 30 f. Iwan Turgenjew (1818–83) the Russian poet and novelist. Gottfried von Strassburg, cf. 60, 18, note.

36.

Ludwig Anzengruber (1839–89) was a distinguished Austrian playwright and novelist. His brilliantly realistic plays deal chiefly with peasant life and are in dialect. Beside several volumes of short stories he wrote two powerful novels: *Der Schandfleck* (1877) and *Der Sternsteinhof* (1885).

234. 3. Goethe's *Faust* I, 167:

Greift nur hinein ins volle Menſchenleben . . .
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.

— 5. **zappelt ſich zu Tode,** 'falls into the death-throes.' — 19. **den Beziehungen,** 'its environment.'

37.

On Hebbel cf. No. 1, note.

239. 4. Thespis was said by the Greeks to have invented the drama. Horace makes him give his plays from a cart. — 6. *Sakuntala*, a Sanscrit drama by Kalidasa, a poet of the 6th century A.D. The *Song of Solomon* in the Old Testament dates from the 4th century B.C. It is a collection of marriage songs, but has sometimes been regarded as dramatic. — 16. **auch . . . anders,** 'in precisely the same way,' i. e. dramatic art is just as dependent on the existence of speech and on the development of language as is thought. — 29. Mysteries were plays dealing with scriptural themes; the oldest date from the 8th century. Moralities were similar plays of an allegorical character. — 30 ff. John Heywood's (1497–1587) *Interludes* were satirical plays at the expense of the Church of Rome, written for the court of Henry VIII. **Faſtnachtſpiele,** 'Carnival plays,' i. e. farces and comedies given just before Lent. Faſtnacht, 'Shrove Tuesday.' Hans Rosenblüt (*circa* 1400–60) and Hans Sachs (1494–1576) were Nuremberg poets and playwrights.

240. 4 f. **die aber natürlich,** uſw. He means that even in the earliest period dramatic art was not wholly destitute of form (**nackt**), but showed at least the rudiments (Anſätze) of crude (Halb-) and mistaken (Schein-) dramatic structure (Organismen). — 8. **hiebei iſt der Volksgeiſt,** uſw. He holds the theory that the drama, like ballad poetry, according to some authorities, was communal in its origin, i. e. born of a popular instinct rather than of an individual writer. — 15. **Aber was reſultiert,** uſw. These primitive efforts interest *us* very much, but did they have the same value for the contemporaries alike of Shakespeare and of the inferior poets? — 24. Christopher Marlowe (1564–93) and Robert Greene (1560–92) were among the more distinguished contemporaries of Shakespeare.

241. 3. *The Jew of Malta* is a play by Marlowe. — 5 f.

But stay, what star shines yonder in the east?
The loadstar of my life, if Abigail. (ii. 1.)

—8 f. But soft! what light through yonder window breaks?
It is the east and Juliet is the sun. (ii. 2)

— 10. The Patriarch of Jerusalem is a Christian bigot in Lessing's play, *Nathan der Weise.* The words are however spoken by the Knight Templar (i. 6). — 28. **Schriftſteller,** G. C. Lichtenberg (1742–99), a Göttingen professor who conceived that Horace was indebted to his patrons Augustus and Maecenas in part for his ideas.

242. 6. Carlo Goldoni (1707–93), the famous Italian comedian, in his *Il Bugiardo, The Liar.* — 16. **phosphoresziert,** 'grows luminous.' — 22. Karl Solger (1780–1819), a distinguished writer on esthetics. Jean Paul Friedrich Richter (1763–1825), the novelist, wrote a *Vorschule der Ästhetik* (1805). — 24 ff. Lessing, *Hamburgische Dramaturgie,* 73: "If we have genius, Shakespeare will be to us what the *camera obscura* is to the landscape painter. Let him observe it diligently, to learn how Nature is projected on a flat surface, but he must not borrow from it." A *camera obscura* is a dark room to which light is admitted through a small aperture. The surrounding scene then appears on a flat surface in its natural colors. John Webster (1580–1625) the English dramatist.

38.

Richard Wagner (1813–83), beside his great operas, published much in elucidation of his musical theories.

By "programme music" we mean instrumental music that aims at suggesting definite scenes or a dramatic situation. The composer often furnishes a verbal description (programme) of the subject treated, to aid the imagination of the listener. The stricter school regards such an extension of the sphere of music as illegitimate. Beethoven's *Pastoral Symphony* is a simple example of such an effort, scenes of rural life, storm, etc., being suggested. Later composers, e. g. R. Strauss, Liszt, etc., have attempted much more elaborate themes.

243. 7. **welches,** uſw. i. e. which could express dramatic feeling but could not explain what it was about. — 11. **überſchriftlich bezeichnete,** 'indicated by the title.' — 20. Hector Berlioz, 1803–1869. — 21. Franz Liszt, 1811–86. — 26. **Vorgangsbildes,** 'conception.'

244. 5. **beſtimmt,** 'moved.' — 6. Beethoven's opera of *Fidelio* was originally called *Leonore,* and for it he wrote several overtures. — 14. On Weber cf. 12, 30, note. — 28. **Geſtaltung,** 'situation.' — 30. **Melodrammuſiken,** cf. 11, 33, note. The plural of Muſik = 'musical compositions' is rare. — 32. **Rezitativen,** i. e. passages that forwarded the dramatic action without any musical *raison d'être.*

245. 1. **muſikaliſchen Dramas,** i. e. Wagner's new type of opera. —

12. **klaſſiſch Geblieben,** 'claim of being still classic,' i. e. musically orthodox. — 14. **Miſchgewächs,** 'hybrid.' — 21. **Prägnanz,** 'effectiveness.' — 22. **es . . . fehlte,** 'it needed no less than a Beethoven.' — 24. **Als wir,** uſw., i. e. when we began again to write symphonies. — 29. **Sturmvögel,** 'stormy petrels,' because the innovators raised a storm. **Es ging . . . her,** 'Our symphonies were and are filled with pessimism and disaster.'

246. 1. **da . . . ausgeriſſen,** 'then our cosmic toothache was suddenly cured.' — 3. **ungariſch oder ſchottiſch,** the new school was fond of Hungarian and Scotch themes. — 13. **fallen** = ſein. — 18. **zähe Melodik,** 'sluggish flow of melody.' — 19. Chamber music is music written for a few instruments and designed to be played in a small hall. — 23. **verſtanden wiſſen durfte,** 'could make intelligible.' — 25. **plaſtiſchen,** cf. 63, 31, note. — 30. **Exzedenten,** 'seceders.'

247. 1. **Melodieenhäckſel,** 'a hash of tunes.' — 2. **vorgetrunkenem,** 'drunk to one's health.' — 3. **Firma,** 'trade-mark.' — 6. **programmatiſche Unterlegung,** 'an explanatory programme.' — 7. Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1809–47. — 8. **epiſchlandſchaftlicher,** 'narrative and landscape.' — 11. **Genrebilder,** '*genre* pictures,' i. e. domestic scenes and still-life. — 13. **Unterlagen,** cf. 247, 5.

39.

Rudolf Eucken is professor of Philosophy in the University of Jena.

248. 31. **Lebensform des Menſchen,** 'mould in which human life (thought) is cast.' — 32. **Zuſtändlichkeit,** 'neutrality.' — 33. **Subjekts,** 'individual'; **aus,** 'based on.'

249. 1. **Komplexe,** 'theories' (of life as a whole). — 16. **Lebensaffekt,** 'attitude to life.' — 24. **Entgegenkommen gegen,** 'response to.' — 27 f. **der einen, der anderen Seite,** i. e. priests *v.* people.

250. 33. **übergeſchichtlichen,** say 'spiritual.'

251. 2. **Geſamteindruck,** say 'superficial impression.' — 24. Origen (182–252) was the great theologian of the church before Constantine.

252. 8. **Beſonderheit,** say 'limitations.' — 18. **von der bloßen Zeit,** i. e. from its ephemeral characteristics. — 23. **zu vollem Erlebnis,** 'a personal experience.' — 26. **Weltgeſchehens,** 'cosmic process.'

40.

Emil Du Bois-Reymond (pronounce as in French), 1818–96, was professor of Physics in the University of Berlin. His mind was a philosophic one and he wrote much on the larger questions of philosophy and science.

253. 9. Francesco Petrarca (1304–74), Italy's great lyric poet, was one of the great scholars of his age. Giovanni Boccaccio (1313–1375), famed for his *Decamerone*, was also a zealous student of the Latin classics. — 12. On Humanism cf. 126, 10, note.

254. 18. **Kauſalitätstrieb,** 'impulse to trace cause and effect.' — 25. Cf. 179, 30, note. — 26. **Iſochronie,** 'isochronism,' the property by virtue of which a pendulum performs its oscillations in equal times. — 28. **Inſichgekehrtſein,** 'introspection.'

255. 27. **völkerpſychologiſchen Beſonderheit,** 'peculiarity of the national psychology.'

256. 3. Socrates (469–399 B. C.) was accused of corrupting youth and teaching the worship of other deities than those recognized by the state. — 6. *Acts of the Apostles*, 17. 23. — 16. Lessing in *Nathan der Weise*, following Boccaccio, makes Saladin ask a Jewish sage which is the true religion. The embarrassed Israelite takes refuge in the parable of the Three Rings, viz.: that the father of three sons, all loved and worthy, had a ring endowed with the property of making its owner beloved of God and man and head of the house. He fondly promises it to each of his sons. On his deathbed he has two other identical rings made and gives a ring to each. They quarrel as to which has the true ring. The judge to whom they appeal is unable to decide and bids them wait for the signs of the efficacy of the true ring — each striving to show by piety and loving-kindness that he has the prize. — 24. **Römer,** Pilate, *John* 18. 38. Cf. also *John* 18. 37.

257. 3. Goethe's *Faust*, I. 481. Faust's demand of the Spirit of Earth to reveal to him the secrets of nature. — 32. **Nativiſten,** 'intuitionists,' those who hold that moral ideas are innate, not drawn from experience.

258. 1. **Trägheit,** 'inertia.' — 8. Johannes Kepler (1571–1630) formulated the laws governing the movements of the planets. He held, following Pythagoras, that the planets were arranged in musical intervals (harmony of the spheres). — 11. Archimedes, the Greek mathematician, 287–212 B. C. — 18. *Mare tenebrosum*, 'cloudy sea.' — 21. **der Idee nach,** 'in principle.' — 22 ff. Galileo's *Discorsi e dimostrazioni matematiche*,

1638. Sir Isaac Newton (1643–1727) published his *Philosophiæ naturalis principia mathematica* in 1687. Gottfried Wilhelm Leibnitz (1646–1716) united a keenly philosophical mind with a strong taste for science. — 28. **das techniſch-induktive,** 'the one based on practical induction (experiment).' — 31. **Darauffichführenlaſſens,** 'tracing effects to their causes.'

259. 12 ff. Virgil's *Georgics*, ii, 490 ff. — 26. **anthropozentriſchen,** 'anthropocentric,' regarding man as the sole object of interest. — 31. **internationale,** say 'national.'

260. 7 ff. The references here and below are to the opening pages of Macaulay's essay *Ranke's History of the Popes.* — 19. Thales (*circa* 600 B. C.), Simonides (556–467 B. C.), Greek philosophers.

415722

LaG.Gr
N6164m

Nichols, Alfred Bull (comp.)
Modern German prose.

NAME OF BORROWER.

DATE.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET